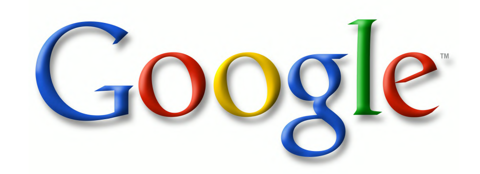
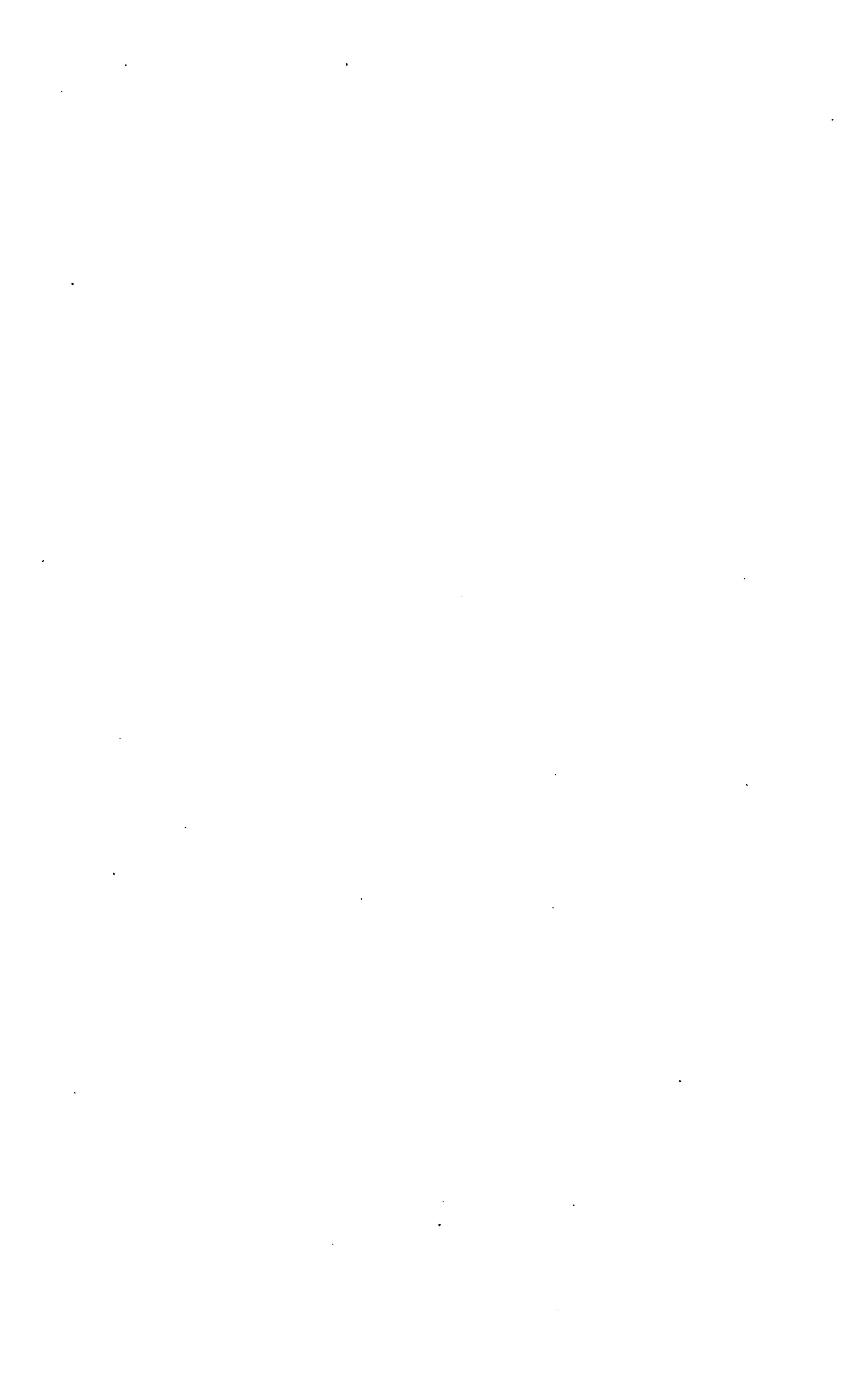



UC-NRLF
$B 23 429





Reise S. M. Schiffes „Zrinyi"

über

Malta, Tanger und Teneriffa

nach

Westindien

in den Jahren 1885 und 1886.

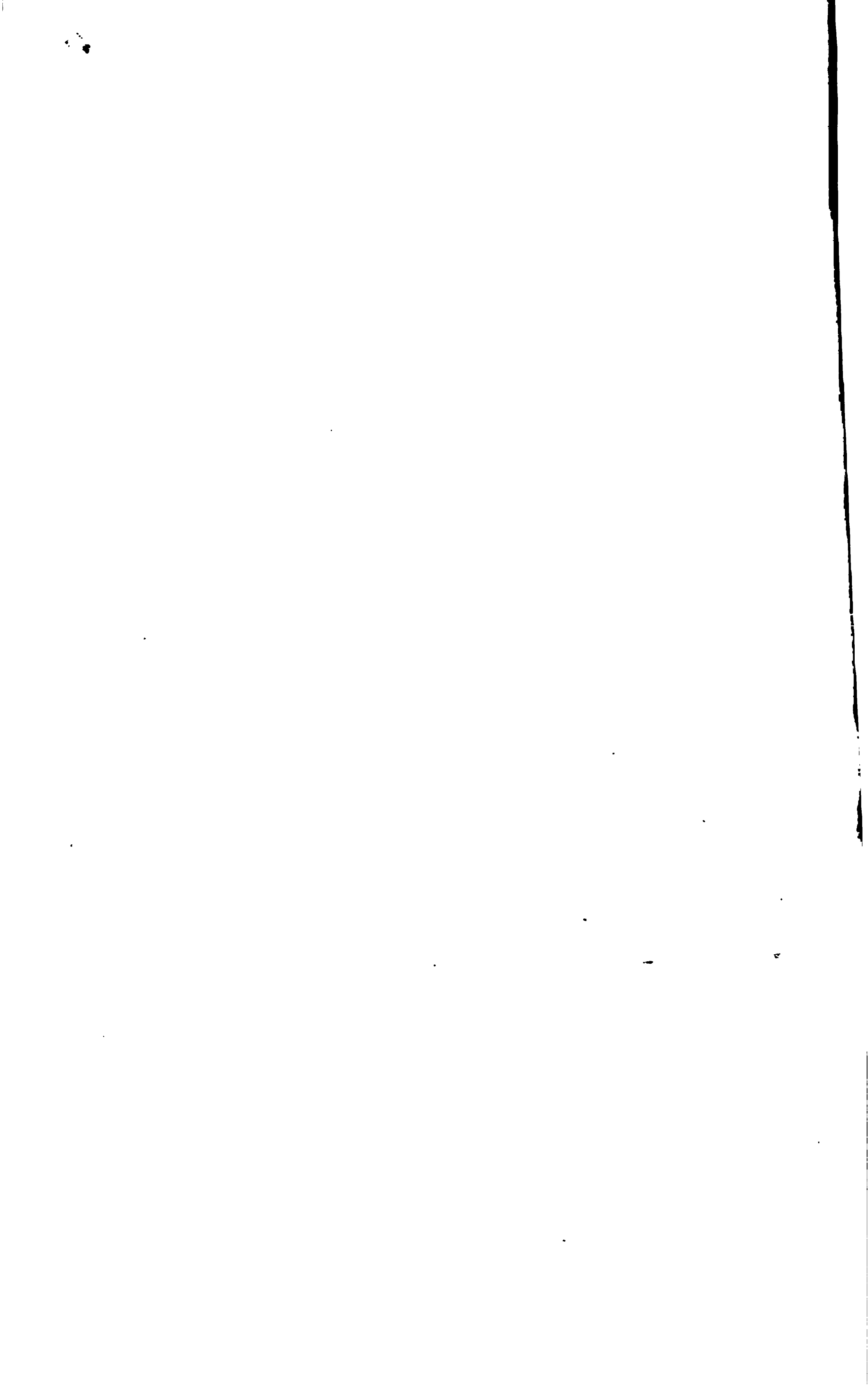
Auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegsministeriums, Marine-Section, mit Zugrundelegung der Berichte des Schiffscommandanten, zusammengestellt

von

Jerolim Freiherrn von Benko,
k. k. Corvettencapitän.

Beilage zu „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens" 1887, Heft XI.

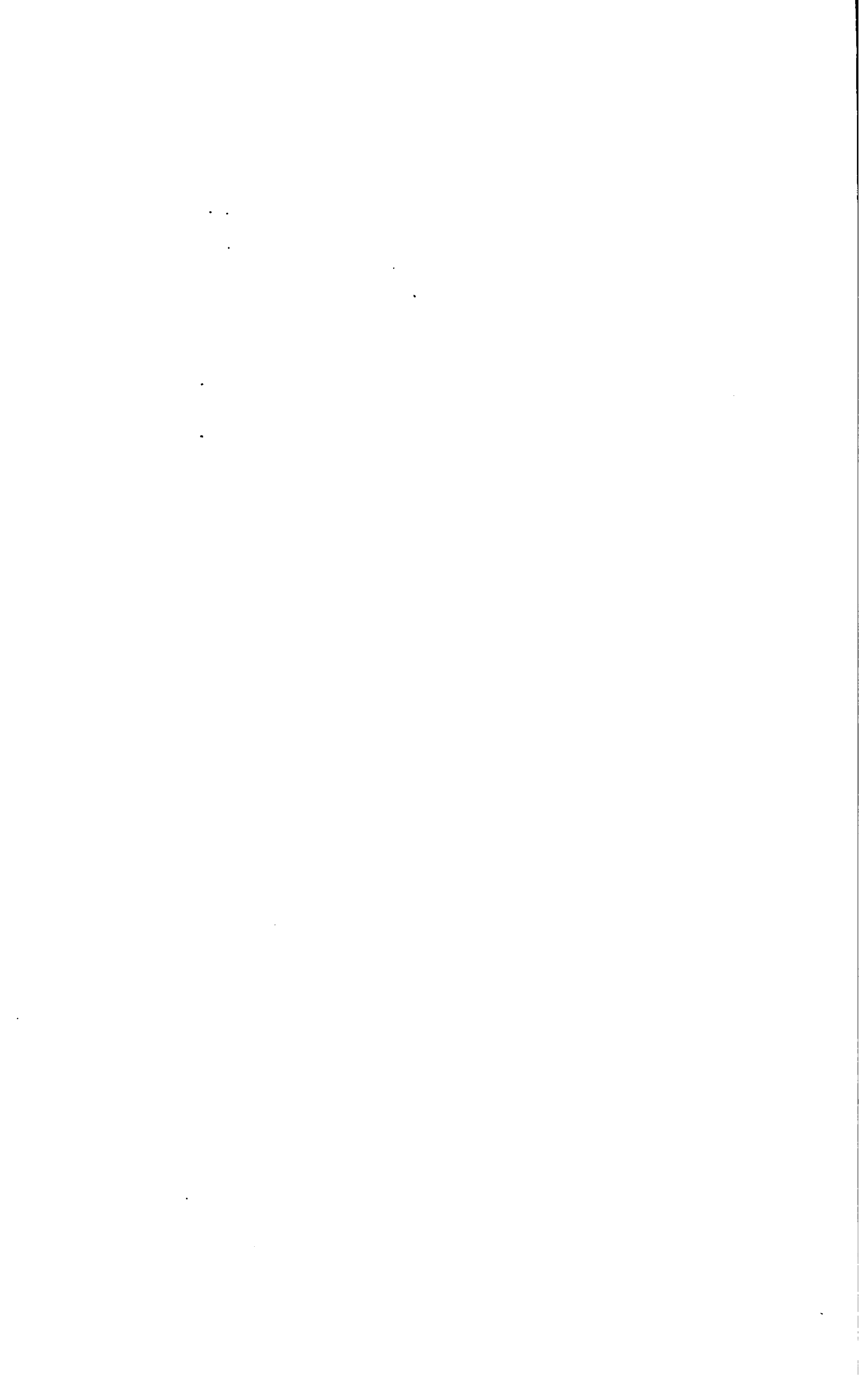
Pola.
Druck und Commissionsverlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.
1887.



III. Die Rückreise.

Seite

IV. Anhänge.



S. M. Schiff ZRINYI [1]), Commandant Fregattencapitän Vincenz Edler v. Rosenzweig, wurde vom k. k. Reichs-Kriegsministerium (Marine-Section) bestimmt, am 1. September 1885 eine transatlantische Reise anzutreten, deren Dauer, angesichts der Absicht das auf der genannten Corvette eingeschiffte Personale bei Indienststellung des für das Frühjahr 1886 in Aussicht genommenen Übungsgeschwaders heranzuziehen, auf $7^1/_2$ Monate festgesetzt war.

Die Route, welche für diese Reise fürgewählt wurde, gieng über Gravosa nach der Straße von Gibraltar, kreuzte den atlantischen Ocean nach der Insel Trinidad, hatte den Besuch nahezu sämmtlicher größeren und commerziell wichtigen Antilleninseln: Barbadoes, St. Vincent, Sta. Lucia, Martinique, Dominica, Guadeloupe, Antigua, St. Christoph, St. Thomas, Porto Rico, Hayti, Jamaica dann Aspinwalls, Havanas, schließlich einer der Bahamainseln, New Providence, zu umfassen und nach abermaliger Berührung Gibraltars in die heimischen Gewässer zurückzuführen.

Mit Hinblick auf die seemännische Ausbildung der Mannschaft und auf die nothwendige Ökonomie sollte sich die Corvette zumeist der Segel bedienen und war auch die Route derartig angelegt, dass die voraussichtlichen Windverhältnisse die Verwendung dieses Motors auf das ausgiebigste förderten. Immerhin wurde aber wegen der kurz bemessenen Zeit die Inanspruchnahme der Maschinenkraft bei Windstille und flauen Gegenbrisen im Mittelmeer und in besonderen Fällen behufs Aufsuchens günstiger Windverhältnisse gestattet.

Der Aufenthalt in den Häfen des Mittelmeeres sollte auf die zur Ergänzung der Vorräthe nothwendige Zeit beschränkt bleiben, in den transatlantischen Häfen aber thunlichst der commerciellen und sonstigen Bedeutung entsprechend ausgedehnt werden.

---

[1]) Die Glattdeckscorvette ZRINYI wurde nach dem Compositesysteme erbaut, im Jahre 1871 vom Stapel gelassen, hat 1340 *t* Deplacement, eine Maschine von 1170 *ind. e*, ist mit vier 15 *cm*-Geschützen, zwei 25 *mm* Nordenfelt-Mitrailleusen und einem 7 *cm* Uchatius als Boots- und Beigeschütz armirt, führt Barktakelage und hat einen Bemannungsstand von 209 Köpfen. Ihr Stab bestand nebst dem Commandanten aus den Linienschiffslieutenants Moriz Sachs (Gesammtdetailofficier), Gustav Schindler (Artillerie-Officier), Hermann Pleskott (Manöverofficier), Adolf Sobiecky (Navigationsofficier); den Linienschiffsfähnrichen Otto Regner Ritter von Bleyleben, August Graf Lanjus von Wellenburg, Anatol Freiherr von Petz; den Seecadetten Erwin Raisp Edler von Caliga, Constanz Willenik, Wladimir Momčilović, Hugo Welschan, Robert Graubner, Arthur Vital; dem Fregattenarzt Dr. Arthur Plumert; dem leitenden Maschinisten Josef Illner, den Maschinisten dritter Classe Wilhelm Noelle, Adolf Ihan und dem Marinecommissariats-Adjuncten zweiter Classe Stanislaus Janowski (Schiffsrechnungsführer).

Um die Corvette nicht den Gefahren der in Westindien während der Monate August bis October häufig vorkommenden Cyklonen auszusetzen, war die Verfügung getroffen, dass dieselbe in Trinidad keinesfalls vor dem 1. November einzutreffen habe, und war deshalb der Commandant für den Fall einer unerwartet günstigen raschen Reise angewiesen, Funchal, eventuell Teneriffa anzulaufen und daselbst kurzen Aufenthalt zu nehmen.

Selbstredend müsste den sanitären Verhältnissen Rechnung getragen werden, und sollte die Corvette mit epidemischen Krankheiten behaftete und verseuchte Orte selbst als Zufluchtshäfen zu benützen vermeiden, daher denn auch ein theilweises Abweichen vom Reiseprogramm, wenn hygienische Gründe dafür sprachen, statthaft war.

Der Hauptzweck der Expedition, lag nebst der Ausbildung von Stab und Mannschaft, in der Wahrnehmung der commerciellen und consularischen Angelegenheiten der berührten Gebiete und in der mit allen Kräften anzustrebenden Förderung der handelspolitischen Beziehungen unseres Staates zu jenen Ländern.

Speciell ausgearbeitete Instructionen gaben dem Commandanten die hiezu nothwendigen Anhaltspunkte, und war derselbe angewiesen, den ausgesprochenen Wünschen der interessirten Handelskammern und den gestellten Fragen soweit als nur immer möglich Rechnung zu tragen.

Um die Reise nach jeder Richtung hin lehrreich und fruchtbringend zu gestalten, hatten die zum Schiffsstabe gehörigen Personen jede sich darbietende Gelegenheit zu benützen, um die Zwecke der k. k. Kriegsmarine, der Schifffahrt und der Wissenschaft zu fördern. Alles auf Kartographie der Küsten sowie auf die allgemeinen hydrographischen und Wetterverhältnisse Bezügliche, was geeignet erschien die hierüber bekannten Daten zu ergänzen und zu berichtigen, sollte gesammelt und, wo es die Zeit gestattete, vorgefundene Unrichtigkeiten durch eigene Aufnahmen und Lothungen rectificirt werden [1]).

Der seemännischen und militärischen Ausbildung der Mannschaft und der Entwickelung ihrer geistigen Anlagen, dann der Heranbildung von Unterofficieren, besonders aus den aus der Jungenschule hervorgegangenen Matrosen war specielle Aufmerksamkeit zu widmen.

Zur Erhaltung der Gesundheit der Bemannung sollten alle jene hygienischen Maßnahmen Anwendung finden, welche geeignet erscheinen, Stab und Mannschaft vor den schädlichen Einflüssen des Klimas zu bewahren.

Im besonderen galt dies in Bezug auf die Beurlaubung der Mannschaft, welch letzterer in Hinsicht auf das Verhalten am Lande die nöthigen diätetischen Regeln geläufig zu machen waren.

Mit Bezug auf die Tagesordnung durften die durch die klimatischen Verhältnisse der Tropen bedingten Modificationen vorgenommen werden.

Außerhalb des Mittelmeeres im allgemeinen, in den Tropen jedoch ausschließlich, durfte nur destillirtes Wasser verabreicht werden, dem bei großer Hitze Essig oder Citronensäure beizumengen kam.

Nachdem das k. k. Reichs-Kriegsministerium die Absicht hegt, das Museum des k. k. See-Arsenales nach und nach durch solche Objecte zu bereichern, welche von maritimem oder ethnographischem Interesse sind, und gleichzeitig eine Erinnerung an die von den einzelnen Schiffen zurückgelegten Reisen bilden,

---

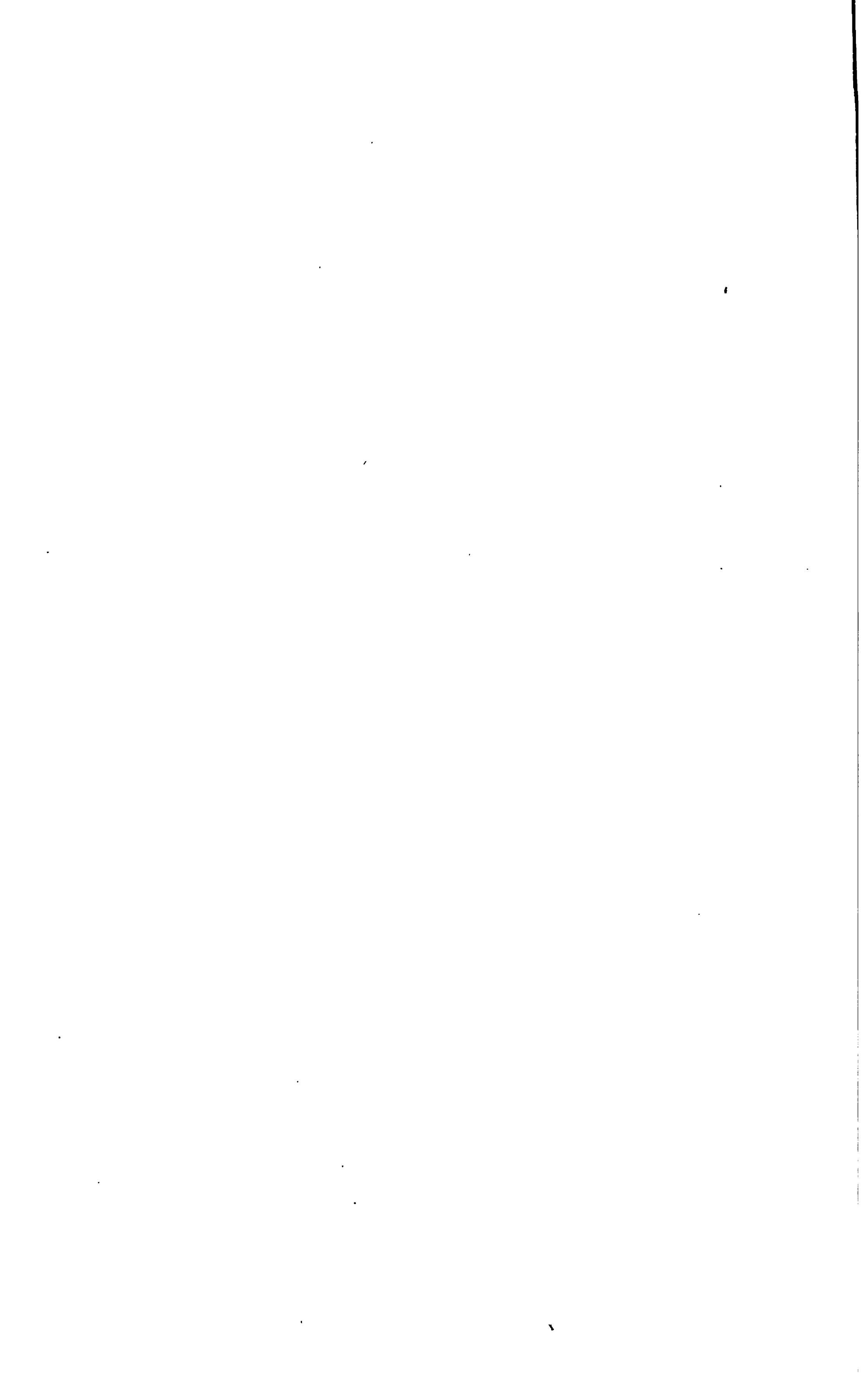
[1]) Die Veröffentlichung der so erlangten Daten geschah in den „*Kundmachungen für Seefahrer*“, herausgegeben vom hydrographischen Amte der k. k. Kriegs-Marine.

so erhielt das Schiffscommando auch den Auftrag, derartige Gegenstände anzukaufen und bei der Wahl vornehmlich das maritime und militärische Interesse zu berücksichtigen. Modelle oder Zeichnungen landesüblicher Fahrzeuge, Besegelungen u. dgl., dann Schiffs- und Fischereimateriale, Waffen und Rüstungen waren in dieser Richtung vor allem ins Auge zu fassen.

Auch die Bereicherung der Hofmuseen war in Betracht zu ziehen und wurden dem Schiffe daher von Seite dieser Institute entsprechende Instructionen mitgegeben.

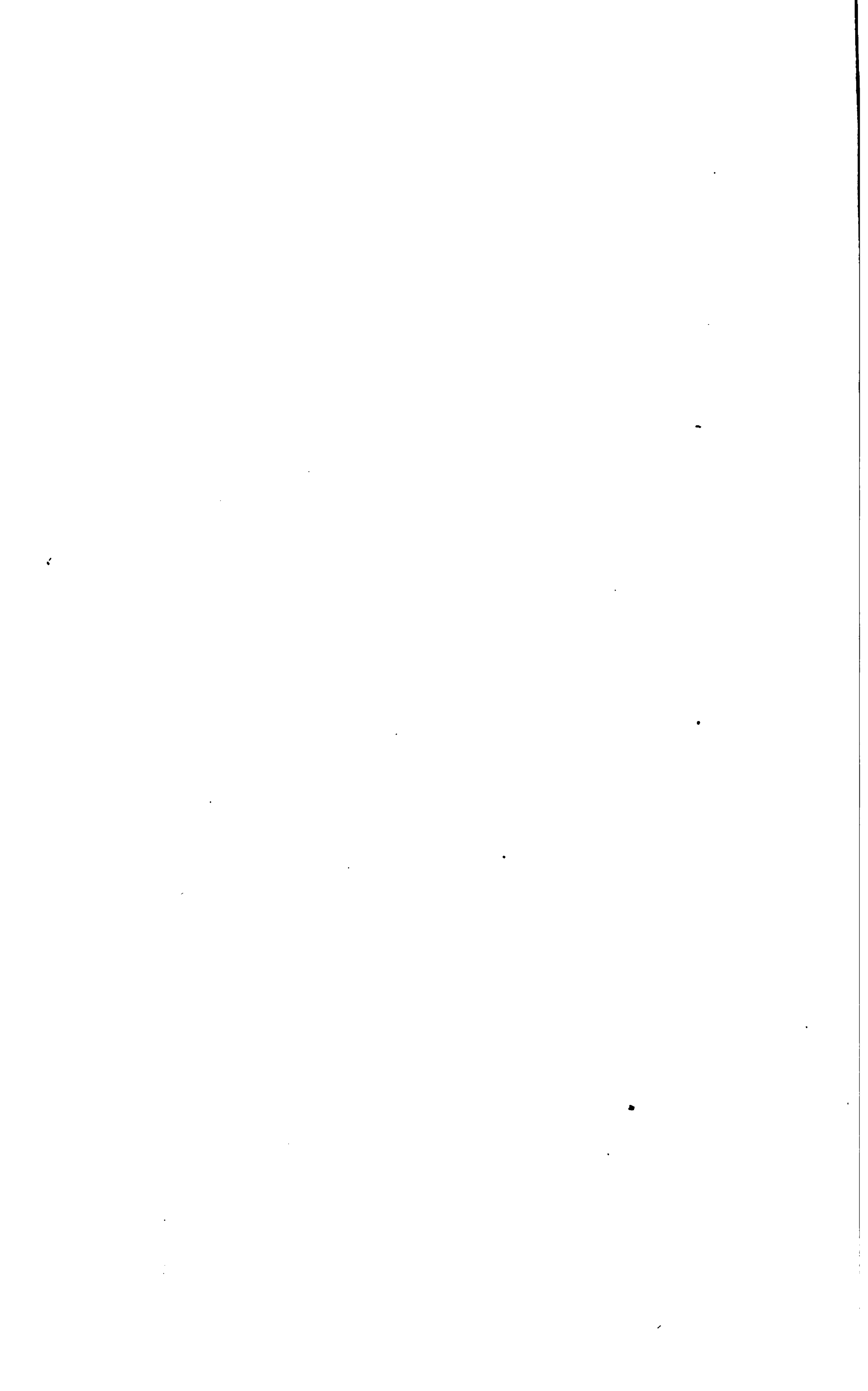
Von dem festgesetzten Reiseprogramm wich Zrinyi insoferne ab, als die Reise nach der Landenge von Panama, dem interessantesten Punkte auf der Reiseroute, wegen des daselbst epidemisch aufgetretenen gelben Fiebers und der in weiterer Folge durchzumachenden Quarantaine (welche damals allen Provenienzen von Aspinwall-Colon auferlegt wurde) unterbleiben musste.

Der strengen Beobachtung aller hygienischen Maßnahmen verdankte die Corvette denn auch, dass trotz äußerst ungünstiger meteorologischer Verhältnisse, welche das Deck und die inneren Räumlichkeiten des Schiffes nahezu andauernd in feuchtem Zustande erhielten und den Aufenthalt am Bord zu einem der Gesundheit wenig förderlichen machten, der Krankenstand sich in den minimalsten Grenzen bewegte, und auch von dieser geringen Anzahl der größte Theil der Krankheitsfälle mit der Schiffshygiene in keinem ursächlichen Zusammenhange stand.



I.

Über Malta, Tanger und Teneriffa nach Westindien.



Nachdem die Indienststellung S. M. Corvette ZRINYI am 15. August erfolgt und noch eine zweite besonders angeordnete Schiffsprobefahrt am 19. vorgenommen worden war, wurden die übrigen Tage des Monates August dazu benützt, die Vorbereitungen für die Reise zu treffen und die Mannschaft in ihren Verrichtungen an den rollenmäßig fixirten Posten zu schulen.

In der Nacht vom 31. August auf den 1. September verließ das Schiff den Centralhafen und trat damit seine Mission an.

Nach einer bei wenig günstigen meteorologischen und Windverhältnissen unter Dampf zurückgelegten Reise, während welcher selbst die Richtsegel nur selten in Verwendung treten konnten, wurde der Hafen von Gravosa angelaufen um daselbst die Vorräthe an Kohlen zu ergänzen.

Ungünstige telegraphische Wetterberichte verzögerten das Auslaufen der Corvette aus diesem Hafen bis zum 6. September morgens.

Auch auf der Weiterreise waren die Windverhältnisse wenig günstig, so dass, ausgenommen eine kurze Strecke bei Cap Sta. Maria di Leuca, wo durch einige Stunden hindurch alle Segel und Leesegel geführt werden konnten, die Dampfkraft benützt werden musste.

An der Ostküste von Sicilien verzögerten heftige Gewitterböen mit häufigen Regenschauern dann frischender Westwind die Fahrt und veranlassten den Commandanten, um den Kohlenvorrath nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen und auch den entstandenen Abgang zu decken, den Hafen von Valetta auf Malta anzulaufen, woselbst die Corvette mittags den 9. einlangte. Unter Führung eines Hafenlotsen wurde sie zuerst in Grand Harbour zwischen zwei Bojen, dann über Aufforderung des englischen Escadrecommandanten Lord John Hay, mit dem englischen Panzerschiffe ORION den Platz zu wechseln, nachmittags in der Bighi-Bai vertäut.

Bezüglich des Kohlenverbrauches während der Überfahrt angestellte Versuche ergaben, dass für längere Fahrten 50—55 Rotationen, welche einem Kohlenaufwande von 750—780 *kg* in der Stunde und einer Fahrtgeschwindigkeit von 6—7 Knoten entsprechen, die meiste Ökonomie des Brennmateriales und die rationellste Verwertung desselben bieten.

Auf der Höhe von Saseno waren S. M. Schiffe MINERVA und ALBATROS gesichtet und mit beiden das Erkennungssignal gewechselt worden; in Malta lag der größte Theil der unter den Befehlen des Viceadmirals Lord John Hay stehenden englischen Mittelmeerescadre. Von derselben waren zur Zeit anwesend: Das Flaggenschiff Casemattschiff ALEXANDRA, die Casemattschiffe SUPERB, ORION, TEMERAIRE, die Thurmschiffe DREADNOUGHT, THUNDERER, Kanonenboote CONDOR,

CYGNET und der Radaviso HELICON, schließlich das Hafenwachschiff HIBERNIA und das Segelschulschiff CRUIZER.

Während des $2^1/_2$tägigen Aufenthaltes in Valetta wurden sämmtliche Vorräthe ergänzt, das Kohlenquantum aber, mit Rücksicht auf die ausgezeichnete Qualität (Nixon) und den äußerst billigen Preis von 21 sh pro Tonne auf 225 *t* gebracht.

Der k. und k. Viceconsul v. Kohen fand sich gleich nach dem Einlaufen der Corvette an Bord derselben ein. Während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes war der genannte k. und k. Viceconsul eifrigst bemüht, dem Schiffsstabe und der Administration fördernd an die Hand zu gehen.

---

1. Malta.

Die Phönicier des Alterthumes, welche anderthalb Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung Malta erreichten und zu einer blühenden Colonie machten, haben seit Beginn dieses Jahrhunderts ihre Nachfolger in den Phöniciern der Neuzeit — den Engländern — erhalten.

Die kleine, nach Malta benannte Inselgruppe, welche in den punischen Kriegen eine Rolle gespielt, an deren felsigen Küsten der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten [1]), welche Gothen- und Sarazenenherrschaft getragen, Normannen und Arragoniern unterworfen gewesen, durch Jahrhunderte ein lockeres Lehen Siciliens gebildet, seit Kaiser Carl V. Sitz eines edlen und tapferen Ritterordens geworden und unter der Regierung von 28 Großmeistern (Lisle d'Adam 1530 bis Hompesch 1798) geblieben, — wurde am 15. Juni 1798 von Napoleon Bonaparte auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Egypten in raschem Anlaufe für Frankreich erobert. Als aber wenige Wochen später, am 1. August, Napoleons Flotte in der Bucht von Abukir ihr Grab gefunden hatte, blieb die auf Malta unter Vaubois zurückgelassene Besatzung auf sich selbst angewiesen; englische Kreuzer schnitten ihr die Zufuhren ab, und die schon nach drei Monaten gegen die Franzosen aufgestandene Bevölkerung schritt, von wenigen Engländern, Neapolitanern und Portugiesen unterstützt, zur Belagerung von La Valette, wohin die Franzosen zurückgedrängt worden waren. Am 4. September 1800, nach zweijähriger Belagerung, musste Vaubois vor den Engländern capituliren. Die im Frieden von Amiens 1802 verfügte Wiedereinsetzung des Johanniterordens als Souverain auf Malta begegnete in der Bevölkerung lebhaftem Widerstande; der Anschluss an England wurde verlangt, und die meerbeherrschende Nation wusste es zu erreichen, dass der Länder und Völker vergebende Congreß zu Wien im Jahre 1814 ihr die Herrschaft über Malta, diese wichtige Mittelmeerposition, endgiltig zusprach.

Der Besitz von Malta ist unstreitig für England von größter Bedeutung. In der Mitte des südlichen Beckens des Mittelmeeres gelegen, ist Malta eine Etappe auf dem Wege nach der Levante und nach Ostindien, und zugleich geeignet, die Operationsbasis für eine irgendwo im Bereiche des Mittelmeeres

[1]) Diese Thatsache findet in neuerer Zeit Widerspruch durch die Behauptung, Paulus Schiffbruch im Jahre 58, habe nicht auf Malta, sondern auf unserer Insel Meleda stattgefunden.

operirende Flotte abzugeben. England hat auch, seit es sich im Besitze Maltas befindet, nichts versäumt, um diesen Platz seiner militärischen Wichtigkeit entsprechend zu befestigen, zu bewaffnen und mit allen erforderlichen technischen und sonstigen Einrichtungen zu versehen. Docks, Werkstätten und Depôts wurden in großem Maßstabe angelegt. Eine Garnison von 10 770 Mann, die stärkste von allen Garnisonen in englischen Colonien, ist in Malta permanent, und zugleich ist hier die Commandostation der englischen Mittelmeerflotte. Aber über der militärischen Wichtigkeit Maltas und der Fürsorge für die Widerstandskraft und kriegerische Leistungsfähigkeit dieses Platzes wurde nicht übersehen, dass die Lage Maltas und die Vortrefflichkeit seines Hafens für den Seehandel die bedeutendsten Vortheile bieten; ein günstiger gelegener Hafen für Verproviantirung, Ausbesserung oder temporäre Zuflucht ist schwer denkbar. Den Einrichtungen, welche diesen Zwecken dienstbar sind, hat die englische Regierung gleichfalls alle Sorgfalt angedeihen lassen; und so wie sich Bevölkerungszahl, Wohlstand und Bildung auf Malta unter dem englischen Regime in erfreulicher Weise gehoben haben, ist Malta auch ein bedeutender Handels- und Verkehrsplatz geworden. Der Hafen, welcher im Jahre 1837 zum erstenmale ein Dampfschiff (von 137 *t*) einlaufen sah, wurde im Jahre 1879 von 2894 Dampfern mit einem Gesammttonnengehalte von 2 781 806 *t* besucht. Die Einnahmen Maltas, welche 1837 erst 95 600 £ betrugen, waren 1879 auf 183 794, 1883 auf 205 506 £ gestigen. Diese Einnahmen decken die gesammten eigenen Ausgaben der Colonie (183 738 £ im Jahre 1883), und selbst zu den vom Mutterlande zu tragenden Kosten für Garnison und Flotte können jährlich 5000 £ beigetragen werden.

Die Güterbewegung im Hafen ist eine enorme; doch ist in den Zahlen, welche dieselbe für 1883 mit 22 750 512 £ Import und 21 970 678 £ Export angeben, auch der Wert jenes — weitaus größten — Theiles der Waren inbegriffen, welche Malta an Bord derselben Schiffe wieder verlässt, auf welchem er nach Malta gekommen; dem Werte solcher Durchfuhr von circa 18 000 000 £ im Jahre 1879 standen an wirklich gelandetem Import 794 565 und an thatsächlich verschifftem eigenen Export 216.050 £ gegenüber.

Die Schiffsbewegung im Jahre 1880 repräsentirte einen Gesammttonnengehalt von 6 174 234 *t*; im gleichen Jahre waren 384 272 *t* Steinkohle für Zwecke der Schiffahrt eingeführt und verkauft worden. Im Jahre 1883 betrug die Gesammtschiffahrtsbewegung 9 618 965 *t*. Von letzterer Zahl entfielen 8 445 905 *t* auf die englische, 1 173 060 *t* auf andere Flaggen; 9 317 325 *t* auf Dampfer und nur 301 640 *t* auf Segler.

In der That concentrirt sich das gesammte commercielle Leben und Treiben der englischen Kroncolonie Malta in der Hauptstadt und dem Haupthafen La Valette.

Die Colonie selbst besteht aus der ganzen Inselgruppe: Malta, Gozzo, Comino, Cominotto und Filfla mit einem Gesammtareal von 322,6 km^2 — wahrscheinlich die Reste einer einstmaligen Inselkette zwischen Sicilien und dem afrikanischen Continente. Geologisch betrachtet, gehört die ganze Inselgruppe der späten Eocene an; weißer, grauer, röthlicher und gelber Sandstein herrschen vor, und die See wäscht und brandet unaufhörlich an diesen weichen Gesteinsarten, den Umfang der Inseln und Inselchen langsam aber stetig verkleinernd. Die Oberfläche von Malta ist hügelig, doch erreicht die größte Bodenerhebung nur 750 Fuß; keinerlei fließendes Gewässer, See oder Teich existirt auf der Insel, welche überhaupt sehr wasserarm ist. Wenn demnach auch keine Waldungen

vorhanden sind, so bringt das milde Klima, von emsiger Arbeit der Landbewohner unterstützt, auf der dünnen Humusschichte Maltas doch eine ausgiebige Nutzvegetation hervor. Große Quantitäten vorzüglicher Kartoffelgattungen werden eigens für den Londoner Markt gezogen, finden aber neuerer Zeit auch ihren Weg nach Triest; der Ertrag an Korn genügt für den viermonatlichen eigenen Bedarf; Baumwolle gedeiht, ein besonders schöner roth blühender Klee, dann Orangen und Feigen gehören zu den hauptsächlichsten Bodenerzeugnissen, welche zu Zeiten bis dreimal des Jahres geerntet werden. Die Humusdecke ist, wie schon erwähnt, nur sehr dünn; die meist abschüssige Lage der bebauten Stellen hat daher zur Verhütung des Abschwemmens von Erdreich zum Gebrauche geführt, die Felder und Gärten mit Mauern einzufrieden. Diese Mauern, welche oft reizvolle Gärten umschließen, sind es, welche Malta von der See aus gesehen, einen kahlen Anstrich verleihen. Doch ist das Gesammtbild trotzdem, namentlich bei tiefem Stande der Sonne, ein farbenprächtiges, wenn die gelben und braunen Töne des Landes, hin und wieder durch die dunklen Laubmassen des Johannisbrodbaumes und der Stachelbirne gehoben, sich harmonisch von der tiefblauen Farbe der See abheben.

Die Flora der Inselgruppe ist mit jener der benachbarten afrikanischen Regionen identisch (Malta wird deshalb geographisch häufig als zu Afrika gehörig betrachtet) und Palmen, Cactus, sowie andere Gewächse der subtropischen Zone kommen auch hier vor. Die Fauna hingegen ist eine durchaus europäische; bemerkenswert ist der schon von Strabo erwähnte Malteser Hund, von welcher Race einzelne Exemplare, obwohl domesticirt, noch vorkommen. Ziegen sind zahlreich, Esel und Maulthiere von besonderer Schönheit, Kühe nur in geringer Zahl vorhanden. An Vögeln zählt man zwölf einheimische Species; große Scharen europäischer Zugvögel rasten oder überwintern hier.

Das Klima Maltas ist der Gesundheit zuträglich; der Sommer bringt allerdings eine tropische Hitze, doch sind die Wintermonate sehr angenehm, und seit einigen Jahren wird Malta als Aufenthalt für Lungenkranke gerühmt. Der Scirocco, welcher die Hitze der afrikanischen Wüsten mitbringt, und unterwegs von der salzigen Feuchtigkeit der See saturirt wird, ist allerdings unerträglich; er springt namentlich in den Monaten August und September plötzlich auf, doch dauert er selten mehr als wenige Stunden. Schnee ist unbekannt, nicht so der Hagel, welcher zwischen September und Februar, der Zeit starker Regenfälle, öfters vorkommt.

Die Bevölkerung Maltas (mit Gozzo) zählte nach dem Census vom 3. April 1881, ausschließlich der englischen Garnison, 149 782 Seelen. Diese Ziffer entsprach einer Zunahme um etwas über 8000 Einwohner seit 1871, und erhöhte sich nach dem Census von 1883, also in nur zwei Jahren, um weitere 4474 Seelen. Im Jahre 1884 wird die Bevölkerungszahl mit 156 675 angegeben, also eine Zunahme um 2419 in einem Jahre. Obwohl die Angehörigen der höheren Gesellschaftsclassen vielfach mit Elementen spanischer, französischer und italienischer Abkunft versetzt sind, so ist doch die breite Masse der Bevölkerung unverkennbar arabischen Ursprungs, etwa mit süditalienischem Blute zu geringem Theile gemischt. Es sind also hier die Sarazenen, welche sich als die stärkste der Racen erwiesen haben, welche Malta im Laufe der Zeiten bevölkerten. Thatsächlich sind auch heute noch 70 Procent der Vocabeln, aus denen die Sprache der Einheimischen besteht, arabische Worte, und der Rest ist ein corruptes Italienisch; auf Gozzo soll das unverfälschteste Maltesisch gesprochen werden. Die Malteser sind stark und wohlgebildet, ein dunkler, hübscher und

geschmeidiger Menschenschlag; die Weiber, wie alle Südländerinnen, von kurz dauernder Jugendschönheit. Der Volkscharakter ist heiter und humorvoll, arbeitsam, nüchtern und bedürfnislos; allerdings fließt heißes Blut in den Adern der Malteser und das Messer ist schnell bei der Hand.

Malta ist politisch in 26 Bezirke — Casals — eingetheilt; einige der Ortschaften sind groß und volkreich, aber auch jedes kleine Dorf hat seine Kirche, welche oft von bemerkenswerter Schönheit ist. Das katholische Gefühl ist überhaupt auf Malta sehr lebendig. Etwa in der Mitte der Insel liegt die alte Hauptstadt auf einem der höchsten Hügel des Landes. Seit der Gründung von Valetta durch die Johanniter führt diese alte Stadt den Namen Città Vecchia; die Römer hatten sie Civitas Melita, die Sarazenen Medina (= Stadt) genannt. Sie enthält bemerkenswerte Alterthümer und eine durch das Erdbeben von 1693 zerstörte aber wieder aufgebaute Cathedrale.

Die neue, als Kriegsplatz sowie als Handelshafen gleich bedeutende Hauptstadt ist, wie schon erwähnt, Valetta. Sie liegt auf einer felsigen Landzunge, welche den größten Hafen von Malta in zwei gleiche Becken theilt. Auf den kleinen Halbinseln, welche diese Becken neuerdings in mehrere Bassins theilen, erheben sich eine Art Vorstädte, von den Engländern The three Cities genannt. Die eine derselben, unter dem Fort St. Angelo gelegen, ist viel älter als das erst von den Johannitern gegründete Valetta. Sie führt den Namen Vittoriosa zum Andenken an die siegreich bestandene Belagerung von 1565.

Die steingepflasterten Straßen von Valetta laufen längs und quer des Rückens auf dem die Stadt erbaut ist, und die Querstraßen enden an steilen Treppengängen, welche zur See herabführen. Die durchaus aus Stein erbauten Häuser sind häufig groß und luxuriös, meist mit den im Süden üblichen flachen Dächern und großen mit Holz gedeckten Balkons versehen, was den Straßen ein eigenartiges Aussehen verleiht. Man bemerkt mehrere schöne öffentliche Gebäude: den Gouvernementspalast, das neue Opernhaus, die Bibliothek (48 000 Bände enthaltend und täglich zu freier Benützung eröffnet), die ehemaligen Paläste der Johanniter, sonderbarerweise »Auberges« genannt, unter welchen die Auberge de Castile die vornehmste; die englische und zahlreiche katholische Kirchen. Die Cathedrale St. Johann besitzt die berühmte »Enthauptung Johannis« von Caravaggio.

Die meisten der großen Bauten stammen aus der Zeit der Herrschaft des Johanniter-Ordens. Das von den Rittern erbaute Hospital enthält einen bemerkenswerten Saal von 503' Länge; die weitläufigen unterirdischen, in den Felsen gehauenen Räume, welche ehemals zum Aufenthalte der Sclaven geschaffen wurden, dienen jetzt als vortreffliche Magazine für die Vorräthe der englischen Mittelmeerflotte. Die Befestigungen, welche von den Rittern angelegt, Malta nahezu uneinnehmbar machten, sind von den Engländern erweitert und modernisirt worden und alle Anlagen, deren eine Seefestung ersten Ranges heutzutage bedürftig ist, wurden geschaffen.

Die Stadt ist rein gehalten, und das lebhafte Getümmel von Menschen aller seefahrenden Nationen gibt ihr ein heiteres und angenehmes Gepräge. An größeren Arbeiten sind in den letzten Jahren Wasserwerke zu besserer Versorgung der Stadt und ihrer Befestigungen mit Trinkwasser und eine Eisenbahn von Valetta nach Città Vecchia in Angriff genommen worden.

Der Aufenthalt in Malta gilt namentlich während der Wintermonate als ein sehr angenehmer, und ist auch thatsächlich der Zufluss an Fremden, welche vom warmen Winter Maltas angezogen werden, derart im Steigen, dass man den

Aufenthalt der Wintergäste als eine Quelle des Wohlstandes für die Eingebornen in Rechnung zu ziehen beginnt.

Der Besuch von Malta, welcher S. M. Schiff Zrinyi durch die herrschenden heftigen Gegenwinde aufgezwungen worden war, gestaltete sich durch die allgemeine entgegenkommende Haltung des k. und k. Generalconsuls v. Kohen sowohl, als der englischen Behörden und Würdenträger zu einem sehr angenehmen Intermezzo im ersten Theile der eben erst angetretenen Reise.

Als aber der für die Weiterreise hinderlich gewesene frische Westwind nachgelassen hatte und die bishin verbrauchten Vorräthe an Brenn- und Betriebsmaterial ergänzt waren, wurde mit der Fortsetzung der Fahrt nicht gezögert, sondern am 12. September morgens der Hafen unter Dampf verlassen.

In See gelangt, fand man anfänglich Windstille, die jedoch schon in geringer Entfernung von der Insel einem rasch an Stärke gewinnenden nördlichen Winde Platz machte. Dies veranlasste den Commandanten den Curs gegen das Leuchtfeuer von Rosello an der Südküste von Sicilien zu nehmen, um luvwärts zu gelangen und sich dann, unter Vermeidung des Skerkicanales mit seinen wechselnden mitunter sehr starken Strömungen, der Segel bedienen zu können. Die ungünstigen Wind- und Luftdruckverhältnisse ließen jedoch bald diese Hoffnung schwinden und bedingten das Abfallen gegen Pantellaria sowie die weitere Benützung der Dampfkraft. Flaue, zumeist schrale Brisen begleiteten das Schiff, welches den Curs gegen Cap Spartivento auf Sardinien genommen hatte, bis zum Morgen des 14., wo sich der nach Ost übergegangene Wind stetigte und die Corvette unter allen Segeln und Leesegeln guten Weg machen ließ.

Aus Rücksicht auf die vorgeschrittene Jahreszeit gieng die Route ca. 30 Meilen südlich von Sardinien und dann gegen Formentera. Bevor aber noch die Länge dieser Insel erreicht werden konnte, lullte die günstige Brise ein und flaue widrige Winde zwangen das Schiff den Rest der Reise bis Tanger unter Dampf zurückzulegen, woselbst es am 20. September um Mitternacht in $8^1/_2$ Faden Wasser vor Anker kam.

Während der Reise erlitt die Maschine in der Nacht vom 18. auf den 19. eine kleine Havarie, deren Behebung einige Stunden Arbeit in Anspruch nahm.

Zur Ermittelung der Strömungsverhältnisse wurden sehr häufige, in der Nähe der Straße von Gibraltar und in dieser selbst, stündliche Positionsbestimmungen vorgenommen. Das Resultat war die Constatirung der Richtigkeit der Angaben der Segelanweisung sowohl mit Bezug auf das Allgemeine als auch mit Rücksicht auf den Einfluss der Gezeiten, das Vorkommen von Driftströmungen bei länger andauernden Winden und den Verlauf derselben bei weit herausragenden Landspitzen.

---

2. Tanger.

(Hiezu Anhang *A*).

An der westlichen Einfahrt der Straße von Gibraltar liegt an einer weiten offenen Bucht, von den Wogen des atlantischen Oceans bespült, Tanger, jetzt der Haupthafen Marokkos, einst Tingis genannt und unter Kaiser Claudius römische Colonie und Hauptstadt der Provinz Tingitana oder des westlichen Mauritaniens. Aus der Gewalt der Römer kam Tanger in jene der Westgothen im fünften, in jene der Araber im achten Jahrhunderte. Im Jahre 1471 brachten die Portugiesen nach langen Kämpfen die damals reiche Stadt unter ihre Botmäßigkeit; fünf Brüder des Königs von Portugal hatten schon im Jahre 1437 die Stadt belagert, aber unverrichteter Dinge heimkehren müssen, den Prinzen Fernando als Gefangenen zurücklassend. Im Jahre 1662 gab König Juan VI. von Portugal die Stadt Tanger sammt Gebiet seiner Schwester Katharina von Braganza als Heiratsgut, als dieselbe mit dem nach langjährigem Exil auf den Thron von England gelangten König Karl II. von England vermählt wurde. England — welches heute wohl viel darum geben würde, das jetzige verarmte und halbverfallene Tanger in seinen Besitz zu bringen — legte vor zwei Jahrhunderten keinen allzuhohen Wert auf die mühelos erworbene Herrschaft über die damals reiche und blühende Stadt; man fand die Kosten der Erhaltung für die nöthige Garnison und die starken Festungswerke zu hoch und entschloss sich schon im Jahre 1684 dazu, die Befestigungen zu zerstören und Tanger aufzugeben. Auch ein prachtvoller Hafendamm, welcher die natürliche offene Rhede zu einem geräumigen sicheren Hafen gestaltete, soll von den Engländern gesprengt und vernichtet worden sein, bevor sie Tanger an den Sultan Muley Ismaël — des ewigen Haders müde — freiwillig überließen. Im Jahre 1743 fiel Tanger endlich an den damals mächtigen Barbareskenstaat Marokko, dessen Beherrscher im Jahre 1678 es noch hatte wagen dürfen, eine Gesandtschaft an den Allerchristlichsten König Ludwig XIV. abzusenden, um — eine seiner Töchter, Mademoiselle de Blois, zur Frau zu verlangen.

Während der nahezu anderthalb Jahrhunderte, welche nun Tanger unter marokkanischer Herrschaft steht, wurde zwar von keiner Seite ein ernstlicher Versuch gemacht, diese Stadt zu erobern um sie zu einer Bedeutung zu bringen, deren sie ihrer Lage nach wohl fähig wäre; doch hatte Tanger im Jahre 1790 das Bombardement durch eine spanische, im Jahre 1848 ein solches durch die vom Prinzen von Joinville commandirte französische Flotte zu erleiden.

Vielleicht ist die Zeit nicht ferne, in welcher der Besitz von Tanger den Zankapfel zwischen Mächten bilden dürfte, deren concurrirende Interessen sich gegenwärtig noch auf einem anderen Terrain begegnen. Man kann sagen, dass Tanger seit langer Zeit der Gegenstand stiller Sehnsucht Spaniens ist; dass Frankreich nicht Tanger allein, sondern ganz Marokko als wünschenswerten Zuwachs zu seinem nordafrikanischen Besitz ansieht, und dass England Tanger eifersüchtig bewacht, welches in anderen Händen ein Gegengewicht gegen Gibraltar bilden könnte. Mehr aber noch als in diesen Ländern sind vielleicht in Italien die Wünsche rege, Tanger und vielleicht ganz Marokko auf dem modernen Wege des Protectorates mit der Zeit in Gewalt und Besitz zu bekommen. Die pomphafte Mission des Sultans von Marokko an den König von Italien, die Reise dieser mit reichen Geschenken ausgerüsteten Gesandtschaft an Bord der italienischen Panzerfregatte CASTELFIDARDO, die Vorführung italienischer Machtmittel gelegentlich des Stapellaufes des LEPANTO in Gegenwart der Marokkaner sind noch in frischer Erinnerung.

Der Schauplatz des verworrenen politischen Intriguenspieles, welches um den präponderirenden Einfluss in Marokko eifert, ist Tanger. Diese Stadt ist nämlich nicht allein der Sitz sämmtlicher europäischen Gesandtschaften, welche bei dem Sultan beglaubigt sind, sondern auch die Residenz des marokkanischen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten. Noch immer ist von all diesen politischen Persönlichkeiten unbestritten die einflussreichste der englische Gesandte Sir Drummond Hay, welcher zugleich mit der Vertretung von Österreich-Ungarn betraut ist; der französische Vertreter soll durch seine nahen Beziehungen zum Oberhaupte der mahomedanischen Kirche, dem Sheriff von Fez, die einflussreiche Priesterkaste zu Freunden Frankreichs gemacht haben; das Ansehen Italiens und der Einfluss seines Vertreters haben endlich durch die vorerwähnte Gesandtschaftsreise in hohem Maße gewonnen. Diese wetteifernden Bestrebungen gelten, wie schon angedeutet, den Gestaltungen einer vielleicht fernen, vielleicht schon nahen Zukunft; in der Gegenwart aber sind weder die Production, noch die Bedürfnisse Marokkos, und ebensowenig der durch Tanger vermittelte Handel und Verkehr von mehr als mäßiger Bedeutung.

Die Bucht von Tanger ist ringsum von mäßig aufsteigendem Hügelland umschlossen, welches an seinen Abhängen zum Theile bebaut, zum Theile von langgestreckten Cactus- und Aloehecken bedeckt ist. Im Hintergrunde des terrassenförmig aufsteigenden Landes sieht man bei klarem Wetter die blauen Berge des Atlasgebirges. Zu einer herrlichen Fernsicht gelangt man, wenn man der von Tanger aus vor wenigen Jahren neu angelegten Straße zu dem Cap Spartel, der Nordwestspitze von Afrika,* folgt. Klar und deutlich tritt der Felsen von Gibraltar und der hohe starre Djebel Musa aus der bläulichen Ferne hervor. Scharf und hell liegt die spanische Küste vor Augen, und aus der zarten Nebelschichte des Seehorizontes erkennt man das zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte Cap Trafalgar. Zu den Füßen des Beschauers erhebt sich auf einer aus der ewigen Brandung hervorragenden Klippe der wichtige Leuchtthurm von Cap Spartel, welcher auf Drängen der Seemächte und unter ihrer finanziellen Beihilfe im Jahre 1864 erbaut wurde. England, Frankreich, Spanien und Italien theilen heute noch unter sich die Kosten der Erhaltung, Wartung und Beleuchtung dieses wichtigen Seezeichens; aber der Oberaufseher desselben ist ein deutscher Böhme Namens Gumpert[1]).

---

[1]) Major Adolf von Coning, »Marokko, Land und Leute, 1880«.

Der Meeresgrund der Bucht von Tanger verlauft sehr flach und zwingt größere Schiffe, in einer ziemlich bedeutenden Entfernung vom Ufer zu ankern. Doch sind die Beschaffenheit des Grundes und die Configuration des Ufers derart, dass man durch Anlage von Wellenbrechern, Molos, Uferquais und Vornahme der nöthigen Baggerungen aus Tanger einen vorzüglichen Hafen schaffen könnte, wenn der Handel dieses Ortes zu einer Bedeutung gelangen würde, welche die hiefür erforderlichen Kosten zu rechtfertigen und nach und nach zu decken imstande wäre; gegenwärtig ist aber niemand vorhanden, der sich zu so großen Investitionen von Capital herbeilassen wollte.

Die Stadt Tanger erhebt sich terrassenförmig auf einem Kalkfelsen, dessen höchster Punkt von einer Citadelle, der Kasbah, gekrönt ist. Hohe Mauern mit Zinnen umschließen die Stadt; die Thore dieser Mauer werden allabendlich geschlossen. Sowohl auf der Höhe der Kasbah, als gegen die Bucht und den Ocean hin sind zahlreiche Batterien errichtet; eine Anzahl alter englischer 24-Pfünder, auf halbverfallenen Lafetten ruhend, bilden ihre Armirung. Dazwischen aber bemerkt man drei neue Batterien, jede mit zwei Armstrong 40 *t*-Geschützen bewaffnet; diese Geschütze sind ein Geschenk Englands.

Der Anblick der Stadt ist ein eigenthümlicher und durchaus fesselnder; die massigen, weißen, fensterlosen Häuser, von den dunklen Festungsmauern eingerahmt, thürmen sich scheinbar übereinander, und dazwischen erheben sich die Thürme der Moscheen, welche, wie in ganz Marokko überhaupt, nicht die bekannte schlanke Form der Minarets aufweisen, sondern viereckig aufgeführte Ziegelbauten sind, nach oben in einen ebensolchen oder gewölbten Ausbau auslaufend. Die Stadt hat die maurische Physiognomie gänzlich rein bewahrt; die zahlreichen maurischen Juden, die sich hier wie überall den Landessitten anzupassen wussten, bauen auch ihre Häuser nach gleicher Art, wie dies ihre mahomedanischen Landsleute thun: fensterlos gegen die Straße, mit geschlossenem Hofe, gegen welchen Thüren und Fenster gerichtet sind. Deshalb findet man in Tanger nur wenig europäisch aussehende Wohnhäuser, außer den Residenzen der europäischen Vertreter und einigen Hôtels. Unter den Gebäuden der fremden Diplomaten zeichnen sich jene der spanischen und der deutschen Legation aus. Letzteres ist außerhalb der Stadtmauern situirt und sein großartiger Garten bildet durch die üppige, beinahe tropische Vegetation eine der Sehenswürdigkeiten der Stadt. Die zwei bis drei Hôtels besseren Ranges werden von Engländern nach englischer Art gehalten. Diese Gasthöfe finden besonders im Herbste und Winter zahlreichen Zuspruch. Im Herbst ist es die äußerst lohnende Jagd, namentlich auf Rebhühner, Hasen und Wildschweine, im Winter das milde und heilsame Klima [1]), welche zahlreiche Fremde, namentlich Engländer, herbeilocken.

Von anderen hervorragenderen Bauten können nur die sechs Moscheen und eine katholische Kirche genannt werden. Die letztere ist in Händen von Franziskaner Mönchen, welche von einer spanischen Kirchengesellschaft dotirt werden; für die Bedürfnisse des katholischen Cultus in Tanger steuern aber auch Portugal, Frankreich und Italien gewisse Beiträge jährlich bei. Ein nicht sehr ansehnliches, aber gut eingerichtetes Hospital wird gleichfalls durch Beitragsleistungen der fremden Regierungen erhalten.

---

[1]) Selbst das sommerliche Klima von Tanger ist durch die erfrischenden Seebrisen und den Schutz, welchen die südlichen Gebirgszüge gegen den Wüstenwind bieten, ein angenehmes und gemäßigtes. Die Temperatur soll selten 27° R. erreichen.

In der Bevölkerung von Tanger, deren Zahl auf etwa 20 000 angegeben wird, sind alle Stämme vertreten, von welchen Marokko überhaupt bewohnt wird: Berber, Araber, Mauren, Juden, Neger, Beduinen, endlich Rufioten, welch letztere als Nachkommen der Vandalen angesehen werden. Der in Tanger zahlreichste Stamm, welcher dem Volksleben der Stadt seinen Charakter aufprägt, ist jener der Mauren; ihnen zunächst an Zahl und Bedeutung stehen die Juden, von welcher Race Tanger gegen 7000 beherbergen soll. Die Juden Marokkos sind Abkömmlinge der aus Spanien, Portugal, Frankreich, England und Holland in der Zeit vom 13. bis 15. Jahrhunderte vertriebenen Israeliten, und bilden durch ihren Besitz und den auf demselben fußenden Einfluss ein wichtiges Element der Bevölkerung von Tanger. Ungleich ihren Stammesgenossen auf europäischem Boden beschränken die marokkanischen Juden ihre Thätigkeit nicht auf den Handel, sondern sind vielfach in producirenden Gewerben thätig. Man findet Juden als Schlosser, Goldschmiede, Graveure, Töpfer, Schneider, Bäcker, Schuster, Lohgärber, seltener als Zimmerleute und Maurer. Die Behauptung, dass im Innern Marokkos auch ein kriegerischer Stamm von Juden leben soll, welcher den Berbern an Tüchtigkeit nicht nachsteht, harrt noch des Beweises.

Die in Marokko und speciell in Tanger herrschende Race aber, welcher auch alle Beamten, Schriftgelehrten, Richter u. s. w. entstammen, sind die Mauren. Dieser Volksstamm hat von den großen Eigenschaften seiner Vorfahren, welche in Spanien eine Culturhöhe schufen, deren Denkmale wir heute noch bewundern, nichts übrig behalten, als einige bestechende Äußerlichkeiten, die ernste Physiognomie von edler Ruhe, die schönen, lebhaften Augen, die Eleganz der Manieren, das Reinliche der Tracht, die unnachahmliche Art, wie der Maure sich — für jeden Bildhauer mustergiltig — in seine weißen Gewänder zu drapiren versteht. Aber „es gibt kein Laster, das der Mann nicht besäße, und bei diesen steht obenan die Heuchelei“ [1]). Habsucht, Geiz, Verschlagenheit bestehen neben einer vollständigen Indolenz in allen Dingen mit Ausnahme jener, bei welchen es sich um Geldgewinn handelt; der Begriff von Patriotismus fehlt. Die maurischen Frauen, welche zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien Wissenschaften und Künsten oblagen und dieselbe Stellung einnahmen, wie ihn die moderne christliche Gesellschaft dem Weibe einräumt, sind gegenwärtig in ganz orientalisch-mahomedanischer Weise zum Instrument des Vergnügens, zum Lastthier herabgesunken und zur tiefsten Unwissenheit und steten Sclaverei verdammt. Begreiflicherweise kommen die schlechten Charaktereigenschaften der herrschenden Volksrace auch bei jenen zur Geltung, welchen die Verwaltung, Rechtspflege, endlich im weiteren Sinne die Regierung des Landes zufällt. Zur Charakterisirung der Verwaltung genügt ein einziges Beispiel, wenn auch von anekdotenhafter Färbung. Nach dem letzten spanisch - marokkanischen Kriege erhielt Spanien die Berechtigung, an allen Zollplätzen einen eigenen Beamten zu halten, um die stipulirte Hälfte sämmtlicher erhobenen Gelder auf Rechnung der bestimmten Kriegskostenentschädigung in Empfang zu nehmen. Es heißt nun, dass die spanischen Beamten mit ihren marokkanischen Collegen sich ziemlich gut vertrugen und meistens schon nach wenigen Jahren in der Lage

[1]) Coning, Marokko, 1880. Major Coning steht mit diesem scharfen Urtheile über den maurischen Charakter nicht allein; P. F. Bainier spricht sich in seinem Werke über Afrika folgendermaßen aus: *Les Maures sont efféminés, intriguants, rapaces, superstitieux, bigotes, fanatiques, perfides, menteurs et adonnés aux plaisirs. Ils sont paresseux....*

waren, sich in der Heimat behaglichst zur Ruhe zu setzen; aber trotzdem soll der Beherrscher Marokkos, der „Sultan des Westens“, in großes Erstaunen gerathen sein, als die — nicht unbeschnittene — Hälfte der Zolleinnahmen, welche ihm jetzt zukam, eine beiweitem höhere Summe erreichte als früher, da er die ganzen Zollerträgnisse, nur von seinen eigenen Leuten erhoben, erhalten hatte. — Die Justiz ist lax und die Rechtspflege reicht in Marokko überhaupt nicht über die Mauern der Städte hinaus; das Rechtsbewusstsein ist deshalb auch auf einer sehr niedrigen Stufe. Mord, Raub und Diebstahl stehen auf der Tagesordnung und die Strafrechtspflege, welche ebenso selten als barbarisch auftritt, vermag hierin nichts zu ändern. Dieben werden noch heute mit Glüheisen die Augen ausgebrannt, Räubern die Hände abgeschlagen; das Geringste, was dem von der Hand des Richters Erfassten geschehen kann, ist die Bekanntschaft mit den entsetzlichsten Gefängnissen, in welchen die Fälle von Hungertod durchaus keine Seltenheit sind. Die vom Richter nach freiem Ermessen verhängten Strafen sind immer grausamer Natur; die allgemeinste und auf alle Classen angewendete Strafe ist die Bastonnade, welche mittelst eines ledergeflochtenen Kantschus bei Männern auf den Rücken, bei Frauen auf die Fußsohlen applicirt wird. Jeder Gouverneur oder Kaïd hat das Recht, diese Strafe zu verhängen, erleidet sie aber auch selbst ohne Widerrede auf Befehl des Sultans. Torturen werden häufig angewendet: so die Pein des Jelabeer, welche meistens dazu dient, von dem Unglücklichen die Angabe des Ortes zu erpressen, wo er sein Geld versteckt hält, nämlich Einzwängen in einen engen mit Nägeln gespickten Kasten, welcher kaum eine gebückt sitzende Stellung zulässt; oder Fesselung an eine Mauer an Händen und Hals derart, dass der Gefesselte mit höchster Anstrengung auf den äußersten Fußspitzen stehen muss, um nicht zu ersticken u. dgl. m. Mit grausamem Humor, welcher zugleich beweist, dass das Gefühl für das Entehrende der Prügelstrafe gänzlich fehlt, kann man den Marokkaner versichern hören, „die Bastonnade sei der Gesundheit zuträglich, man werde fett, nachdem man sie erhalten“.

Für Volksbildung und Erziehung in der eingebornen Bevölkerung geschieht nichts. Die mit den meisten Moscheen verbundenen Schulen ziehen nur unduldsame Fanatiker heran, aus welchen sich die Priester und Anhänger der zahlreichen Religionssecten ergänzen. —

So traurig auch alle diese Verhältnisse sein mögen, welche man in glaubwürdigen Reisewerken ausführlich geschildert findet und von den in Tanger befindlichen Europäern bestätigen hört, so ist doch der Eindruck, welchen man bei einem nur flüchtigen Besuche von Tanger mitnimmt, kein ungünstiger, jedenfalls ein bleibender, wozu das bunte Nebeneinander der verschiedenen Volkstypen und das rege Leben auf den Straßen viel beiträgt.

Verfolgt man die vom Hafen zur Stadt hinaufführende enge, steile, mit sogenannten Katzenköpfen gepflasterte Straße, welche, wie alle Straßen Tangers, nur zu Fuße oder höchstens auf einem Reitthiere passirbar sind (Wägen sind in Tanger gar nicht vorhanden), so erreicht man, nachdem man verschiedene alte Thore passirt und sich durch zweifelhafte Befestigungswerke durchgewunden hat, den Marktplatz oder Soko. Für denjenigen, welcher, wie dies bei den Mitgliedern des Schiffsstabes S. M. Schiffes Zrinyi der Fall war, nur einzelne Stunden weniger Tage zur Verfügung hat, um einige Eindrücke über die Volkstypen und Gebräuche Tangers in sich aufzunehmen, ist der Besuch dieses an Äußerungen des Volkslebens reichen Marktplatzes am lohnendsten. Frühen Morgens kann man da die langen Reihen von Kameelen und kleinen einheimischen Eseln

beobachten, welche unter großem Geschrei mit den verschiedenen Waren beladen werden, die in das Innere des Landes abgehen; später kommen einzeln und in Gruppen Verkäufer und Verkäuferinnen aus der näheren Umgebung, welche Feld- und Gartenfrüchte, Obst, Geflügel u. dgl. feilhalten. Das Hin- und Herfeilschen erfolgt unter lautem Schreien und Zanken; singend und rufend trachten die Händler Käufer anzulocken; dazu die eigenthümlichen Grunztöne der Kameele und die Klagelaute der zahlreichen Esel bilden zusammen eine Kakophonie, welche dadurch keineswegs erträglicher wird, dass den mannigfachen Vocalklängen die instrumentale Durchdringung nicht fehlt; denn alles übertönend dringen der Schall der marokkanischen Pauke, die gellenden Töne kleiner Clarinetten und das Klappern der eisernen löffelähnlichen Castagnetten mit unermüdlicher, unausgesetzter, lärmender und aufdringlicher Dissonanz an das, sei es auch noch so gut abgehärtete Ohr des modernen Europäers.

Das Morgengewühl des Marktplatzes findet sein Widerspiel des Abends, wenn die Kameeltreiber mit ihren Thieren anlangen, um da über Nacht zu lagern und das Volk sich zahlreich einfindet, um seinen Erlustigungen nachzugehen. Märchenerzähler, Fechter, Schlangenbändiger und Taschenspieler, welche oft wirklich Sehenswertes zum Besten geben, sammeln bald einen großen Kreis von Zusehern um sich, welche dem Reisenden die interessantesten Beobachtungsobjecte werden. Sowie der Marktplatz der Schauplatz des von den täglichen Bedürfnissen hervorgerufenen Verkehres ist, so ist dies der Hafen für den eigentlichen Handel von Tanger. Doch ist das Treiben in und an dem Hafen kein reges, da sowohl der Import als der Export Tangers nicht sehr bedeutend sind. Der Handel selbst ist zum größten Theile in den Händen von Juden, welche durch denselben in Tanger wie anderswo wohl Geld und Einfluss, aber keine Sympathie erworben haben. Der Hauptexport erstreckt sich auf Öl, rohe Häute, Getreide, Wolle, vorzügliche Ledergattungen und lebendes Vieh. Die Ausfuhr ist mit 10% besteuert und das Ausfuhrrecht keineswegs ein allgemeines, sondern nur an einzelne Günstlinge durch besondere großherrliche Privilegien verliehen. Die Einfuhr steht weit hinter der Ausfuhr zurück und beschränkt sich auf einzelne Artikel der Textilindustrie, Waffen, Eisenwaren, Thee und Spirituosen.

Die Gesammtwerte der Production und des Handels erreichen bei weitem nicht jene Höhe, welche in Marokko, einem von der Natur reich bedachten Lande, welches mit Leichtigkeit den Cerealienbedarf für einen Theil Europas decken könnte, unter besseren Verhältnissen erreicht werden müsste. Jules Duval, einer der genauesten Kenner Marokkos, berechnet, dass der Wert der Gesammtbewegung Marokkos nur etwa 12 Francs pro Kopf der Bevölkerung jährlich betrage und commentirt dies mit folgenden Worten: „*Ce faible chiffre est la conséquence d'un gouvernement abrutissant, antipathique à tout progrès agricole industriel et social, fondant ses revenus sur les monopoles, les extractions, les prohibitions, les confiscations, et faisant d'un des plus fertiles et des plus beaux pays du monde, la patrie du plus pauvre et du plus malheureux des peuples.*“

Dieses vernichtende, aber allerdings den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende Urtheil schließt nicht aus, dass der Reisende vom Besuche Tangers manche belehrende Anregung empfängt; namentlich jene an Bord der Zrinyi Befindlichen, welche Tanger zum erstenmale sahen, nahmen mit großem Interesse die neuen, fremdartigen Bilder in sich auf.

Im übrigen bot der nur viertägige Aufenthalt auf der Rhede von Tanger nicht viel Bemerkenswertes. Die üblichen officiellen Besuche wurden abgestattet

und mit den in Tanger angesiedelten drei österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen der Verkehr gepflogen.

Während des Verweilens der Corvette auf dieser Rhede lief das französische Kanonenboot ACTIF, von Oran kommend, ein und brachte einige Instructionsofficiere für die marokkanische Armee.

Die beabsichtigte Correction des Hafenplanes durch Neu-Aufnahme der irrig eingezeichneten Partien konnte des meist schlechten Wetters wegen nicht vorgenommen werden.

S. M. Schiff ALBATROS, auf einer Reise nach Südamerika und Westafrika begriffen, war mit der Corvette zugleich in diesem Hafen anwesend.

Am 25. September mittags verließ ZRINYI die Rhede von Tanger.

Mit Rücksicht auf den erhaltenen Befehl, keinesfalls vor dem 1. November vor Trinidad anzulangen, beschloss der Schiffscommandant, von der ihm zugestandenen Ermächtigung Gebrauch zu machen und zunächst nach Sta. Cruz auf Teneriffa zu segeln.

Corvette ZRINYI steuerte demnach nach dem Verlassen der Rhede von Tanger vorerst unter Dampf in einem etwas südlich von Madeira führenden Curse, um einestheils aus dem Gebiete der westafrikanischen Strömung zu gelangen, anderntheils um mit Rücksicht auf das rasch fallende Barometer, welches das Herannahen einer bedeutenden Depression anzeigte, gut Seeraum zu gewinnen. Als dieser Zweck den 26. morgens erreicht war, wurde trotz der anhaltenden West- und SW-Brisen und dem nicht unbedeutenden Seegange Segel gesetzt und mit kurzen Borden das Schiff an seinem Platze gehalten. Das Andauern der barometrischen Depression ließ diesen Vorgang entgegen dem von den Segelanweisungen angegebenen, Steuerbordhalsen zu halten, als rathsam erscheinen.

Nachdem das Depressionscentrum am 27. September passirt war, setzten am 28. günstige Brisen ein, welche, das Schiff begleitend, dasselbe am 4. October in die Nähe von Teneriffa brachten. Dort wurden wieder flaue Gegenbrisen vorgefunden, sonach Dampf gemacht, Teneriffa angelaufen und das Schiff auf der Rhede von Sta. Cruz in 45 *m* Grund vertäut.

Nebst wenigen Handelsschiffen fand man in diesem Hafen nur den spanischen Raddampfer VULCANO, welcher abwechselnd in Sta. Cruz und am Congo stationirt.

3. Teneriffa.

Zwischen 27° und 29° nördlicher Breite, 50 bis 60 englische Meilen westlich vom afrikanischen Festlande entfernt, liegt die Inselgruppe der Canarien, ein einladender Ruheplatz für den nach Westindien oder Südamerika segelnden Schiffer.

Würde nicht zeitweise ein spanischer General eingeladen, „fern von Madrid“ auf den canarischen Inseln über die Nutzlosigkeit des von ihm hervorgerufenen Pronunciamentos nachzudenken, so würde man bei uns zulande nur sehr selten an die Existenz der Inselgruppe gemahnt, durch deren am westlichsten gelegenes Eiland Hierro (Ferro) der Meridian gelegt ward [1]), welcher alte und neue Welt trennen, und nach päpstlichem Schiedspruche spanisches und portugiesisches Entdeckungsgebiet auseinanderhalten sollte. Der Name Teneriffas, der größten der canarischen Inseln, erweckt sofort die Erinnerung an des unsterblichen Alexander von Humboldt ergebnisreiche Besteigung des weltberühmten Pick de Teyde, und wenn die Sprache auf den Haupthafen Teneriffas — Santa Cruz de Santiago, auch Santa Cruz oder schlechtweg Teneriffa kömmt, so ist dies unzertrennlich von dem Andenken an die verunglückte Expedition Nelsons, welcher hier am 25. August 1797 seinen rechten Arm einbüßte, einen Capitän, 6 Officiere und 27 Mann an Gefallenen, 2 Capitäne, 2 Officiere und 100 Mann an Verwundeten, 97 Mann an Ertrunkenen verlor und gänzlich unverrichteter Dinge abziehen musste, vom Kriegsglück ebensosehr verlassen, als 140 Jahre vor ihm Admiral Blake, von der launischen Göttin begünstigt, am selben Orte einen vollständigen Erfolg errungen hatte [2]).

---

[1]) Als wenig bekannt darf das Curiosum hier erwähnt werden, dass zufolge der genaueren geographischen Ortsbestimmungen der Neuzeit, das Eiland Ferro nicht mehr unter dem nach demselben benannten Meridian liegt. Der Meridian von Ferro wurde durch die Punta de la Dehesa (nicht das äußerste Westcap, sondern die Nordspitze des westlichen Vorsprunges der Insel) gehend gedacht. Punta de la Dehesa liegt aber unter 18° 7′ 40″ Westlänge von Greenwich, oder 0° 27′ 49″ westlich des Meridians von Ferro, welcher gänzlich außerhalb der Insel etwa 27′ östlich ihrer äußersten Ostspitze passirt.

[2]) Nelsons persönlich geleiteter Angriff erfolgte bekanntlich nächtlicher Weile mit Booten und galt der Aufhebung eines aus Mexiko erwarteten Silberconvois, welches man irrigen Nachrichten zufolge im Hafen von Santa Cruz eingelaufen wähnte. Nelson hatte drei Linienschiffe von 74, drei Fregatten von 38, 36 und 32 Kanonen,

Blakes und Nelsons Angriffe auf Teneriffa sind die einzigen hervorragenden, aber allerdings für den Seemann besonders interessanten Momente aus Teneriffas neuerer Geschichte. Über die alte Geschichte der Canarien sind begreiflicherweise manche Angaben schwankend. Man hat Gründe für die Annahme, dass die Phönicier ihre Fahrten bis zum canarischen Archipel ausgedehnt haben mögen; die Römer erhielten Kunde von der Existenz derselben durch Juba, König von Mauritanien. Dessen Berichte werden uns vom ältern Plinius übermittelt, welcher von Canaria, „so genannt wegen seiner vielen großen Hunde“, und von „Nivaria“ erzählt, welch letzterer Name unzweifelhaft auf den beinahe stets schneebedeckten Pick von Teneriffa hinweist. Im Jahre 1334 soll ein vom Sturme verschlagenes französisches Schiff Kunde von den Canarien nach Europa gebracht haben; doch auch die Spanier beanspruchen die Ehre der Entdeckung und thatsächlich erhielt ein normännischer Edelmann, Jean de Bethencourt, im Jahre 1395 vom Könige von Spanien die Ermächtigung zu einem Eroberungszuge gegen die Canarien. Mehrere Expeditionen und blutige Kämpfe gegen die Eingebornen waren im Laufe der Zeit nöthig, um den Archipel zu unterwerfen. Erst vom Jahre 1495 an kann man die canarischen Inseln als vollständig in den Besitz und Machtbereich Spaniens übergangen ansehen; Teneriffa war die letzte Insel, welche erst im erwähnten Jahre von Monzo de Lugo bezwungen wurde.

Die von den spanischen Eroberern im 15. Jahrhunderte auf den canarischen Inseln nach und nach bezwungenen und bald ausgerotteten Ureinwohner des canarischen Archipels waren keineswegs, wie man dies nach der Nähe dieser Inseln zum afrikanischen Continent voraussetzen dürfte, Angehörige der äthiopischen Negerrace, sondern Weiße germanischen Stammes, aller Wahrscheinlichkeit nach Abkömmlinge von Vandalen, welche über Mauritanien nach der

---

einen Kutter und ein Mörserboot zur Verfügung. Etwa 700 Mann betheiligten sich an der verunglückten Ausschiffung, davon 180 Mann an Bord des Kutters, welcher von einem großen Projectil zwischen Wind und Wasser getroffen so rapid sank, dass über die Hälfte der von ihm geführten Mannschaft ertrank. Nelsons Boote giengen beinahe ausnahmslos in der Brandung zugrunde, und nur die Geistesgegenwart und Energie Troubridges bewahrte die Gelandeten vor Gefangennahme. Der Entschluss zur Expedition gegen Teneriffa soll Nelsons eigener Initiative entsprungen sein, als die spanische Flotte nach ihrer Niederlage bei St. Vincent (an dem von den Engländern so hochgehaltenen St. Valentinenstage, 14. Februar) sich in Cadix ruhig blokiren ließ und selbst durch herausfordernde Bombardements und Bootsangriffe Nelsons nicht zum Auslaufen zu bringen war. — Unter ganz ähnlichen Umständen war im Jahre 1657 Admiral Blake von der Blokade von Cadix nach Teneriffa abgegangen, um ein reiches Silberconvoi aufzuheben. Blake war in beispielloser Weise vom Glücke begünstigt worden: der Wind, welcher seine Schiffe in den innern Hafen von Santa Cruz geführt und es diesen ermöglicht hatte, die dort geankerten feindlichen Schiffe gänzlich zu zerstören, sprang plötzlich vollständig um und erlaubte Blake aus dem Hafen zu segeln, im Augenblicke in welchem er sich mit seinen hart mitgenommenen Schiffen den Strandbatterien hätte ergeben müssen. — Außer durch diese historische Reminiscenz mag Nelson auch durch irrige Informationen über die Vertheidigungsfähigkeit Teneriffas zum Entschlusse verführt worden sein, seinen Angriff mit sehr unzureichenden Mitteln zu wagen. Zu diesen irrigen Informationen darf man auch zählen, dass man die Wachsamkeit, welche von den Spaniern zu erwarten war infolge des Umstandes sehr unterschätzte, dass zu Ende des Monates Mai Lieutenant Hardy (später Flaggencapitän Nelsons bei Trafalgar) mit den Booten der Fregatten Lively und Minerve, eine feindliche Briggcorvette von 14 Kanonen aus dem Hafen von Sta. Cruz herausgeholt hatte, trotz Garnison und Befestigungen, und ohne erheblichen Schaden zu leiden.

Zersprengung des mächtigen Vandalenreiches ihren Weg hieher gefunden haben dürften. Ihre kriegerischen Eigenschaften mögen die Vorstellung von ungewöhnlicher Körpergröße hervorgerufen und die Tradition diese Vorstellung weitergeführt haben; wir finden selbst bei Humboldt eine Stelle, wo er die Guanchos, die Ureinwohner der canarischen Inseln, als die Patagonier der alten Welt bezeichnet. Doch haben in neuester Zeit aufgefundene Skelette von Guanchos bewiesen, dass dieser Volksstamm an Körpergröße sogar unter dem Mittel jener der europäischen Völkerschaften zurückblieb.

Die geringe Zahl von Guanchos, welche zur Zeit der Eroberung der Canarien durch die Spanier der Vernichtung entgiengen, nahmen Religion und Sitten der neuen Herren an und giengen vollständig in den Spaniern auf, so dass gegenwärtig die Bevölkerung des canarischen Archipels als eine rein spanische bezeichnet werden kann. Die Bevölkerung der canarischen Inseln ist in einer namhaften, auf Prosperität hinweisenden Vermehrung begriffen; im Jahre 1860 wurde ihre Zahl mit 237 036 für alle sieben Inseln zusammen, aus welchen der Archipel besteht, angegeben, und zwar in folgender Vertheilung:

Teneriffa	mit	93 709	Einwohner	auf	877,7	□Meilen	(engl.)
Groß-Canaria	„	68 970	„	„	758,3	„	„
Palma	„	31 138	„	„	718,5	„	„
Lanzarote	„	15 837	„	„	323,5	„	„
Fuerteventura	„	10 996	„	„	326,1	„	„
Gomera	„	11 360	„	„	169,7	„	„
Hierro	„	5 026	„	„	82,2	„	„
Im Ganzen		237 036	Einwohner	auf	3256,0	□Meilen	(engl.)

Mit Ende des Jahres 1877 aber erreichte die Gesammtbevölkerung 280 974, mit Ende des Jahres 1883 300 874 Seelen.

Sowohl in physischer Beziehung, als bezüglich der intelectuellen und moralischen Eigenschaften sind die Bewohner der canarischen Inseln von den Spaniern der pyrenäischen Halbinsel sehr wenig verschieden. Die Hautfarbe ist um eine Nuance dünkler; die Weiber nicht so ausnahmslos schön wie die Andalusierinnen und Arragonierinnen, doch in Wuchs, Auge und Haar diesen ebenbürtig. Die Bildungsstufe der unteren Volksclassen ist eine ziemlich tiefe; ein allgemeiner Zug der Canarioten ist ihr Hang zum Hazardspiele.

Politisch zählt die Gruppe der Canarien nicht zu den spanischen Colonien, sondern bildet einen Theil der Provinz Andalusien, steht aber unter einem eigenen Generalgouverneur, welchem zwei Gouverneure zu Santa Cruz und Palmas und diesen dann noch die Untergouverneure der einzelnen Inseln unterstehen. Die katholische Religion ist die allein geduldete, doch liegen zahlreiche Klöster in Ruinen, da seit einer Reihe von Jahren nur mehr solche Mönchs- und Nonnenorden bestehen dürfen, welche sich weltlichen Zwecken widmen.

Die Hauptstadt der canarischen Inseln ist Santa Cruz de Santiago auf Teneriffa. Die ziemlich rein gehaltene Stadt besteht aus regelmäßigen, einander senkrecht schneidenden, meist engen Straßen und drei Plätzen. Sie ist auf einer kleinen, von kahlen vulkanischen Felsen begrenzten, gegen die See fanft geneigten Ebene auf der Südküste der Insel erbaut; in ihrer nächsten Umgebung ist außer einigen Cactus und Euphorbias keinerlei Vegetation wahrzunehmen. Trotzdem bietet die Stadt einen angenehmen Anblick. Amphitheatralisch steigen die blendend weißen Häuser auf; die mit Cactus und immergrünen Blattpflanzen bedeckten Dächer, die zahlreichen, überall grün überwachsenen Balcone heben sich in gefälliger Weise vom weißen Hintergrunde ab. Die Häuser sind meistens

niedrig gebaut und flach gedeckt; jene der wohlhabenderen Classen umschließen gewöhnlich einen geräumigen Hof, welcher nach spanischer Sitte mit Strauchwerk und Zwergbäumen bewachsen ist. Der öffentliche Markt der Stadt besitzt schöne, aus Eisen und Marmor erbaute Verkaufshallen und ist mit allerlei Lebensmitteln gut beschickt; an Trinkwasser aber ist Santa Cruz, sowie die Canarien überhaupt arm, und die Stadt wird mit ihrem Bedarfe an demselben durch Zufuhr aus den Quellen versehen, welche in dem nahe gelegenen Wäldchen Mercedes vorhanden sind. Für den Bezug von Nutzwasser ist die Stadt auf Cisternen angewiesen, welche in der trockenen Jahreszeit oft nur von geringer Ergiebigkeit sind. Das Treiben in den Straßen von Santa Cruz ist kein sehr lebhaftes; mit Ausnahme der dem Hafen zunächst liegenden Stadttheile herrscht meist Ruhe, welche dem ernsten und würdigen Gehaben der Bewohner entspricht. Santa Cruz weist mit Ausnahme zweier mächtiger Kathedralen mit breiten, viereckigen, schnörkeligen Thürmen, und dem ehrwürdigen Palais der Junta keine hervorragenden Bauwerke auf; auf dem Hauptplatze fällt eine in Genua gearbeitete Marmorstatue der Virgen de la Candelaria und ein großes monumentales Kreuz in die Augen; in den Kirchen sind das Interessanteste die ziemlich zahlreichen englischen Bootsflaggen, Trophäen von dem verunglückten Angriffe Nelsons. — Das interessanteste Object für den Teneriffa besuchenden Reisenden bietet unstreitig der Pick de Teyde. Aus der Mitte des breitesten Theiles einer Gebirgskette, welche die Insel in ihrer Längenrichtung durchsetzt, steigt der Pick in majestätischer Höhe empor. Sein Unterbau und dessen Ausläufer bedecken über zwei Drittheile des Flächeninhaltes von Teneriffa. Der mächtige Dom von Trachyt läuft in zwei Spitzen oder Krater aus. Die höhere der beiden Spitzen, El Piton, erhebt sich 12 200 [1]), die weniger hohe, Chahorra, 9880 engl. Fuss über den Meeresspiegel. Diese bedeutenden Höhen genügen unter der heißen, subtropischen Sonne nicht, um den Bergspitzen durch längere Zeit als vier Monate eine constante Schneedecke zu bewahren. Doch findet sich in der Höhe von 11 050 Fuß eine natürliche Höhle, in welcher ewiger Schnee und Eis anzutreffen ist. Mehr als die Hälfte des Umfanges des eigentlichen Picks ist in beträchtlicher Höhe von einem breiten, vergleichsweise ebenen Wall umgeben, von den Spaniern El Leano de la Retama (nach Retama, dem spanischen Worte für den auf dem Walle in Masse vorkommenden Cytisus nubigenus), von den Engländern die Bimsteinebene genannt. Im Südosten, Süden und Südwesten wird aber dieser Wall von steil verlaufenden und über denselben sich erhebenden Rücken durchschnitten, welche dem ganzen Berge seine, von der Ferne aus gesehen, continuirlich steil aufsteigende Gestalt verleihen. Einer dieser Rücken wird in der Höhe von 8000 Fuß von dem Landwege durchschnitten, welcher die beiden entgegengesetzten Seeufer der Insel direct verbindet. Von den beiden Kratern der hohen Spitzen ist jener von Chahorra der bedeutendere; er hat einen Durchmesser von 4000 Fuß, während jener von El Piton nur 300 Fuß weit ist. Beide Krater stoßen schwefelhältige Dämpfe aus, und in den Spalten findet man Schwefelkrystalle. Aber trotz dieser handgreiflichen Beweise von noch thätigem Vulcanismus, ist von Ausbrüchen der beiden hohen Krater seit dem Bestehen der europäischen Niederlassungen auf den Canarien nichts bekannt; die letzten nennenswerten Ausbrüche von niedrigeren Nebenkratern erfolgten zu Ende des vorigen Jahrhundertes. So im Jahre 1796, als auf der Nordwestseite des Picks

[1]) Genauer 3711 *m* oder 12 175 engl. Fuß.

ein mächtiger Lavastrom sich bis in die See ergoss und den Hafen von Garachico nahezu ausfüllte.

Der Pick von Teneriffa bietet durch seine oceanische Lage und bedeutende Höhe die größte Fernsicht, welche man erreichen kann. Alle Inseln des canarischen Archipels liegen vor Augen und der Horizont ist 110 Seemeilen entfernt. Die Besteigung ist demnach ein Unternehmen, welches von den Teneriffa berührenden Reisenden nicht gerne verabsäumt wird, umsomehr, als dasselbe keine erheblichen Schwierigkeiten bietet und der Auf- und Abstieg von Orotava aus meistens innerhalb 24 Stunden bewerkstelligt werden kann. Doch ist schönes klares Wetter ein Haupterfordernis, um die Excursion lohnend zu gestalten.

Die Mitglieder des Stabes S. M. Corvette Zrinyi kamen leider nicht dazu, während ihres kurzen Aufenthaltes in Santa Cruz eine Besteigung des Picks zu organisiren, da fortwährend sehr ungünstiges Wetter herrschte.

Die rapid aufsteigende Bodengestaltung von Teneriffa und die Beschaffenheit des vulkanischen Terrains haben zur Folge, dass nur der siebente Theil der Oberfläche dieser Insel der Cultur zugänglich ist. In den niedriger gelegenen und besser bewässerten Theilen Teneriffas sowohl als der übrigen Canarien, ist aber fruchtbarer Boden vorhanden, welcher auch trefflich ausgenützt wird und reichlichen Ertrag abwirft. An einzelnen besonders günstig gelegenen Stellen können im Laufe des Jahres zwei Mais- und dann noch eine Kartoffelernte eingeheimst werden. Auf allen Inseln, mit Ausnahme von Fuerteventura, wird der Weinbau lebhaft betrieben; die Weine von Teneriffa gelten als die besten, doch steht ihre Qualität hinter jener der verwandten Madeiraweine zurück. Die Weinproduction hat seit 1853 abgenommen, in welchem Jahre die Traubenkrankheit auf den Canarien zuerst auftrat. Die verschiedenen Getreidearten und Hülsenfrüchte, welche für den eigenen Bedarf der Bevölkerung angebaut werden, gedeihen gut und geben reiche Ernten. Weniger gut ist der Obstbau bestellt, doch werden die mannigfaltigsten Obstarten gezogen. Die Cocospalme und der Brodfruchtbaum kommen auf den canarischen Inseln nicht vor. Der Bau des Zuckerrohres wurde in älteren Zeiten mit Gewinn betrieben; doch wurde die Zuckerproduction durch die Concurrenz erdrückt, welche der westindische Markt in seiner Blütezeit dem canarischen Producte bot. Gegenwärtig gibt es nur mehr zwei Zuckermühlen auf den Canarien, und zwar auf der Insel Palma. Seit dem Jahre 1825 hat die Gewinnung von Cochenille auf den Carnarien platzgegriffen und erwies sich bald als so lucrativ, dass manche Landstrecken, welche dem Bau von Nährfrüchten und Weinreben gewidmet waren, zur Anpflanzung jener Cactusarten (Cactus coccinellifer L., Cactus opuntia, Cactus tuna) verwendet wurden, welche dem Cochenille-Insect, einer Art Schildlaus (Coccus cacti coccinelliferi L.) zum Aufenthalte und zur Nahrung dienen. Trotz der ungünstigen Einwirkung, welche die Fortschritte der technischen Chemie und der Färbekunst auf den Wert der Cochenille übten, beträgt der Wert des jährlichen, hauptsächlich nach Frankreich und England gerichteten Cochenille-Exportes noch immer über fünf Millionen Gulden jährlich (1873: 555 849 £). Seide wird in geringeren Quantitäten gewonnen und meist für den eigenen Bedarf verarbeitet. Rücksichtlich der Zucht von Nutzthieren wäre zu bemerken, dass die Canarien einen besonders geschätzten Schlag von Ziegen besitzen; Schweine und kleine, grobwollige Schafe sind sehr zahlreich, Pferde und Rinder selten; Hausgeflügel und Kaninchen sind in Überfluß vorhanden. Die Fischerei an den Küsten des Archipels ist ergiebig, namentlich Brassen werden in großer Zahl gefangen und meist zum eigenen Gebrauche eingesalzen.

Der Wohlstand der Bevölkerung auf den Canarien ist in stetiger Steigerung begriffen. Der biedere und arbeitsame Sinn der Bevölkerung überlässt nicht alle Sorge dem glücklichen Klima und der reichen Natur; reiche und reichere Ernten sind die wohlthätige Folge. Als sich in den letzten Jahren die Aufnahme eines Anlehens von zwanzig Millionen Pesetas für Hafenbauten in Santa Cruz als nöthig erwies, war Teneriffa imstande, dieses Capital allein aufzubringen.

Wohleingerichtete Hôtels und Villen stehen denjenigen offen, welche das milde Klima der Canarien zu Heilzwecken aufsuchen wollen, und bis jetzt wenigstens ist die Ausbeutung der Fremden noch nicht zur Gewohnheit der arbeitsamen und erwerbsfreudigen aber biedersinnigen Bevölkerung geworden. Ob aber die canarischen Inseln mit ihren stellenweise geradezu paradiesisch schönen Aufenthaltsorten in der Zukunft zu klimatischen Curplätzen in größerem Stile als bisher gewählt werden mögen, muss dahingestellt bleiben; denn es wird das Klima des Archipels zwar im allgemeinen als ein gesundes bezeichnet, aber doch behauptet [1]), dass der größere Theil der Lungenkranken, welche — meist Engländer und Deutsche — in Orotava Heilung suchten, ihren Zustand nur verschlimmerten oder unterlagen. Für allgemein günstige sanitäre Verhältnisse würde aber sprechen, dass zugleich zugegeben wird, die von Schiffen ab und zu eingeschleppten Epidemien — gelbes Fieber, Cholera, Blattern — seien nur selten sehr weit verbreitet worden und stets nur von kurzer Dauer gewesen.

Wie schon früher angedeutet, herrschte während des ohnehin recht kurzen — dreitägigen — Aufenthaltes unserer Corvette auf der Rhede von Santa Cruz, fortwährend ungünstiges Wetter. Keine größere Excursion konnte unternommen werden, und die Ausbeute jener Herren, welche für einzelne naturwissenschaftliche Institute in der Heimat ihren Sammeleifer in Thätigkeit treten lassen wollten, fiel sehr gering aus.

Der Kohlenvorrath der Corvette wurde auf 190 Tonnen (Cardiff Corys Merthyr, bezogen durch den Kohlenhändler Hamilton zu 35 Frcs. die Tonne) ergänzt und nach Austausch der officiellen Besuche seitens des Schiffscommandanten und der spanischen Behörden die Rhede am 8. October um 6^h a. m. verlassen, um die Reise nach Trinidad anzutreten.

Noch in viel höherem Maße als auf ihrer Reise durch das Adriatische und Mittelmeer sowie auf der Fahrt von Tanger nach Teneriffa hatte die Corvette während der oceanischen Traversade von der Ungunst der meteorologischen und Windverhältnisse zu leiden. Die angetroffene bedeutende Verschiebung der Nordgrenze des Passates nach Süden und dessen geringe Stärke, selbst in der Mitte seiner Region, müssen in erster Linie erwähnt werden.

Die anfänglich günstige Brise begann bald südwärts zu drehen, dann einzulullen und setzte unter raschem Fallen des Barometers wieder mit Gewitterböen aus dem dritten Quadranten erneut ein. Um dem Depressionscentrum auszuweichen und nach Süd Weg zu machen, woselbst man stetigeren Passat vorzufinden hoffen durfte, war am 15. Dampf gemacht und durch 24 Stunden mit Maschinenkraft gefahren worden. Jedoch auch dann wurde es nicht besser.

---

[1]) P. F. Bainier, l'Afrique, 1878.

Ein englisches Barkklipperschiff, welches aus Süd kommend passirte, meldete auf Befragen: keine günstigen Winde, sondern böiges schweres Wetter begegnet zu haben, was den Commandanten veranlasste, vorderhand nicht die südlicheren Regionen aufzusuchen, sondern die vorherrschenden Brisen nach Thunlichkeit auszunützen, um aus der Region der Depressionen möglichst bald herauszukommen.

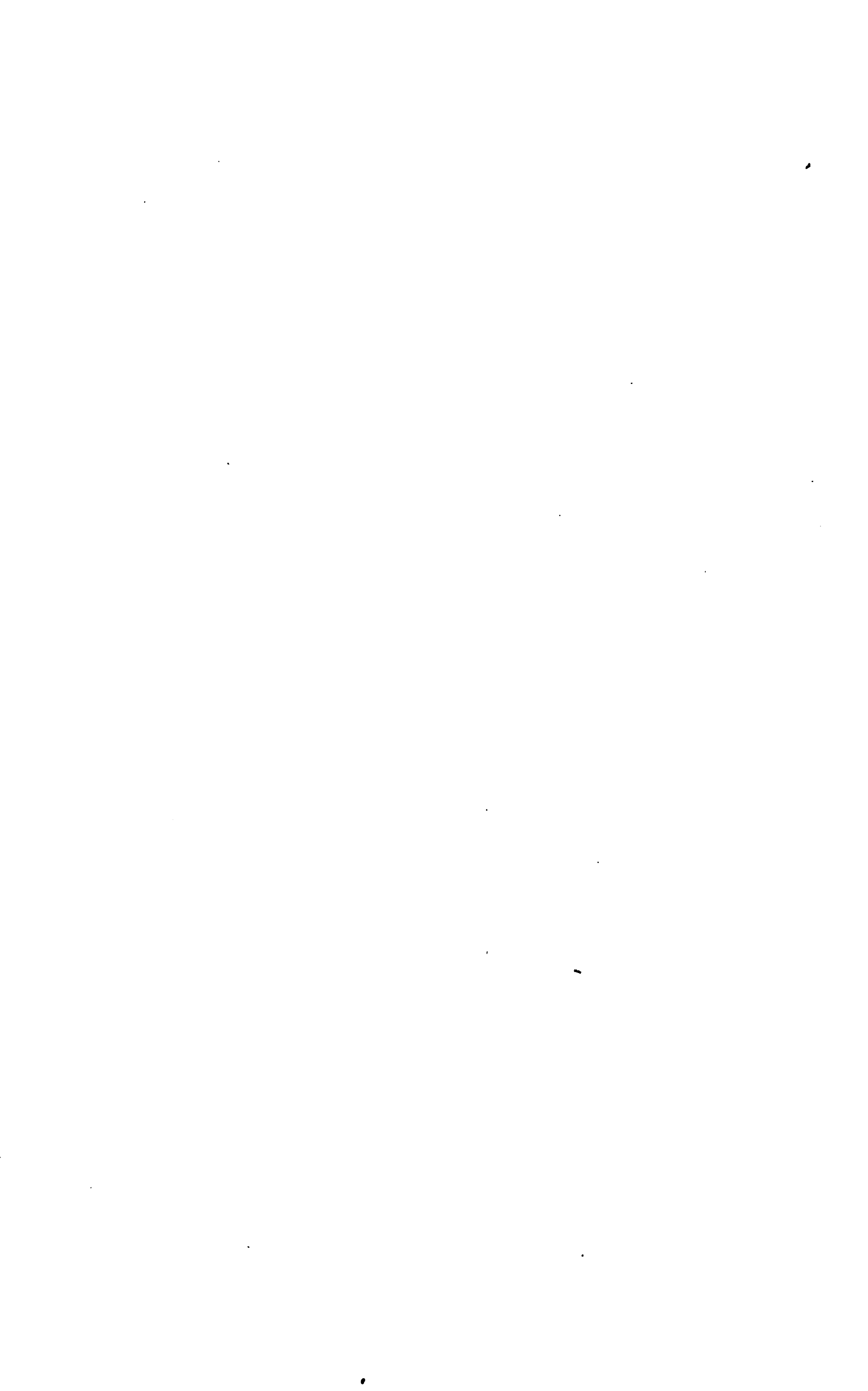
Auch im weiteren Verlaufe dieser Oceanfahrt, als das Schiff sich schon nahe der Mitte der eigentlichen Passatregion (18° nördl. Breite) befand, blies der Wind schwach, beinahe niemals stetig, und erfuhr Zrinyi zahlreiche Gewitterböen mit so heftigen und so häufigen elektrischen Entladungen, dass das Firmament zeitweise einem Feuermeere glich, aus dem sich strömender Regen ergoss.

Mit Berücksichtigung des Verhaltens der einzelnen meteorologischen Elemente hatte das Wetter während der in Rede stehenden Periode viel eher den Typ des äquatorialen Calmengürtels als der Region des NO. Passates. Selbst auf 14° nördl. Breite wurden noch Windstillen angetroffen.

Nachdem die Brise auf etwa 200 Meilen von der südamerikanischen Küste abermals gänzlich abgeflaut hatte, wurde die Maschinenkraft zuhilfe genommen und steuerte die Corvette durch die Monopassage zwischen Gaspar Grande und Gasparillo, sodann zwischen Diego und Five Islands nach Port of Spain, dem Haupthafen von Trinidad, woselbst sie am 13. November kurz nach Mittag $1^3/_4$ Meilen vom Lande in $7^1/_2$ *m* Wasser vor Anker gelegt wurde.

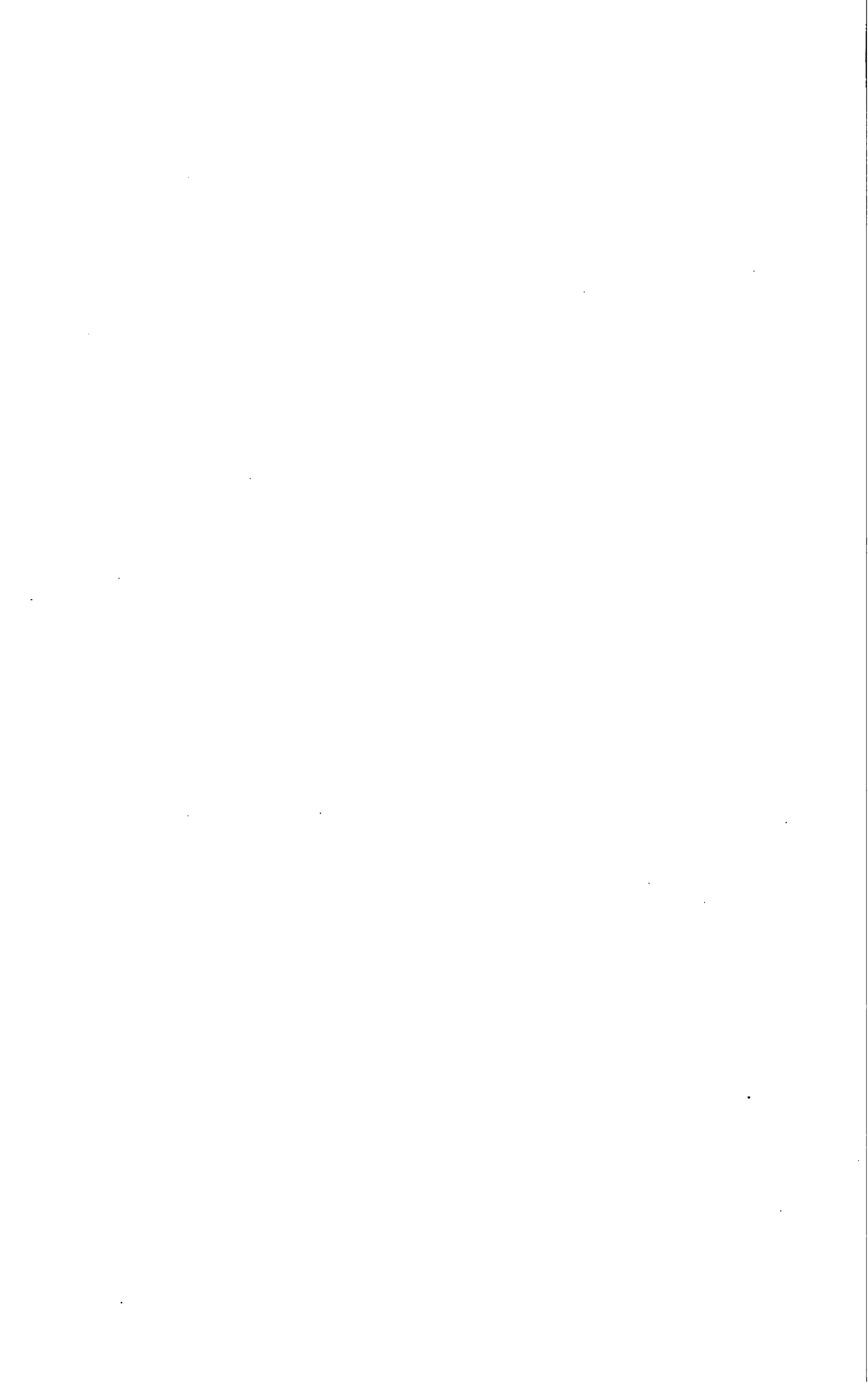
Der Gesundheitszustand der Mannschaft, welcher bis Teneriffa ein vortrefflicher gewesen war, verschlechterte sich zum Theile in den Tropen trotz der getroffenen und peinlich beobachteten hygienischen Maßregeln.

Die auf das Anlaufen von Port of Spain bezughabenden Directiven, welche derzeit von den diesen Hafen frequentirenden Schiffen befolgt werden und mit den Angaben der Segelanweisungen und Karten nicht zur Genüge übereinstimmen, ferner die Angaben über die Position einzelner Marken und Landobjecte und des Darien Rock, sowie die Leuchtfeuer der Insel Betreffendes wurden in den *„Hydrographischen Nachrichten der k. k. Kriegsmarine“*, Jahrgang 1886 bereits publicirt.



II.

Westindien.



4. Trinidad.

(Hiezu Anhang *B.*)

Die Insel Trinidad bedeckt einen Flächenraum von 1754 □Meilen (engl.) und liegt dem Golf von Paria vor, in welchen sich der Orinoko ergießt.

Trinidad bildet für sich allein eine selbständige englische Colonie; aber sowohl der Besitztitel Englands, als der fortschrittliche Aufschwung Trinidads sind verhältnismäßig jungen Datums.

Christof Columbus landete an der Küste von Trinidad am 31. Juli 1496 während seiner entbehrungsreichen dritten Entdeckungsreise und nahm von der Insel Besitz für die Krone Spaniens; aber erst nach nahezu vierzig Jahren (1532) wurde ein königlicher Gouverneur für Trinidad ernannt, und auch dann noch machte die Besiedlung nur langsame Fortschritte. Vom Jahre 1783 an besserten sich die Zustände. Ein Franzose aus Neu-Granada, Rome de St. Laurent, hatte die Ergiebigkeit der Insel erkannt und beim königlich spanischen Hofe die Überzeugung zum Durchbruche gebracht, dass die Besiedlung von Trinidad die ausgiebigste Förderung verdiene und erheische. Eine königliche Verfügung von einer für die damalige Zeit ganz außerordentlichen Freisinnigkeit forderte alsbald zur Auswanderung nach Trinidad auf und machte die Ansiedlung daselbst auch Nichtspaniern unter den vortheilhaftesten Bedingungen möglich; kaum dass das katholische Religionsbekenntnis von jenen gefordert wurde, die sich in Trinidad niederlassen wollten. Die Bevölkerung der Colonie vermehrte sich infolge dieser Maßregeln rasch und erhielt neuen Zufluss, als die Folgen der französischen Revolution sich auf S. Domingo und in anderen Colonien Frankreichs fühlbar machten. Auf diese zahlreiche französische Auswanderung zu Ende des vorigen Jahrhunderts ist es zurückzuführen, dass noch heute auf Trinidad, welches nie Frankreich angehört hat, das französische Element überwiegt.

Im Jahre 1797 gieng von Martinique eine englische Expedition von 18 Schiffen mit 760 Kanonen und 6750 Mann Truppen unter Admiral Harvey und General Abercrombie nach Trinidad ab, um diese Colonie von spanischer unter englische Oberhoheit zu bringen; am 18. Februar 1797 unterzeichnete der spanische Gouverneur Chacon, welchem die Mittel zu erfolgreicher Gegen-

wehr fehlten[1]), die Capitulation; durch einige Jahre wurde nun Trinidad in provisorischer Weise als erobertes Land verwaltet, denn erst der Vertrag von Amiens im Jahre 1802 bestätigte die Oberhoheit Englands über Trinidad, welche seither nicht bestritten wurde.

Die freisinnigere Colonialverwaltung, welcher sich England seit dem Abfalle Nordamerikas nach und nach zugewendet hat, übte auch auf Trinidad ihren heilsamen Einfluss. Die Insel zählt gegenwärtig (nach dem Census von 1881) 153 128 Einwohner, welche sich der geordnetsten Zustände und wachsender Wohlhabenheit erfreuen. Ein gesundes, wenn auch tropisches Klima, ein ergiebiger Boden und ein stetig wachsender Handel und Verkehr bilden die günstigen Grundlagen, auf welche sich die zunehmende Bedeutung der Colonie stützt. Wenige Zahlen sind imstande, dies zu illustriren. In den zehn Jahren von 1874 bis 1883 sind die nahezu gänzlich equilibrirten Einnahmen und Ausgaben der Colonie von 280 000 auf 460 000 £ gestiegen, ebenso der Gesammtwert des Imports und Exports von 1,34 und 1,41 auf 2,66 und 2,68 Millionen £. Eine öffentliche Schuld im geringen Betrage von 17 550 £ ist bezüglich ihrer Deckung auf die allgemeinen Einnahmen der Insel angewiesen; eine andere Schuld im Betrage von 581 080 £ aber ist in Eisenbahnen investirt. Die Erweiterung der bestehenden $43^3/_4$ Meilen (engl.) langen Eisenbahnen (deren einzelne Linien in den Jahren 1876, 1880 und 1881 eröffnet wurden) und Einbeziehung der hauptsächlich zum Zuckertransport dienenden Pferdebahnen, unter gleichzeitiger Adaptirung derselben für Dampfbetrieb, wird angestrebt und ist zum Theile bereits im Werden. Die Schaffung von Communicationen steht in Wechselwirkung mit der Zunahme der Grundareale, welche der Ausnützung durch Anlage von Plantagen zugeführt werden. Für die Stetigkeit dieser Zunahme ist die Thatsache beweiskräftig, dass in den letzten Jahren noch immer 11 000 bis 13 000 £ jährlich als Einnahmen für neu angewiesene Ländereien realisirt wurden. An 700 000 Acres[2]) cultivirungsfähigen Landes sind auf Trinidad noch verfügbar.

Der weitere Fortschritt in der Urbarmachung und Bebauung des Bodens ist im wesentlichen von der Beschaffung billiger Arbeitskräfte abhängig. Die weißen Einwanderer und ihre Abkömmlinge reiner oder gemischter Race sind im Tropenklima zur Arbeit nur in geringem Maße tauglich; die freien Neger aber bekanntlich der Arbeit ziemlich abhold. Seit der Abschaffung der Sclaverei[3]) hat demzufolge nach und nach eine Vertheuerung der Arbeitskräfte

---

[1]) Aus der Geschichte der Einnahme von Trinidad durch die Engländer, ist folgendes charakteristische Detail durch Tradition lebendig geblieben: Am 17. Februar erschien Admiral Harvey mit vier Linienschiffen in Sicht von Chagramus, wo der spanische Vice-Admiral Apodaca mit drei Linienschiffen und einer starken Fregatte vor Anker lag. Der spanische Admiral wagte keine Schlacht, sondern verbrannte seine Schiffe, zog sich nach Port of Spain zurück und betete an der Spitze einer Schar von Priestern um Befreiung von den ketzerischen Feinden. »Nun, Admiral«, sagte Gouverneur Chacon zu ihm, »ist alles verloren, da Ihr Eure Schiffe verbrannt habt!« — »Nein«, erwiederte dieser, »denn ich habe das Bildnis des heiligen Jacob von Compostella gerettet, des Schutzpatrones meines Schiffes und meiner Person!« Tags darauf musste Chacon vor den Truppen Abercrombies, welche widerstandslos gelandet worden waren, capituliren.

[2]) 1 englische Acre = 0,405 *h* = 0,703 Joch.

[3]) Die Aufhebung der Sclaverei trat auf Trinidad wie in den übrigen Colonien Englands, im Jahre 1838 in einer durch ein vierjähriges Übergangsstadium nicht gehörig vermittelten und vorbereiteten Weise ein. War schon vor Aufhebung der Sclaverei ein Missverhältnis zwischen der Bevölkerungszahl und der großen Aus-

platzgegriffen, und man musste in neuerer Zeit auf Mittel sinnen, dem Plantagenbau die nöthige Zahl von Händen zuzuführen. Die englische Colonialregierung von Trinidad macht seit einer Reihe von Jahren den Versuch, freie, aber durch mehrjährige Verträge in eine Art von Hörigkeitsverhältnis gebrachte Arbeiter — sogenannte Coolies — aus Ostindien nach Trinidad zu bringen. Jährlich werden jetzt noch etwa 2500 solcher Coolies auf Staatskosten nach der Colonie gebracht, wofür eine Ausgabe von 40—45 000 £ erwächst. Die Coolies werden mit Dienstcertificat auf fünf Jahre gegen Entrichtung von 5 £ pro Kopf an die Pflanzer überlassen. Der auf fünf Jahre in Dienst tretende Coolie erhält vom Pflanzer Wohnung, ärztliche Behandlung und einen täglichen Lohn von 10 d. bis 1 sh. Nach Abdienung seiner Dienstpflicht steht es dem Coolie frei, entweder sich auf Kosten der Regierung in die Heimat rückbefördern zu lassen oder aber sich mit fünf Acres Land und 5 £ abzufinden, um auf Trinidad anzusiedeln.

Um die Transportspesen hereinzubringen, welche pro Mann 9 £ betragen, während die Regierung, wie vorerwähnt, nur 5 £ rückvergütet erhält, wird ein geringer Ausfuhrszoll auf Rohproducte erhoben.

Bisher will es scheinen, dass dieses Arbeitssystem sich dauernd bewähren wird. Der Schiffsarzt S. M. Corvette Zrinyi hatte während des Aufenthaltes des Schiffes in Port of Spain Gelegenheit, eine in der Nähe der Stadt befindliche Coolie-Niederlassung zu besuchen. Er schildert seinen Eindruck wie folgt[1]:

„Durch ein kleines Cocosnusspalmen-Gehölz gelangen wir von der Stätte englischer Behäbigkeit zu der Ansiedlung eines hier fremden Völkleins, bei dessen Anblick wir uns in einen andern Welttheil versetzt wähnen. Die aus Bambus erbauten reinlichen Hütten contrastiren wohlthuend mit den schmutzigen schilfgedeckten Negerhütten. Ebenso fremd und eigenartig ist das Hausgeräthe. Die Bewohner, von zarter Bronzefarbe und edler Gestalt, schreiten in buntfarbigen Gewändern, Hände, Füße und Hals mit schweren, oft kunstvollen Silberringen geschmückt, einher. Das Ebenmaß der Glieder, die edlen Gesichtszüge, besonders der Frauen und Mädchen, stehen nicht hinter der kaukasischen Race zurück. Diese Leute sind Indier, von den Ufern des Ganges hieher eingewandert. Seit der Sclavenemancipation geht der Wohlstand der westindischen Inseln rapid zurück. Die Neger, diese unwürdigen Schützlinge der Civilisation, sehen ihre erlangte Freiheit als vollkommene Freiheit des Nichtsthuns an. Jeder wähnt sich selbst als Herr, was eine ungeheuere Noth an Arbeitskräften zur Folge hat. Mehr als die Hälfte einst wohlbebauten Landes liegt brach und nutzlos darnieder. Dieser Noth abzuhelfen, importirt die englische Regierung Tausende von ostindischen Coolies, die von der Regierung contractlich auf mehrere Jahre angeworben, auch contractlich an die Plantagenbesitzer abgegeben werden, so

---

dehnung des Culturbodens unverkennbar, so erreichte dasselbe nun einen solchen Grad, dass ein sorfältig aufgenommener amtlicher Bericht erklärte, in keinem Lande könne je ein solches Missverhältnis zwischen Bevölkerung, Capital und Arbeit bestanden haben oder bestehen, wie zu jener Zeit auf Trinidad. (Dr. Otto Delitsch, in Stein's und Hörschelmanns „*Handbuch der Geographie und Statistik*".) Über die Arbeitsunlust der Neger wurde gesagt: dass kein Neger sechs Tage nacheinander arbeite, obschon das tägliche Arbeitspensum ein so geringes sei, dass eine fleißige Negerin drei solche Pensa täglich abarbeitete, und dass gleichwohl viele Neger nur ein bis zwei solcher Tagwerke in der Woche fertig brächten; dabei seien doch die Löhne unverhältnismäßig hoch.

[1]) „*Bohemia*" 1886, Nr. 107.

dass keine Übervortheilung der Arbeiter stattfinden kann. Nach abgelaufener Zeit führt die Regierung sie wieder in die Heimat zurück. Mit Weib und Kind eingewandert, finden Viele hier ihr zweites Heim. Sich streng von jeder Mischung mit den Negern zurückhaltend, heiraten sie nur untereinander und erhalten ihren strengen Kastengeist, ihre einheimischen Sitten, Gebräuche und unverfälschte Race. Trotz der Einführung von 140 000 Coolies im Laufe der letzten Decennien ist doch eigentlich nur der südöstliche Theil von Trinidad um Port of Spain und San Fernando in größerem Maßstabe colonisirt.“

Diese letztere Bemerkung wird in das rechte Licht gerückt, wenn man sich vergegenwärtigt, dass von den 1 120 000 Acres Grundfläche von Trinidad, wie oben bemerkt, an 700 000 Acres cultivirungsfähiger Gründe noch unvergeben sind, und von den 253 511 Acres, welche bereits Einzelbesitz geworden sind, nur 93 300 bebaut werden. Hievon entfallen 52 150 Acres auf Zuckerrohr, 21 279 auf Cacao und Kaffee, 2885 auf Cocospalmen und 16 986 auf Nährfrüchte; von den 160 211 Acres, welche den Rest des Einzelnbesitzes bilden, sind 6103 als Weideland benützt, der übrige Theil von 154 108 Acres aber ist gänzlich uncultivirt.

Der weitern Ausnützung der Schätze, welche von der Natur Trinidad verliehen worden sind, steht also noch ein weites Feld offen, umsomehr als das Klima ein für den Europäer ganz erträgliches ist und Krankheiten bei einiger Vorsicht leicht vermieden werden können.

Die Hauptstadt der Insel, zugleich Sitz des Gouvernements, ist Port of Spain. Die Stadt liegt in einem Amphitheater von Hügeln, hat breite, im rechten Winkel sich kreuzende Straßen, welche macadamisirt und durch reichliche Anpflanzungen von Bäumen und Rasenplätzen zu wahren Parkanlagen gestaltet sind; die Häuser sind lang, niedrig und unansehnlich, dem Klima entsprechend leicht und luftig gebaut.

Von hervorragenden Gebäuden fällt eine katholische Kathedrale, die englischen Kirchen Trinity und All Saints und eine hübsche, im Jahre 1856 erbaute Kapelle der Wesleyaner in die Augen. Eine Eigenthümlichkeit Westindiens fällt dem Europäer beim ersten Betreten der Straßen von Port of Spain in ungewohnter Weise auf: es sind dies die zahlreichen zahmen Aasgeier, welche in ganzen Scharen zwischen den Passanten umherhüpfen und das in dem heißen Tropenklima doppelt wichtige Geschäft der Straßenreinigung besorgen. Kein Atom eines organischen Stoffes entgeht ihrem scharfen Auge und alles verschwindet in ihrem unergründlichen Magen. Ihr Wert wird auch gebürend anerkannt und das strenge englische Gesetz schützt sie vor jeder Verfolgung.

An den östlichen Grenzen der Stadt breitet sich im Schutze mächtiger Baumriesen die Savannah aus. Eigentlich ist die Savannah nichts anderes, als wie ihr Name es besagt, ein Grasplatz. Aber die Savannah ist von dem Treiben in einer westindischen Colonialstadt unzertrennlich. Sie ist eine Art Vogelwiese, oder das was jeder Österreicher unter dem Namen Prater versteht; dort finden Wettrennen, Taubenschießen und sonstige an die freie Luft gewiesene Spiele statt; fahrende Künstler errichten dort ihre Schaubuden, und die große und kleine Jugend der Stadt tummelt sich zu ihrem Vergnügen herum.

Ein lebendiges und anziehendes Bild bietet auch der Hafen mit seinen zahllosen Felucken, Canoes und Booten, und dem Durcheinander von Völkern und Sprachen — Indianern, amerikanischen Spaniern, Franzosen, Engländern, Schotten, indischen und chinesischen Coolies, Negern und Mulatten.

Verlässt man die Stadt und dringt etwas weiter in das Innere der Insel ein, so wird man zunächst durch den Anblick der wohlgepflegten Plantagen an den Productionsreichthum des Landes gemahnt, später aber durch die überaus reiche und üppige tropische Urvegetation reichlich für die aufgewendete Mühe entschädigt. Wir überlassen hier wieder das Wort dem Fregattenarzt Dr. Plumert, welcher die Pflanzenwelt von Trinidad mit dem Kennerauge des Botanikers gesehen, und über dieselbe sagt:

„Dicht gedrängt erheben sich in langen Reihen die Kaffeebäumchen, an dem dunkelgrünen Laube und der schneeweißen Blüte leicht erkennbar. Es kostet viel Arbeit und Mühe, um die aus den Wurzelstöcken üppig ausschießenden Wildlinge abzuhalten, die nur allzuschnell, besonders junge Pflanzungen in ein undurchdringliches Gestrüpp verwandeln, in welchem die Bohne noch vor ihrer Reife zu Boden fällt und von den zahlreichen Schmarotzern aus der Thierwelt angebohrt wird. Am regelmäßigsten erscheinen die Cacaopflanzungen. Meist wohlgepflegte Bäumchen mit hellgrünen Blättern und schön geformter kugeliger Krone. Die anfangs grünen, dann rothbraunen, endlich gelben melonenförmigen Früchte hängen mit kurzem Stengel an der Rinde des Baumes und der Äste, woselbst auch die rothe Blüte sitzt. Die Cacaokörner selbst sind gleich den Samen der Kürbis- und Melonenarten in ein weißes, süßlich schmeckendes Fleisch eingebettet. Am nüchternsten erscheinen die ausgebreiteten Zuckerrohrfelder. Die hellgrünen langen Blätter und die büschelförmige Blüte ähneln ungemein unserem Mais. Den Hauptschmuck der Insel bilden die ungeheueren, oft noch von der Axt kaum berührten Wälder; riesige Bestände der edelsten Nutzhölzer, wie Campeche, Mahagoni und rothe Cedern. Die gewaltigen Kronen dieser Baumriesen bilden ein einziges undurchdringliches Laubdach, auf welchem hoch oben im Bereiche der erwärmenden Sonne hunderte von buntfarbigen Schmarotzern aus der artenreichen Classe der Orchideen ihre bunten Blüten entfalten. Lianen und Rotangs ästen von Krone zu Krone und dienen Convolvulaceen und anderen Klettergewächsen als vielumworbene Stütze. Cocosnuss- und Kohlpalmen, der Brodfruchtbaum und andere Palmenarten bilden theils geschlossene Bestände, theils durchbrechen sie das Laubdach ihrer Nachbarn und streben zum Lichte, in dessen Bereiche sie ihre Blüten und Früchte entwickeln. Im Innern dieser Wälder entsprießt dem von abgestorbenen Pflanzenmassen in reichlicher Weise gedüngten Boden ein undurchdringliches Gewirr von Baum- und niederen Farrenkräutern. Dazwischen entfalten die Fächerpalme, die Aroideen und Musaceen, Gramineen und Schilfgewächse eine überreiche Fülle in Farbe und Gestalt der Blattformen, deren jede einzelne die Zierde unserer heimischen Ziergärten und Warmhäuser wäre. Wo immer in diesem Wust eine Lichtung entstanden ist und der Sonne freien Zutritt gewährt, erheben die Kinder Floras dichtgedrängt ihre Köpfchen. Sictamineen, Begonien, Fuchsien, Veronicas, Eriken und die ganze Classe der Philodendrons und Nachtschattenblütler und Liliengewächse weben in hunderterlei Farben und Nuancen einen Blumenteppich. Bald ist es die Farbenpracht der Blumen, bald ihr betäubender Wohlgeruch, bald die Form und Farbe des Blattes, die unsere Aufmerksamkeit fesselt. Wie über eine unabsehbare Wasserfläche schweift der Blick, kein Anfang, kein Ende. Ein Eindruck jagt den andern, und noch befangen vom Anblicke dieses Pflanzenmeeres, merkt man kaum das Leben und Treiben der lebenden Wesen, die es bevölkern. Flinke Nager hüpfen von Baum zu Baum, in den Laubkronen fliegt, hüpft, pfeift und singt eine Legion schön befiederter Vögel. Jede Blüte umschwirren rubinglänzende Kolibris in Wette mit Schmetterlingen und schimmernden In-

secten. In der feuchten schwarzen Moorerde unter unseren Füßen wimmelt es von Käfern, Tausendfüßlern und riesigen Spinnen. Rothe, braune und gelbe Landkrabben fliehen auf langen Beinen in die zahllosen Erdgänge, die den Boden unterminiren; daneben hemmen die thurmartigen Erdbauten der Termiten und Erdameisen das Vordringen auf dem mühsam geschaffenen Pfade. — Die Insel ist überreich an Bächen und Flüssen, die von Süßwasserfischen und Crustaceen belebt sind. Auch der Alligator findet sich häufig, allerdings nur eine kleine Gattung, deren man besonders auf den Sandbänken zunächst den meist sumpfigen Mündungen in die See ansichtig wird. Das unheimliche Volk der Schlangen ist nur sehr spärlich vertreten, und auch die wenigen zählen zu den giftlosen Arten".

„Die Fruchtbarkeit ihres Bodens", sagt Dr. Delitsch, „die riesenmäßige und prachtvolle Vegetation, gegen welche unsere europäischen Bäume locker belaubt und klein, unsere lieblichsten Blumen bleich und leblos erscheinen, ihre schönen Flüsse, bezaubernden Abhänge, Palmenwälder, Citronenhaine und duftenden Gewürzhecken, die saftigen Wurzeln köstlicher Kräuter und Früchte, der azurfarbige Himmel, die tiefblauen Seen und die elastische Luft, alles ist hier vereinigt, um die Insel mit dem Namen „das indische Paradies" zu schmücken."

Seiner ganzen Natur nach gehört Trinidad weit mehr zum benachbarten südamerikanischen Festlande, von welchem es ein losgerissenes Stück zu sein scheint, als zu den Antillen.

Auch die Thierwelt zeigt viel dem Festlande Eigenthümliches, wenn sie auch schon sehr von der Cultur zurückgedrängt ist. Mehrere Arten von Affen, Tigerkatzen, Ameisenbären und Faulthieren kommen hier vor; ferners Hirsche (Cervus americanus und Cervus Mango), wilde Schweine, Stachelschweine, Agulis, Gürtelthiere, Beutelthiere, der „Wasserhund", auf Trinidad Paca oder Lapo genannt, welcher gut taucht und schwimmt, aber auch von den Einwohnern gerne gegessen wird. In den östlichen Gewässern kommt die Seekuh noch häufig vor, ebenso Walfische im Nordwesten. Die Savannen wimmeln von den mannigfachsten Seevögeln, Rebhühnern, Wasservögeln, Flamingos und trefflichen, weißen Schnepfen; die wilden Enten sind zahllos, der braune Pelikan, die Nachteule, der Fregattenvogel, viele schöne Arten von Papageien, grüne und Goldkolibris und die prachtvollen Hoccos kommen in großen Mengen vor. Die Landschildkröten sind in vielen Arten vertreten und als Nahrungsmittel sehr geschätzt; die Boa constrictor und andere Reptilien sind zahlreich, die giftige Korallenschlange aber nahezu gänzlich ausgerottet; in den Flüssen und Seen findet sich der Alligator vor und die östlichen Flüsse weisen auch eine bis $5^1/_2$ *m* lange Wasserschlange auf. Der Haifisch und der 4 *m* Länge erreichende Hammerfisch beleben in gefährlicher Weise die Seeufer, welche in den Mangrovesümpfen der Ostküste überreich an Austern, Krabben und Schalthieren sind.

Auch in geologischer Beziehung tritt die Zugehörigkeit von Trinidad zum südamerikanischen Festlande vor Augen; denn hier bestehen ältere Felsbildungen neben vulkanischen Gebilden, während die ganze benachbarte Reihe der Antillen: Grenada, St. Vincent, St. Lucia, Martinique, Dominica, Guadeloupe, Montserrat, St. Christopher, Nevis, St. Eustachius rein vulkanischer Bildung sind, auf Barbados, Antigua, Barbuda, St. Barthelemy, St. Martin und St. Thomas vulkanische Bildungen neben Muschelkalk vorkommen, und Margarita, Curaçao, Buenos-Ayre, Desiderade und viele andere kleinere Inseln Kalk von neuester Bildung aufweisen.

Die geognostische Zusammensetzung des Bodens, welche in den Jahren 1857 und 1858 durch gründliche Arbeiten von Wall und Sawkins aufgeklärt

worden ist, hat die Gemeinsamkeit mit dem benachbarten südamerikanischen Festlande außer Zweifel gestellt[1]; von besonderer Merkwürdigkeit aber ist auf Trinidad das in den Moruga- oder Sandschichtengruppen vorkommende Porzellanit, ein röthlichgrau, ziegelroth bis ockergelb, auch asch- oder blaugrau gefärbtes, an Pflanzenabdrücken reiches Mineral in bald unregelmäßigen, bald regelmäßig mauerartig übereinander gelagerten Massen, wahrscheinlich ein durch Brand von Kohlenschichten verändertes und gehärtetes Material. — Nicht minder merkwürdig sind die Asphaltmassen von Trinidad, welche sich sowohl unterirdisch in Schichten ausbreiten, als auch an der Oberfläche zusammenhängende Asphaltseen bilden. Der bei Cap Brea auf einer abgerundeten Halbinsel in der Nähe der Stadt S. Fernando bestehende Asphaltsee (von den Engländern pitch lake oder tar lake, von den Franzosen La Braye genannt) ist die größte Merkwürdigkeit von Trinidad. Auf dem etwa 50 *m* hohen Sandplateau, welches die Halbinsel ausfüllt, liegt die mit einem schmalen Waldsaume umgebene, fast kreisrunde Fläche des „Sees“. Die Oberfläche besteht aus eisenhaltigem, mit 32—36 % Erdpech durchdrungenem Sand und ist in der Sonnenhitze so weich, dass sie nicht beschritten werden kann; zahlreiche Risse und Spalten sind mit braunem aber geschmacklosen Wasser gefüllt. An den heißesten Tagen wurde bei 31° Luftwärme beobachtet, dass dieses Wasser eine Erwärmung bis 36°, der Asphalt aber eine solche bis 60° erlitt. Das Erdpech ist von grauer Farbe und schmilzt wie Siegellack, bisweilen ist es schwarz, hart und bricht mit muschelförmigem glänzenden Bruche in Stücke. Mit Fett, Öl oder gewöhnlichem Pech vermischt ist es leichter flüssig. Holz wird von dem Asphalt leicht durchdrungen. Die Tiefe der Asphaltschichte des Sees ist nicht bedeutend, doch scheint eine fortwährende Erneuerung stattzufinden. Geognostische Untersuchungen haben übrigens zu dem Ergebnisse geführt, dass der See nicht etwa unerschöpfliche Zuflüsse aus dem Innern der Erde besitzt, sondern bei lebhafter Ausbeutung des Materiales dasselbe in etwa einem Jahrhunderte erschöpft sein dürfte. Die Nähe des früher erwähnten Porzellanits scheint anzudeuten, dass auch der Asphalt das Product eines Verbrennungs- oder Ausglühungsprocesses ist. Wo der Asphalt sich mit der Erde verbindet, ist der Boden außerordentlich fruchtbar und erzeugt die besten Früchte; die Ananas dieser Gegend sind grösser, aromatischer und von dunklerer Goldfarbe als anderswo.

Auch dem animalischen Leben ist der Asphalt nicht nachtheilig; in dem Wasser welches die Spalten des Sees füllt, findet man zahlreiche kleine Fische. Die Verwendbarkeit des Asphaltes zu industriellen Zwecken ist eine mehrfache; es kann zur Gasbereitung, zum Kalfatern, zur Feuerung und Pflasterung benutzt werden. Trotzdem ist die Ausbeutung des offen zutage liegenden Reichthums an diesem so vielfach nützlichen Naturproducte, erst vor relativ sehr kurzer Zeit in größerem Maße in Angriff genommen worden. Bis vor etwa 30 Jahren benützte man den Asphalt auf Trinidad beinahe nur zur Deckung des geringen Bedarfes an Kalfaterungsmaterial für Schiffe in den verschiedenen Häfen der Insel. Um diese Zeit erst kam ein Deutscher, Herr Conrad Stollmayer, auf den Gedanken, die Asphaltmengen der Insel zu einem Ausfuhrsproducte zu machen. Als ersten Versuch den Asphalt im großen zu verwerten verschiffte er mehrere Ladungen rohen Asphaltes nach Deutschland und den Vereinigten Staaten. Das Resultat dieser ersten Sendungen waren schwere Verluste für den Unternehmer,

[1] Näheres hierüber siehe „*Wappäus, Handbuch der Geographie u. Statistik I*“, 4. Abtheilung, pag. 2067 und „*Neumanns Geographie I*“, pag. 722.

der sich jedoch dadurch nicht abschrecken ließ und es auch nach und nach erreichte, dass der Trinidad-Asphalt in Europa wie Nordamerika einen gesuchten Handelsartikel bildet. Heutzutage werden, um die Transportkosten zu reduciren, die wertlosen Bestandtheile des Asphaltes, Erde und Lehm, durch Auskochen ausgeschieden und dadurch der sogenannte »Epuré« gewonnen, welcher jetzt hauptsächlich verschifft wird.

Die Ausfuhr an rohem Asphalt und Epuré betrug im Jahre 1884 39 797 *t*, im Jahre 1885 bis zum 15. November 28 506 *t*.

Der Preis des rohen Asphaltes ist 4,50 $, der des Epuré 10,50 $ pro Tonne frei am Bord in La Brea, dem Verschiffungsplatze desselben.

Der latente Vulcanismus, welcher die Ursache der Hervorbringung des Asphaltes auf Trinidad sein dürfte, äußert sich auf der Insel auch noch in anderer Weise. Obwohl nämlich eigentliche Vulcane gänzlich fehlen, so sind doch zahlreiche Schlammvulcane oder Salsen vorhanden. Nahe der Südwestspitze, bei Cap Cedros und bei Monkeytown, etwa acht Meilen östlich von San Fernando sind zahlreiche kleine Hügel, aus deren konsicher Spitze ein feiner Schlamm aufquillt ohne überzufließen, und in einzelnen Explosionen Gase hervorbrechen. Ähnlich ist der sogenannte Lagoon Buff, eine theils flüssige, theils feste Fläche von 80—100 *m* Durchmesser mit einigen Schlammkegeln; in dem schwarzen Wasser steigen Gasblasen mit bituminösem Geruche empor. Der die Kegel bedeckende Schaum enthält flüssigen Asphalt. Der Abfluss der Schlammassen ist gering oder findet gar nicht statt, die Thätigkeit besteht besonders in der Gasentwicklung. Stärkere Explosionen sollen vor etwa 40 Jahren beobachtet worden sein; im dunkeln Schlamme bildeten sich Risse, die darauf stehenden Bäume wurden umgeworfen. Es wird auch von einem unterseeischen Vulcane bei der Bucht von Mayoro erzählt, welcher zur Zeit mit donnerartigem Getöse, Flammen, Rauch und Asphalt auswerfen soll, ebenso erwähnt man einen andern (Schlamm-) Vulcan bei La Brea; letzteres scheint sich aber auf das Bestehen von Petroleumquellen zu beschränken. Ein eigentlich vulcanischer Zusammenhang scheint aber bezüglich Trinidad weder mit den vulcanischen Antillen, noch mit dem Festlande zu bestehen; wenigstens spricht hiefür die bemerkenswerte Thatsache, dass das so heftige Erdbeben auf den Antillen im Jahre 1797 in Trinidad und Cumana gar nicht, das furchtbare Erdbeben von Cumana im selben Jahre in Trinidad nur leicht, auf den Antillen gar nicht gefühlt wurde.

Diese Immunität von den gewaltigen Erschütterungen, welche auf den meisten der benachbarten Antillen zeitweise beinahe alles Menschenwerk zerstören und zahllose Opfer an Menschenleben fordern, ist ein gewaltiger Vortheil für die Zukunft von Trinidad, und dies um so mehr, als diese Insel auch noch außerhalb der Bahn der westindischen Orkane liegt.

Das große Areal, welches auf der Insel noch der Ausnützung harrt, verbürgt der Colonie bei nur einigermaßen zweckentsprechender Förderung der Einwanderung eine glänzende Zukunft; denn zweifellos ist Trinidad eine äußerst fruchtbare, bedeutender Mehrproduction fähige Insel, die ein dem Europäer zuträgliches Klima besitzt und von den gewaltigen zerstörenden Naturereignissen der Tropenzone gar nicht, von epidemischen Krankheiten, wie Blattern und gelbes Fieber, aber nur selten und nach langen Zwischenpausen heimgesucht wird.

Die Hauptstadt der Insel, Port of Spain, zählt nach dem letzten Census 31 858 Einwohner und liegt von Hügeln umgeben, auf einer sanft ansteigenden Ebene in der Nähe des nordöstlichen Theiles des Golfes von Paria. Die Hauptstadt ist nicht allein das politische Centrum der Colonie und Sitz aller höheren

Regierungsbehörden, sondern auch der Haupthandelsort der Colonie; die nächstgrößte Stadt, San Fernando, etwa 30 Meilen (engl.) südlich von Port of Spain gelegen, zählt nur wenig über 6000 Einwohner.

Stab und Bemannung der Zrinyi gaben sich während des Aufenthaltes der Corvette in Port of Spain dem Genusse hin, welchen die überwältigend schöne Tropennatur namentlich nach längerer beschwerlicher und dabei doch eintöniger Seereise stets ausübt.

Zur Annehmlichkeit des Aufenthaltes trug die außerordentliche Freundlichkeit bei, welcher man sich von allen Seiten zu erfreuen hatte. Schon gleich bei der Ankunft in Port of Spain wurde Zrinyi auf das herzlichste und freundlichste begrüßt, und war dieser wohlthuende Empfang vornehmlich das Werk des kaiserl. deutschen Honorarconsuls Herrn Hugo Hoffmann, welcher die ganze Zeit der Anwesenheit des Schiffes hindurch seine Bemühungen dahin richtete, den Aufenthalt zu einem für die Bemannung angenehmen und auch sonst in jeder Richtung ersprießlichen zu gestalten.

Der gesellschaftliche und private Verkehr war insbesondere mit den Mitgliedern des deutschen Clubs ein sehr reger, und gab dem Commandanten der Zrinyi Veranlassung, die Mitglieder desselben an Bord der Corvette zu einer Soirée zu laden, die, von 40 Personen besucht, auf das angenehmste verlief.

Der Austausch der officiellen Besuche erfolgte wie gewöhnlich und erstreckte sich derselbe auch auf das Consularcorps und einige andere Würdenträger des Ortes.

Die Zeit der Anwesenheit in Trinidad wurde im übrigen dazu benützt, um das Schiff in Stand zu setzen, dessen Boden zu reinigen und eine Partie Lebensmittel, die in vorzüglicher Qualität und sehr preiswürdig am Platze gefunden wurden, anzukaufen und an Bord zu nehmen.

Am 18. November morgens verließ Corvette Zrinyi Port of Spain; die wenn auch nicht sehr bedeutende Verzögerung, welche die oceanische Traversade durch Ungunst des Wetters erlitten hatte, musste jetzt durch Abkürzung des Aufenthaltes in den einzelnen westindischen Häfen hereingebracht werden, um die Zeitgrenzen genau einhalten zu können, welche der Reise aus zwingenden dienstlichen Gründen gesteckt waren.

Gegen leichte Brisen mit ökonomischer Geschwindigkeit dampfend, erreichte Zrinyi in 34 Stunden ihr nächstes Reiseziel, nämlich die Carlisle Bai, den Hafen von Bridgetown, der Hauptstadt von Barbadoes.

Wie üblich, fand auch hier zunächst der Austausch der Begrüßungen, Besuchen und sonstigen internationalen Höflichkeiten statt, welche dem Einlaufen eines Kriegsschiffes nach allgemeinem Gebrauche und bestehenden detaillirten Vorschriften unmittelbar folgen. Als Bestandtheil des nicht unwichtigen internationalen Seeceremoniells, das sich im Laufe der Zeiten historisch entwickelt hat, sind alle diese Salute, Besuche, Vorstellungen, Einladungen und Gegeneinladungen nicht ohne einen gewissen formalen Wert, welcher ja gewiss jeder Achtungsbezeugung zugesprochen werden darf; aber es ist nicht zu leugnen, dass Commandanten und Schiffsstäbe, namentlich bei so kurzen Aufenthalten in fremden Häfen, wie sie z. B. Zrinyi beschieden waren, durch die eben angedeuteten zahlreichen Formalitäten in der Zeit wesentlich beschränkt werden, welche sie dem informatorischen Theile ihrer Mission gerne zuwenden würden.

5. Barbadoes.

(Hiezu Anhang *C.*)

Östlich von den südlichen karaibischen Inseln oder sogenannten kleinen Antillen, 78 Seemeilen weit von der nächstgelegenen Insel dieser Gruppe (St. Vincent), liegt Barbadoes. Diese seewärtige Lage in einem Rayon, welcher während mehr als drei Viertheilen des Jahres von dem günstigsten Nordostpassat beherrscht wird, bringt es mit sich, dass Barbadoes zu einem commerciellen Entrepôt für den nach Westindien gerichteten Handel und Verkehr wie geschaffen erscheint. Doch mag die exponirte Lage von Barbadoes Ursache sein, dass diese Insel erst verhältnismäßig spät von Europäern betreten wurde.

Bekanntlich hielt Columbus seine dritte Entdeckungsfahrt bedeutend südlicher, als die beiden ersten und erreichte zunächst Trinidad, von wo er seine Fahrt nach Westen und Norden fortsetzte; Barbadoes dürfte ihm nicht in Sicht gekommen sein. Der erste beglaubigte Besuch der Insel durch Europäer fand erst im Jahre 1605 statt [1]), und zwar durch Engländer. Das Schiff Olive Blossom hatte die Insel gesichtet; die Bemannung betrat das Land, aber beschränkte sich darauf, in die Rinde großer Bäume die Worte einzuschneiden: „Jacob, König von England und von dieser Insel“.

Mit diesem originellen Acte der Besitzergreifung beginnt die Geschichte von Barbadoes. Sowie bei Colonien überhaupt der Fall, waren die Geschicke von Barbadoes von jenen des Mutterlandes und vom Gange der zahlreichen Kriege beeinflusst, welche von den Seemächten während des 17., 18. und im Anfange des 19. Jahrhundertes geführt wurden; aber die innere Geschichte von Barbadoes bietet, unähnlich jener vieler anderer der westindischen Inseln, ein Bild friedlicher, von inneren Parteikämpfen beinahe gänzlich verschonter Entwicklung.

Ohne Blutvergießen in Besitz genommen (Jacob I. belehnte im Jahre 1624 Lord Leigh, den spätern Earl von Marlborough, mit dem Eigenthumsrechte über Barbadoes), ist die Insel bis zum heutigen Tage ununterbrochen englische

---

[1]) Die Behauptung, dass die Insel schon früher durch Portugiesen betreten worden sei, ist schwer erweisbar. Sie wird vielfach durch die offenbar romanische Derivation des Namens Barbados unterstützt. Man bringt diesen Namen mit dem massenhaften Vorkommen von wurzelschlagenden Schlinggewächsen in Verbindung, welche ganzen Küstenstrichen gewissermaßen ein bärtiges Aussehen geben.

Colonie geblieben. Die Colonisten hatten häufig unter den bedrückenden Verfügungen zu leiden, welche die englische Regierung noch bis Ende des vorigen Jahrhundertes rücksichtlich der von den Colonien zu tragenden Lasten erließ; aber der zähe Kampf, welcher um die Aufhebung dieser Lasten, um Productions- und Handelsfreiheit geführt wurde, gedieh nie bis zur Empörung, sondern blieb auf dem gesetzmäßigen Boden [1]). Im Gegentheile ergriffen aber die Colonisten die Waffen häufig unter der Flagge und im Interesse des Mutterlandes. Zur Expedition gegen Jamaica und St. Domingo im Jahre 1655 stellte Barbadeos eine Reitertruppe und 3500 Freiwillige; 1665 widerstand die Colonie heftigen Angriffen holländischer Streitkräfte; im folgenden Jahre führte der Gouverneur Lord Willoughby eine kriegerische Expedition gegen die französischen Colonien Martinique und Guadeloupe, wurde aber vor Martinique zurückgeschlagen und fiel bald darauf mit allen seinen Schiffen und Mannschaften einem der entsetzlichen westindischen Wirbelstürme zum Opfer.

Wie schon früher angedeutet, fanden die Kriege zwischen den Seemächten, an welchen das 17. und 18. Jahrhundert und selbst der Beginn des 19. Jahrhundertes so reich waren, stets ihr Widerspiel in den westindischen Gewässern; wenn auch in kleinerem Maßstabe, so wurde hier doch mit gleicher, wenn nicht noch größerer Zähigkeit gekämpft. Zu den Lasten, Gefahren und Bedrängnissen, welche der häufige Kriegszustand wie über andere westindische Inseln so auch über Barbadoes brachte, kam noch die Plage der in solchen Zeiten immer neu auflebenden Seeräuberei und Kaperei. Doppelt fühlbar musste die Freibeuterei für Barbadoes werden, dessen exponirte Lage die Thätigkeit der Kaper und Piraten wesentlich erleichterte. Die Frachtpreise stiegen infolge der von den Freibeutern drohenden Gefahren in so exorbitantem Maße, dass man auf Barbadeos mehr als einmal versuchte, dieselben gesetzlich zu begrenzen. Der Jubel über den Frieden von Ryswick (1697) war kaum verrauscht, als infolge des

[1]) Der einzige Fall in der Geschichte von Barbadoes, welcher an bewaffnete Empörung grenzt, hatte seine Ursache nicht in den Verhältnissen der Colonie, sondern in politischen Wirren des Mutterlandes. Zur Zeit der Hinrichtung Königs Karl I. (30. Jänner 1649) hatten viele Anhänger der königlichen Partei nach Barbadoes emigrirt; die hiedurch auf der Insel zu großer Majorität gelangte royalistische Partei versagte dem nun als souveraine Macht erklärten (sogenannten langen) Parlament den Gehorsam und Barbadoes huldigte dem König Karl II., welcher in der Person des Lord Willoughby einen Statthalter sandte. Das souveraine Parlament schritt sofort zur Gewalt und entsandte Sir G. Ayscue mit entsprechenden Streitkräften zur Unterwerfung der Insel. Ayscue erschien im October 1651 vor Barbadoes. Lord Willoughby vereinigte, was er an waffenfähiger Mannschaft auftreiben konnte, um entschlossen Widerstand zu leisten; aber da die Meinung der Gemäßigten die Oberhand gewann kam es alsbald zu einem Compromiss. Barbadoes erkannte die Souverainität des Parlamentes an und dieses bestätigte Lord Willoughby als Gouverneur, welcher aber erst nach der Restauration des Königthums dieses Amt wieder übernahm. Unter Lord Willoughbys Statthalterschaft wurde die wichtigste Frage für das fernere Gedeihen von Barbadoes gelöst, nemlich die Befreiung des Grundbesitzes von dem Lehensverhältnisse, welches auf den schon anderthalb Jahrhunderte alten Rechtsverleihungen an die Familien Marlborough und Carlisle fußte. Der Tod des Lord Carlisle ermöglichte es, diese für das Wohl der Colonisten brennende Frage im Jahre 1663 zu befriedigendem Abschlusse zu bringen. Barbadoes wurde aus einem königlichen Lehen eine königliche Colonie, welche fortan direct von den gesetzgebenden Gewalten des Mutterlandes abhing; der Grundbesitz war nun frei, aber eine $4^1/_2$%ge Auflage auf alle Erzeugnisse musste für die Kosten der Verwaltung und zur Entschädigung der Abkömmlinge der alten Lehensherren decretirt werden. Erst im Jahre 1838, nach 175jährigem Bestehen, konnte diese drückende Steuer erlassen werden.

Kriegsausbruches zwischen Frankreich und Spanien im Jahre 1702 die Freibeuterei sofort wieder ihr Unwesen zu treiben begann.

Während des im Jahre 1756 zwischen Frankreich und England begonnenen Krieges wurden die westindischen Gewässer zum Schauplatze vielfacher Kämpfe. Als im Jahre 1781 der Entschluss kundgegeben wurde, die französische Macht im Archipel zu brechen, stimmte Barbadoes mit Enthusiasmus zu und rüstete mit einem Aufwande von 24 000 £ sein Contingent aus, welches sich an der Eroberung von Martinique betheiligen sollte. Martinique fiel im Jahre 1762, Guadeloupe war schon zwei Jahre früher erobert worden; aber im Vertrage von 1763 mussten beide Inseln an Frankreich zurückgegeben werden. Mehr noch als durch die Wirkungen dieser Kriegsperiode ward Barbadoes durch den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg geschädigt. Der Verkehr mit Nordamerika, von wo Barbadoes seine Bedürfnisse deckte, war unterbunden und England entschloss sich erst spät, der nahezu ganz herabgekommenen Colonie, welche zu allem Unglücke eben auch noch kolossale Elementarschäden erlitten hatte, Hilfe zuzuwenden. Man sandte Industrie - Artikel, welche den Colonisten zum Selbstkostenpreise überlassen werden sollten, und bewilligte im Jahre 1782 eine Geldunterstützung von 80 000 £, aber alle wiederholten und dringenden Bitten um Nachlass der drückenden allgemeinen Productionssteuer von $4^1/_2$ % blieben unerhört. Trotzdem wankte die Treue der Colonisten nicht.

Als das Jahrhundert unter dem allgemeinen Eindrucke zu Ende gieng, dass der Entscheidungskampf gegen Frankreich bevorstehe, setzte sich Barbadoes energisch in Vertheidigungszustand, und öffentliche Gelder sowie das Erträgnis privater Subscriptionen wurden der Regierung des Mutterlandes zu Kriegszwecken zur Verfügung gestellt. Der Friede von Amiens (1802) brachte nur für kurze Zeit die ersehnte Ruhe. Als Napoleon im Jahre 1805 eine bedeutende Streitmacht nach Westindien entsendete, wurde die Lage von Barbadoes kritisch. Die französische Escadre hatte schon einige Colonien empfindlich gebrandschatzt und Admiral Villeneuve mit einer noch stärkeren Flotte war im Anzuge. Da erschien aber Admiral Cochrane zum Schutze von Barbadoes und bald darauf Nelson auf seiner berühmten Jagd nach Villeneuves Streitkräften, welche er noch im October desselben Jahres bei Trafalgar vernichten sollte. Barbadoes beeilte sich, die erlösende That durch einen Trafalgar Square und eine Nelson-Statue zu verewigen. An der Offensive, welche nun in Westindien gegen Martinique und Guadeloupe ergriffen wurde, hatte Barbadoes wenig directen Antheil; hingegen litt die Colonie neuerdings sehr, als der Krieg zwischen England und Nordamerika das Wiederaufleben einer weitverbreiteten Freibeuterei zur Folge hatte, welche den Handel von Barbadoes beinahe vollständig lahmlegte. Erst nach der Abdankung Napoleons und dem Frieden zwischen England und Nordamerika (1814) kam Barbadoes endgiltig zur Ruhe und konnte sich fortan der Pflege seiner friedlichen Interessen ungestört widmen. Die Segnungen des Friedens machten es nun auch dem Mutterlande möglich, sich der Interessen der Colonie in werkthätigerer Weise anzunehmen. Nach dem Orkane vom Jahre 1831, vielleicht dem schwersten, der je über Barbadoes gewüthet, bewilligte das Parlement 100 000 £ für Entschädigungen an die härtest betroffenen Einwohner jener englisch-westindischen Inseln, welche von der Cyklone heimgesucht worden waren. Barbadoes, wo 1591 Menschenleben (bei einer Bevölkerung von circa 120 000 Seelen) vernichtet und über 1 500 000 £ Schaden verursacht worden waren, erhielt die Häfte der obigen Unterstützungssumme zugesprochen. Im Jahre 1838 endlich wurde die drückende $4^1/_2$procentige Productionssteuer aufgehoben.

Eine. wichtige Angelegenheit war für die Colonisten auf Barbadoes, sowie in allen westindischen Colonien überhaupt, die Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte zur Bebauung des fruchtbaren jungfräulichen Bodens. Anfänglich genügte noch die Arbeitskraft der eingewanderten Weißen, welche zunächst Unterstützung durch Eingeborne fanden, welche man von Nachbarinseln und vom südamerikanischen Festlande nach Barbadoes brachte. Als man aber zur Erkenntnis kam, dass sich der Boden der Insel vorzüglich zum Anbau von Zuckerrohr eigne, und (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundertes) begann sich mit dem gewinnbringenden Anbau dieses Gewächses zu befassen, griff man auch hier zum Auskunftsmittel, die kräftigen Afrikaneger als Arbeitssclaven zu importiren. Der Sclavenhandel nach Barbadoes lag zumeist in den Händen englischer Unternehmer. Als aber die Agitation gegen diesen inhumanen Handel zum Siege gelangte, welcher seinen Ausdruck in einem Parlamentsbeschlusse vom Jahre 1806 fand, durch welchen der Sclavenhandel verboten und mit den schärfsten Strafen bedroht wurde, war es mit der Zufuhr der schwarzen Arbeitskräfte für Barbadoes zu Ende. Zu jener Zeit befanden sich 60 000 Neger auf der Insel. Das Verbot des Sclavenhandels war bekannterweise nur der erste Schritt zur Befreiung der Sclaven überhaupt, welche auch schließlich im Jahre 1834 decretirt wurde. Zu dieser Zeit waren die Neger auf Barbadoes schon zur Zahl von 83 176 Seelen angewachsen. Von den 20 000 000 £, welche das britische Parlament zur Entschädigung der Sclavenbesitzer votirte, entfielen bei der Repartition 1 730 345 [1] £ auf Barbadoes, was einem mittleren Werte von 20 £ 14 sh. für jeden freigemachten Neger entsprach. Die Emancipation der Sclaven hatte übrigens auf Barbadoes weniger ungünstigen Einfluss auf die Production, als in anderen, dünner bevölkerten Colonien. Die Zahl der Negerbevölkerung nahm seit der Befreiung stetig zu, im Jahre 1844 zählte man 90 000, im Jahre 1871 schon 100 000 Schwarze. In neuerer Zeit hat ein starker Zug der Auswanderung unter der schwarzen Bevölkerung von Barbadoes platzgegriffen, welcher zu Zeiten einen geradezu epidemischen Charakter annimmt. Der freie Neger ist bekanntlich durchaus keine vorzügliche und verlässliche Arbeitskraft; ein Überhandnehmen der Auswanderung würde die Gefahr in sich schließen, dass die Arbeitslöhne sich unverhältnismäßig steigern müssten, was bisher infolge der noch genügenden Dichte der Bevölkerung und eines zweckmäßigen Systemes der städtischen und Agrarpolizei hintangehalten worden ist. Sollten diese Verhältnisse sich zu Ungunsten der Ertragsfähigheit der Plantagen ändern, so wird die Regierung kaum zögern, so wie dies auf Trinidad geschehen, für die Herbeischaffung entsprechender Arbeiter Bedacht zu nehmen und auch nach Barbadoes Vertragsarbeiter, sogenannte Coolies, aus Ostindien zu überführen.

Die Gesammtbevölkerung von Barbadoes betrug im Jahre 1851 135.939 Seelen; der Census von 1861 erwies eine Steigerung auf 152 727, trotzdem dass die Verluste durch die Cholera im Jahre 1854 auf 20 000 Personen geschätzt werden durften. Im Jahre 1871 zählte man 162 042 Einwohner, worunter 16 560 Weiße; nach dem Census von 1881 ergab sich eine Bevölkerung von 171 860 Seelen. Nachdem Barbadoes nur einen Flächeninhalt von 166 englischen □Meilen (430 km^2) hat, so ergibt sich die Zahl von 1071 Einwohner auf die englische, oder von mehr als 16 000 auf die geographische Meile (400 E. pro km^2). Dieser ansehnlichen Dichtigkeit der Bevölkerung ent-

[1]) Nach anderen Angaben waren 83 150 Neger auf Barbadoes vorhanden und betrug die gewährte Entschädigung 1 719 971. £.

spricht die Entwicklung der öffentlichen Anstalten und Einrichtungen auf Barbadoes.

Als größte und bedeutendste der westindischen Inseln, aus welchen bis in die neueste Zeit das Gouvernement der »Windward Islands« oder „Inseln ober dem Winde“ [1]) bestand (außer Barbadoes zählten hiezu noch St. Vincent, Grenada, Tobago und Santa Lucia, sowie die Kette von Eilanden zwischen Granada und St. Vincent), ist Barbadoes der Sitz des Gouverneurs, der Legislative, sowie sämmtlicher obersten judiciellen und administrativen Ämter des Gouvernements, zugleich aber das militärische Hauptquartier für den gesammten englisch-westindischen Rayon. Diese letztere Eigenschaft hat Barbadoes auch behalten, seit der Bereich des Civilgouvernements auf die Insel allein eingeschränkt worden ist.

Demgemäß hat der commandirende General der in Westindien stationirten englischen Truppen seinen Amtssitz auf Barbadoes. Zur Unterstützung der Colonialtruppen im Bedarfsfalle bestanden seit 1859 freiwillige Schützen-, Artillerie- und Reitercorps, doch wurden dieselben schon im Jahre 1868 aufgelöst.

Kirche und Schule erfreuen sich auf Barbadoes der besonderen Pflege. Die Majorität der Bevölkerung gehört natürlich der Staatskirche an, und zwar zählte man (1871) auf 144 080 Bekenner derselben nur 12 267 Methodisten, 4733 mährische Brüder und 513 Katholiken. Für jede dieser Confessionen sind eine entsprechende Anzahl Seelsorger von Staatswegen angestellt und besoldet. Der Bischof bezieht 1000, die Pfarrer der eilf Kirchensprengel 320, die dreißig Pfarrgehilfen je 200 £ jährlich, nebst Wohnung; für die Seelsorger der Methodisten wurden 700, für jene der mährischen Brüder 400, für die Katholiken 50 £ jährlich verwendet. Was die Schulen anbelangt, so sind zahlreiche Elementarschulen über die Insel zerstreut, zu deren Benützung über 13 500 Kinder eingeschrieben sind, obwohl der thatsächliche Besuch diese Ziffer nur selten erreicht. Die Ausgaben für diese Schulen betragen über 4000 £ jährlich. Aber auch für höheren Unterricht ist auf Barbadoes gesorgt.

Die erste Stelle nimmt in dieser Richtung das Codrington College ein, welches vom General Codrington († 1710) gegründet und mit Schenkungen bedacht wurde, aus deren Erträgnis dasselbe noch gegenwärtig erhalten wird. Zwei andere höhere Schulen, das Harrison College und „the Lodge“ genannt, lehren Sprachen und Naturwissenschaften und bereiten für Universitätsstudien vor. Die

---

[1]) Die Bezeichnung »Inseln ober dem Winde« kommt im geographischen Sinne eigentlich den ganzen Caraiben, d. i. jenem Theile der kleinen Antillen zu, welcher sich bogenförmig von den Jungferninseln (östlich von Portorico) bis gegen Tobago und Trinidad zu erstreckt. Im gleichen Sinne werden dann die ost-westlich gelagerten Inseln von Margarita und Tortuga bis Curaçao und Oruba, die Inseln »unter dem Winde« genannt. Die Engländer aber theilten (bis zum Jahre 1885) ihren Besitz im Bereiche der kleinen Antillen in drei Gouvernements und zwar von Süd nach Nord: 1. Trinidad, 2. Windward Islands, 3. die Leewards Islands oder »Inseln unter dem Winde«, nämlich die von der französischen Guadeloupe- und der holländisch-französischen St. Martin- und St. Eustache-Gruppe durchsetzte Inselreihe von Dominica bis zum dänischen St. Thomas der Jungferninseln. Eine Ausnahmsstellung hat Barbuda (nördlich von Antigua), welche Insel keinem der genannten Gouvernements zugezählt wird, sondern heute noch im Besitze der Familie Codrington ist, welche dieselbe im Jahre 1640 zu Lehen erhielt, ein Verhältnis, das heute noch zu Recht besteht. Barbuda hat ein Areal von 194 km^2 (etwa die Größe von St. Christof), doch nur 813 Einwohner. Seit 1885 ist Bardadoes ein eigenes Gouvernement, so dass die Windward Islands nur mehr Grenada, St. Vincent, Tobago und Santa Lucia umfassen.

Colonialregierung verleiht an vorzügliche Schüler dieser Anstalten Studienstipendien; vier dieser Stipendien erreichen den ansehnlichen Betrag von jährlich 175 £ und berechtigen den Nutznießer zu vierjährigem Besuche der Universitäten von Oxford oder Cambridge.

Von öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten sind erwähnenswert: ein Irrenhaus, ein allgemeines Krankenhaus, eine Besserungsanstalt für Kinder. Endlich wäre noch eine öffentliche Sparcasse zu nennen, deren Einlagssummen 50 000 £ übersteigen.

Die Finanzen von Barbadoes sind geregelt: die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben sind im Decennium 1874—1883 von 123 869 und 123 961 £ auf 140 079 und 149 998 £ gestiegen. Die öffentliche Schuld beträgt nur 4000 £. Der sehr entwickelte Handel und Verkehr wird vielleicht nach Eröffnung des Panamacanales, wegen der so günstigen Lage von Barbadoes in rapiderer Weise zunehmen als bisher; gegenwärtig ist die Steigerung eine mäßige. Der Wert des Importes und Exportes betrug im Jahre 1874: 1 049 248 und 1 140 767 und 1883 erst 1 155 341 und 1 141 133 £.

Die Hauptstadt von Barbadoes ist Bridgetown. Diese Stadt leitet ihren Namen von einer primitiven Brücke her, welche von den Ureinwohnern der Insel an jener Stelle erbaut worden war, wo die erste europäische Niederlassung gegründet wurde. Im Jahre 1666 ward Bridgetown gänzlich durch eine Feuersbrunst zerstört und beim Wiederaufbau traten meist steinerne Gebäude an Stelle der früheren; trotzdem litt die Stadt in den Jahren 1766 und 1845 neuerdings sehr durch große Brände. Die Stadt liegt bogenförmig dem Strande der Bay entlang; die Gouvernementsgebäude und die am Südende der Stadt gelegenen weitläufigen Unterkunftsgebäude für die Garnison sind die hervorragendsten Bauten von Bridgetown.

Die Hauptstadt ist zugleich das Centrum des Verkehres und des bedeutenden überseeischen Handels von Barbadoes.

Die Eindrücke, welche man bei flüchtigem Besuche von Barbadoes sowohl über die Insel, als ihre Hauptstadt in sich aufnimmt, sind vom Schiffsarzte S. M. Corvette Zrinyi in recht anschaulicher Weise geschildert worden[1]; wir glauben aus dieser Beschreibung, welche den deutlichen Stempel des Selbstgesehenen trägt, hier Nachstehendes wiedergeben zu sollen. Dr. Plumert schreibt:

Im scharfen Contraste zu den gebirgigen Nachbarinseln Trinidad, Tobago, St. Vincent und St. Lucia erhebt sich Barbadoes nur mäßig aus dem Halbkreise der kleinen Antillen. Von der hohen See aus gleicht die Insel einem etwas hügeligen Flachlande. Kein einziger pittoresker Berg zeichnet sich markant am Horizonte ab. Im Süden, Westen und Nordwesten verläuft die Insel flach zum Meere, steigt aber gegen Norden und Nordwesten amphitheatralisch auf, ohne jedoch an der Stelle ihrer mächtigsten Erhebung, dem Hillabayberge, viel mehr als 1000 englische Fuß zu erreichen. Hier ist die Küste von tiefen Thälern durchschnitten, in denen einige armselige Bäche ihren kurzen Lauf zur See nehmen. Den Grundstock von Barbadoes bildet Korallenkalk. Die darüber gelagerte Humusschichte, welche ihre Entstehung zum Theile dem Aschenregen verdankt, der bei den vulcanischen Ausbrüchen der Nachbarinseln über Barbadoes niedergieng, ist von nur geringer Mächtigkeit und gewährt so stolzen

---

[1]) *„Bohemia“* Nr. 26 (1887).

Baumriesen, wie sie sonst Westindien schmücken, weder Halt noch Nahrung. Was etwa ja noch an hochstämmiger Vegetation aufkam, haben die furchtbaren Orkane und Flutwellen, welche die Insel in den letzten drei Jahrhunderten heimsuchten, immer wieder vernichtet und weggeschwemmt.

Nur in der Nähe von St. Andrews findet sich in einer geschützten Einsenkung pietätsvoll geschützt und erhalten die Spur eines tropischen Waldes, wie er einst die Insel bedeckt haben soll. Doch auch hier erscheinen die Palmen und Farren zwerghaft und wenig imponirend. Was niedere Vegetation anbelangt, Gräser, Sträucher, Kräuter und Nutzpflanzen, so steht Barbadoes infolge der aus dem enorm reichlichen Thau resultirenden Feuchtigkeit den Nachbarinseln nicht nach. Mais und Zuckerrohr bedecken weite Flächen bebauten Landes mit ihrem saftigen Grün. Daneben gedeiht in abwechselnden Mengen der Baumwollstrauch, die Pfefferstaude, Gewürze, wie Ingwer und Vanille und die mächtigen Knollengewächse der Yamswurzel, der Pataten und des Arrowroot.

Eine der reizendsten und fruchtbarsten Gegenden ist an der Nordwestküste, im Kirchspiele von St. John, in deren Mitte das berühmte „Codrington College“ gelegen ist. Es ist dies ein Stück tropischer Idylle mit herrlichen Palmwäldchen, Cacao- und Orangenhainen. Der starre Gegensatz dazu ist ein kahles „The Ridge“ genanntes Plateau an der Südküste. Eine steinige, jeder Vegetation entbehrende Einöde. Beim Durchforschen der Insel stößt man fast überall auf Zeichen des vulcanischen Charakters. Besonders im Kirchspiele St. Thomas gibt es mächtige Höhlen voll Kugelbasalten und Conglomeraten. Von großem Interesse sind die häufigen und mächtigen Erdpechquellen, deren Product hier grüner Theer genannt wird.

In einem Wäldchen bei Turnershall entströmt ein brennbares Gas einer Erdspalte, welche Gasquelle auf der Insel unter dem Namen „Boiling Spring“ (kochende Quelle) bekannt ist. Nicht wenig erstaunt man hier, dass auch in Westindien, wie in Europa drüben, die Natur und ihre Wunder in den Bereich der Privatspeculation gezogen werden. Ebenso wie die Wasserfälle des Riesengebirges und der sächsischen Schweiz erst nach Erlag der vorgeschriebenen Taxe rauschend ihre Wassermassen herabgießen, so brennt die „Boiling Spring“ nur für den, welcher den Obulus dafür an die moderne Vestalin und Privilegiumsinhaberin, eine alte hässliche Negerin, entrichtet.

Die Insel, in allen Theilen gut cultivirt, hat die schwere Handelskrise, die gegenwärtig auf den Antillen lastet, indem der Hauptausfuhrsartikel, der Zucker, infolge der enormen Herabsetzung der europäischen Zuckerpreise vollständig entwertet ist, verhältnismäßig leicht ertragen. Der Grund davon liegt in dem eigenthümlichen Verhältnisse des Bodenbesitzes. Großgrundbesitzer fehlen fast ganz. Die meisten Producenten sind Abkömmlinge jener kleinen Leute, unter die das Land einst in Losen von zehn Acres vertheilt wurde. Dieselben, durchwegs genügsame Leute, arbeiten mit wenig Regie und betreiben nebst dem Rohrzuckerbau noch den Anbau aller Arten Nähr- und Nutzpflanzen, aus deren Ertrag sie nicht bloß ihre Bedürfnisse bestreiten, sondern auch noch den Markt der Hauptstadt der Insel, Bridgetown, vollständig decken.

Bridgetown ist von allen Städten Westindiens am häufigsten von Wirbelwinden, den sogenannten Hurricans heimgesucht und in dem letzten halben Jahrhunderte dreimal fast bis auf den Grund zerstört worden. Die gefährlichste Zeit ist der heiße Sommer von Juni, Juli bis October. Nach tagelangen Stillen, in denen selbst der Passat ausgeblieben ist und eine erdrückende Hitze fast das Athmen hindert, umwölkt sich plötzlich der Himmel mit dunkeln schwarzen

Wolken, die sich zu drohender Höhe aufthürmen. Zur Nachtzeit folgen rasche und unglaublich mächtige elektrische Entladungen. Das ganze Firmament ist ein Flammenmeer. Das Meer wird unruhig, schäumt und bäumt sich. Die Wellen laufen bereits vor dem Winde. Da mit einem plötzlichen Windstoß setzt der Orkan ein und fegt widerstandslos über das Meer und die Inseln hin, alle Stätten des blühenden Handels und Anbaues in wenigen Stunden in ein trostloses Trümmerfeld verwandelnd.

Aber trotz dieser allerdings an eine bestimmte Zeit im Jahre gebundenen Gefährdung hat kein Hafen der westindischen Inseln eine so mächtige Schifffahrtsbewegung aufzuweisen wie Bridgetown. Über Bridgetown geht der gesammte Zwischenhandel von Nordamerika, Westindien und Europa. Die Stadt Bridgetown selbst liegt an der gegen den Nordostpassat gut geschützten Carlisle-Bay. Obwohl rechts und links von Korallenriffen umgeben, gewährt die Rhede doch noch für mehr als fünfhundert Schiffe guten Ankergrund. Dabei ist sie auch des Nachts, weil durch das Leuchtfeuer auf Cap Needham gut beleuchtet, leicht anzulaufen. Einige schon etwas veraltete Batterien schützen die Stadt und die Rhede. Von der See aus macht Bridgetown einen sehr heiteren und belebten Eindruck. Längs der gut gehaltenen, nur wegen des kalkigen Untergrundes etwas staubigen und stark blendenden Straßen erheben sich größtentheils einstöckige nette hölzerne Häuser. Sie sind einstöckig und von Holz in Hinblick auf die häufigen Erdbeben. Doch fehlt es nicht ganz an wahrhaft monumentalen steinernen Prachtbauten, wie das Haus des Gouverneurs, die neue Post, mehrere Kirchen und Schulen.

Unter allen Städten der englischen Antillen hat Bridgetown das regste und bewegteste Straßenleben. Der stärkste Verkehr fällt in die Morgen- und Abendstunden, da zu anderer Tageszeit die fast senkrecht auf das weiße Straßenpflaster niederbrennende Sonne besonders für Europäer unerträglich ist. Am lebhaftesten geht es bei den Markthallen zu, schönen, luftigen, in Eisenconstruction ausgeführten Bauten; Citronen, Orangen, Ananas, Gujaven, Avocatobirnen, Papaya, Sapoten, Calebassen, Bananen, Bataten, Cacao, Zuckerrohr und Yamswurzel werden zumeist von den auf Strohmatten sitzenden Negern in ungeheueren Mengen feilgeboten. Fleisch und Fische gehen besonders des Morgens, letztere in reichster Auswahl. Dazwischen drängen sich schreiende Hausirer mit allem möglichen europäischen Schund durch die sich stauende Menge. Nirgends mehr in den Antillen bietet sich dem europäischen Ankömmling ein so completes und buntes Bild der westindischen Mischracen, wie hier auf dem Markte zu Bridgetown. Alle Nuancen der Negerracen vom schönsten Ebenholzschwarz des Centralafrikaners bis zum zartesten Gelb der Abkömmlinge von Mulatten im vierten Gliede sind hier vorhanden. Stereotype Figuren, die viel zur Buntheit des Platzes beitragen, sind die Schiffsleute aus aller Herren Ländern, die sich mit Vorliebe hier für längere Reise verproviantiren und ausrüsten.

Die europäische Colonie, Beamte und einige Kaufleute bewohnen meist die angrenzende Vorstadt Fontabelle. Dieselbe ist eigentlich nur ein einziger reizender Park, in dem Jeder bestrebt war, sein praktisches aber auch nettes „home“ auf einen möglichst schattigen und geschmackvoll ausgewählten Platz zu situiren. — Das gesellschaftliche Leben ist besonders in der kühleren Jahreszeit ein recht unterhaltendes und Abwechslung bietendes. Bridgetown hat seine Clubs, sein Eishaus und seine periodischen Ausstellungen. Unter letzteren erfreuen sich die Blumenausstellungen eines besonders guten Rufes. Öffentliche Vorträge, Concerte und auch Bälle bringen mancherlei Abwechslung. —

Das gesellschaftliche Leben von Barbadoes näher kennen zu lernen, war den Mitgliedern des Stabes der Zrinyi leider nicht vergönnt, weil die Corvette nur wenige Stunden mehr als die Dauer eines einzigen Tages dem Aufenthalte auf der Rhede von Bridgetown widmen konnte.

Am 20. November in den Abendstunden erfolgte die Abfahrt nach Kingstown, dem Hauptorte der Insel St. Vincent.

Die kurze Fahrt dahin war von sehr flauen aber günstigen Brisen begleitet. Um 1 Uhr morgens in der Nacht vom 21. auf den 22. November ankerte man vor Kingstown.

---

6. St. Vincent.

(Hiezu Anhang *D.*)

Die etwa 100 Seemeilen im Westen von Barbadoes liegende Insel St. Vincent bedeckt einen Flächenraum von 132 englischen □Meilen oder 342 km^2 [1]. Obwohl vulcanischen Charakters, welcher sich im Vorhandensein zahlreicher vulcanischer Kegel manifestirt, hat ihre Oberfläche doch eine mehr wellenförmige Gestalt, welche viele sanft geneigte, zur Anlage von Plantagen sehr geeignete Abdachungen aufweist. An der Nordseite der Insel erhebt sich 3000 Fuß hoch, schroff aufsteigend, die Souffrière, ein thätiger Vulcan, dessen mächtiger Krater 3 (engl.) Meilen im Umfange und 500 Fuß Tiefe misst; sein letzter großer Ausbruch wird im Jahre 1812 berichtet. Eine Reihe von Hügeln, unverkennbar vulcanischen Ursprunges, durchzieht die Insel von Norden gegen Süden; dazwischen liegen schöne und fruchtbare Thäler.

St. Vincent gehört seit 1783 definitiv England, nachdem diese Insel sowie alle übrigen Antillen in den kriegerischen Perioden der vergangenen Jahrhunderte häufig ein Streitobject zwischen England und Frankreich gebildet hatte, welche Staaten bis zu Ende des vorigen Jahrhundertes hartnäckig und blutig um die Präponderanz in Westindien stritten. Von besonderem Interesse in der Geschichte der Insel St. Vincent ist aber die Thatsache, dass hier, unähnlich dem Entwicklungsgange der meisten der caraibischen Inseln, die eingeborne Bevölkerung bis gegen Ende des vorigen Jahrhundertes noch einen beachtenswerten kriegerischen Machtfactor bildete, während zu gleicher Zeit auf anderen Inseln kaum mehr Spuren der Race vorhanden waren, welche von Columbus auf den kleinen Antillen angetroffen worden war. Der Grund dieser Thatsache mag in dem Umstande zu suchen sein, dass in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundertes England und Frankreich ein Übereinkommen getroffen hatten, welchem zufolge die Inseln St. Vincent und Dominica als neutral angesehen und dem caraibischen Stamme gegen Verzichtleistung seiner Rechte auf die übrigen Inseln zum Wohn-

[1] Neueren Vermessungen zufolge soll St. Vincent 147 englische □Meilen oder 381 km^2 Areal haben.

sitze angewiesen werden sollten. Auf Grund dieses Übereinkommens dürften Verschiffungen von besiegten Caraibenstämmen von den übrigen Inseln, auf welchen die Europäer sich festsetzten, nach Dominica und St. Vincent stattgefunden haben. Trotzdem fand eine Colonisation auf St. Vincent von englischer Seite statt; nachdem König Georg I. im Jahre 1722 dem Herzog von Montague unter anderen westindischen Inseln auch St. Vincent zu Lehen gegeben hatte, erreichte im Jahre 1740 die weiße Bevölkerung die Zahl von 800 Seelen; 3000 Sclaven arbeiteten auf Plantagen, welche einen Exportwert von 63 625 £ im Jahre hervorbrachten.

Im Aachener Vertrage von 1748 wurde neuerdings die Neutralität von St. Vincent stipulirt; aber die Streitigkeiten um den Besitz wurden im Jahre 1756 erneuert und endigten mit der Besitznahme durch England (1762). Die Engländer hatten namhafte Schwierigkeiten zu besiegen, um die unbotmäßigen und kriegerischen Caraiben im Zaume zu halten. Nach Niederwerfung einer allgemeinen Empörung wurden denselben im Jahre 1773 bedeutende Landstriche auf der Insel zu eigen gegeben, in der Hoffnung, dass es gelingen werde, diese kriegerischen Stämme zu friedlicher Arbeit zu bekehren. Nachdem St. Vincent im Jahre 1779 in französischen, 1783 wieder in englischen Besitz übergegangen war, schien eine Periode ruhiger Entwicklung und steigender Prosperität zu beginnen; doch als die französische Revolution ihr Widerspiel in den westindischen Regionen fand und die Franzosen St. Vincent invadirten, erhoben sich sofort die stets kriegslustigen Caraiben, zerstörten Pflanzungen und Gebäude und mordeten erbarmungslos alle englischen Ansiedler, deren sie habhaft werden konnten. Von englischer Seite konnte anfänglich nur eine Corvette, Zebra, zuhilfe gesendet werden; im Juni 1796 aber erschien Sir Ralph Abercrombie mit ausreichenden Streitmitteln. Nach vollständiger Niederwerfung der Caraiben und Vertreibung der Franzosen wurde zu einem radicalen Mittel gegriffen, um St. Vincent von dem unbezähmbaren Elemente zu befreien, welches stets zur Empörung und zur gemeinsamen Sache mit jedem äußeren Feinde bereit, zu civilisatorischer Arbeit unfähig und unwillig, eine Last und Gefahr für die Insel war. Man erklärte die Rechte der Caraiben auf das ihnen im Jahre 1773 überlassene Land als durch ihre aufständische Haltung verwirkt und beschloss ihre Verschiffung nach der Insel Rattan in der Bay von Honduras. Am 11. März 1797 traten 5080 Caraiben die Fahrt in die neue Heimat an. Nur äußerst wenige Angehörige des caraibischen Stammes durften auf St. Vincent zurückbleiben oder in späterer Zeit sich daselbst sesshaft machen; gegenwärtig (nach dem Census von 1881) zählt St. Vincent unter 40 548 Einwohnern nur 192 Menschen caraibischen Stammes.

Diese wenigen Caraiben haben die Wildheit und verrätherische Gesinnung ihrer Voreltern gänzlich abgelegt, und erfreuen sich des besten Rufes. Eine ebenso wichtige als gefährliche Arbeit wird auf St. Vincent beinahe ausschließlich von den Caraiben besorgt. Es ist dies die Verschiffung des in Kisten und Fässer verpackten Zuckers, welcher auf den Plantagen der Ostküste gewonnen wird. An dieser Küste herrscht beinahe ununterbrochen eine tosende Brandung; die kühnen Caraiben verstehen es aber meisterhaft, sich in dieser Brandung zurechtzufinden, und vollführen die gefährliche Arbeit des Einschiffens der Fässer und Kisten in eigens gebaute Boote, *„moses boats“*, über Rutschbrücken, mit ebensoviel Unerschrockenheit als Geschick. Die Boote bäumen sich nahezu senkrecht in der Brandung auf, welche erst hoch über ihnen an der steilen Küste ihre Kraft bricht; aber die Caraiben hantiren mit einer Sicherheit, als ob sie am

Lande wären, und setzen einen männlichen Stolz in ihre gefährliche Arbeit, bei welcher es nur äußerst selten vorkommen soll, dass ein oder der andere Collo beschädigt wird.

Der desolate Zustand, in welchem St. Vincent sich zur Zeit der gezwungenen Auswanderung der Caraiben befand, erforderte ausgiebige Hilfe von Seite des Mutterlandes, welche der Colonie auch unter den Gouverneuren Bentinck (1802—1809) und Sir Charles Brisbane (1809—1829) im erforderlichen Maße zutheil wurde. Namentlich die Administrationsperiode des letztgenannten Gouverneurs gilt in der Chronik der Insel als die Zeit beispiellosen Aufschwunges.

Die Aufhebung der Sclaverei und die während der Übergangsperiode von 1834—1838 gemachten Erfahrungen brachten, wie überall, die Frage der Herbeischaffung der erforderlichen Arbeitskräfte in Fluss; im Jahre 1846 versuchte man es mit der Einfuhr von portugiesischen Arbeitern, welche in wenigen Jahren die Zahl von 2400 erreichten; im Jahre 1861 kam auf St. Vincent der erste Transport asiatischer Coolies an, welche gegenwärtig in der Zahl von 2190 dort vorhanden sind.

Die gegenwärtig auf St. Vincent vorhandenen Arbeitskräfte scheinen im Verhältnis zu dem Bedarfe mehr als genügend zu sein; man darf dies aus der Thatsache schließen, dass in letzter Zeit Agenten der Panama Canal-Gesellschaft St. Vincent besuchten, um Arbeiter anzuwerben. Doch untersagte die Localregierung die Anwerbung, aber nicht etwa wegen nationalökonomischen, sondern wegen sanitären Bedenken. Man besorgte nämlich die Einschleppung des gelben Fiebers durch die Rückkehrenden.

Der fruchtbare Boden von St. Vincent eignet sich zum gewinnbringenden Bau aller Colonialproducte. Hauptsächlich werden Zucker, Muscatnüsse, Kaffee und Rum erzeugt. Wie dies die weiter unten folgenden Ziffern darthun, ist die Productionsmenge und Handelsbewegung auf St. Vincent im Verhältnisse zur Bevölkerungszahl eine bedeutende zu nennen, doch hat die europäische Zuckerkrisis der letzten Jahre den Wohlstand der Pflanzer schwer geschädigt; es heißt, dass die kleineren Besitzer ihr Hab und Gut gänzlich verloren haben und eigentlich nur drei bedeutendere Pflanzer, unter ihnen ein Herr Porter, Besitzer von 22 000 Acres, wohlhabende Leute geblieben sind, weil sie nicht auf den Bau von Zuckerrohr allein angewiesen waren.

Bei einer Bevölkerung von 40 548 [1]) Seelen, wovon 2693 Europäer, 28 393 Neger, 2190 Asiaten, 192 Caraiben und 7080 Mischlinge, beträgt die jährliche Einnahme und Ausgabe von St. Vincent 34 509 und 32 962 £; öffentliche Schuld ist keine mehr vorhanden [2]). Der Wert der Ein- und Ausfuhr (pro 1883) mit 148 286 und 166 752 £ ist wohl ein recht ansehnlicher, doch betrugen die analogen Ziffern im Jahre 1874: 160 772 und 200 516 £. Der Zuckerexport betrug im Jahre 1883 noch immer 9250 *t*. Der Gesammttonnengehalt der Schiffe, welche St. Vincent (1883) berührten (die Küstenschiffahrt ausgeschlossen), beträgt 172 989 *t*; davon entfallen 166 996 *t* auf englische Fahrzeuge und nur 40 662 *t* auf Segelschiffe.

---

[1]) Diese auf dem Census von 1881 basirende Bevölkerungsziffer ist bis Ende 1883 auf 42 200 und 1884 auf 43 039 Einwohner gestiegen.

[2]) Im Widerspruche mit der »Official Colonial List« pro 1885 geben der »Statistical Abstract« und die »Enc. Brit.« für St. Vincent übereinstimmend eine öffentliche Schuld von 2840 £ an.

Die Hauptstadt von St. Vincent ist Kingstown mit 5593 Einwohnern. Die Stadt selbst bietet wenig Bemerkenswertes. Hervorragende Gebäude der besonders rein und ordentlich gehaltenen Stadt sind die Polizeikaserne, das Gerichtsgebäude, ein öffentliches Spital und ein Gefängnis. Die Lebensmittelmärkte sind sehr reichlich beschickt. Die malerische Lage der Stadt am Fuße des 2000′ hohen Berges St. Andrews, an einer schönen Bai, hat manchen Anlass zu Vergleichungen mit dem Panorama gegeben, welches von Neapel geboten wird. Häufige Besucher von Kingstown sind die deutschen Kriegsschiffe der westindischen Station, welche hier eigene Scheibenschießplätze besitzen.

Der kurze Aufenthalt unserer Corvette vor Kingstown bot wenig Erwähnenswertes.

Nach anderthalbtägigem Verweilen wurde am 23. November um 5^h nachmittags die Fahrt nach Port Castries auf der Insel Santa Lucia angetreten.

Diese Fahrt wurde beinahe ausschließlich mit Dampf durchgeführt, weil die nach dem Verlassen des Hafens aufgesprungene flaue östliche Brise schon gegen Abend einer dauernden Windstille Platz machte. Vor Port Castries angelangt, wurde der Hafenmeister eingeschifft und nach dessen Anleitung die Corvette auf drei Kabeln vor der Hauptstadt der Insel, in 15 *m* Wasser vor Anker gebracht.

Nachdem man das Nöthige bezüglich des Kohlenankaufes zum Preise von sechs Dollar pro Tonne veranlasst hatte, wurde das Schiff am Morgen nach der Ankunft an den Wharf angelegt; binnen drei Stunden waren 120 *t* Kohlen mittels Körben von Weibern eingeschifft worden, und Zrinyi konnte auf ihren alten Ankerplatz wieder zurückkehren.

Das Wetter, welches schon seit der Ankunft der Corvette in Westindien andauernd schlecht war, erfuhr auch hier keine Besserung. Sonnenschein und Regen wechselten stündlich mit einander ab und das ganze Schiff war von Feuchtigkeit erfüllt, was ebensowohl die Existenz an Bord als die Ausbildung der Mannschaft nachtheilig beeinflusste.

---

7. Sta. Lucia.

(Hiezu Anhang E.)

Zwischen St. Vincent und Martinique gelegen, gewährt die Insel Santa Lucia dem von Süden ankommenden Reisenden einen ebenso schönen als eigenartigen Anblick. Die verschiedenartigsten Bergformen vereinigen sich zu einem landschaftlichen Gemälde, wie die Erde deren nur wenige aufzuweisen hat. Im Innern der Insel befindet sich ein Centralbergstock, von welchem zahlreiche Bergzüge, allmählich niedriger werdend, nach allen Seiten bis zur Küste hinabziehen, durch ebensoviele Hauptthäler mit schnellfließenden Gewässern von einander geschieden. An der Südwestspitze der Insel, auf zwei scharf vorspringenden Caps, fallen die zwei höchsten Gipfel der Insel, die Pitons, 817 und 826 *m* hoch, nahezu senkrecht zur See ab. Sie erheben sich in parallelen Kegeln, welche vom Meeresspiegel bis zu den wolkenumhüllten Spitzen mit immergrünem Laubwerk geschmückt sind. Wie Herkulessäulen stehen sie zu beiden Seiten der Einfahrt in eine schöne, tiefe und schmale Bucht, in deren Hintergrund ein Dörfchen mit Plantagen sichtbar wird. Hinter dieser Landschaft erheben sich die Berge in phantastischen Formen, hier in jähe Abgründe sich spaltend, dort in scharfe Spitzen auslaufend, allenthalben mit Waldungen bedeckt, welche die Hand des Menschen wahrscheinlich niemals lichten wird; die Wolken, welche in den tropischen Gegenden von allen bewaldeten Höhen tief herabgezogen werden, tragen sehr dazu bei, dieser Scenerie einen noch wilderen Charakter zu geben; bald sind sie so dicht, dass sie die Berge mit Finsternis umgeben, bald schwimmen sie wie ein durchsichtiger Silberschleier über denselben; häufig durchbrechen die aus den Schluchten hervorbrechenden heftigen Windstöße die Dünste und bilden Öffnungen in den Wolkenmassen; dann wieder zieht sich das Ganze vor den Winden und der Sonne wie der Vorhang eines gigantischen Theaters majestätisch in die Höhe.

Längs der Küste hinsegelnd, hat man fortwährend die schönste und mannigfaltigste Scenerie vor Augen; der Hintergrund ist gebirgig und auf demselben heben sich die lieblichsten Buchten und Baien ab, von Zuckerrohrpflanzungen eingefasst und durch zierlich angelegte Wohngebäude belebt. Der Strand erscheint mit schlanken Palmen umsäumt, die Abhänge sind üppig grün überwuchert und dichte, undurchdringliche Wälder krönen bis an die vulcanische Grenze die Höhen. „Diese Wälder", schreibt Fregattenarzt Dr. Plumert, „sind noch

prächtige Repräsentanten des in Nordamerika und Westindien bald zur Mythe werdenden Urwaldes. Nur mit der Axt und dem Messer vermag man in das dichte Unterholz, aus Baumfarren, Cactusarten, Stech- und Zwergpalmen, sowie mannigfachen scharfen und harten Gräsern bestehend, einzudringen. Darüber breiten die Riesen des Urwaldes ihr dichtes Laubdach aus. Palmen und Laubhölzer wechseln in bunter Reihe. Die Miriti- und Königspalme findet sich in reichen Beständen. Unter den Laubhölzern erregen besonders die Wollbäume durch die Größe und Mächtigkeit der Exemplare das Erstaunen. Teakholz, rothe Cedern und Campechebäume erreichen oft einige Meter Umfang. Millionen von Schlingpflanzen klettern die Stämme entlang, oder bauen luftige Brücken und Girandols von Baum zu Baum. Der ganze Wald ist mit einem einzigen Netzwerke bedeckt, von dem man glauben muss, dass nur kriechende und gleitende Wesen es zu durchdringen vermögen."

„Der Saum des Waldes wimmelt von bunten Spechtgattungen, Colibris und grünen Papageien. Je tiefer man in den Wald eindringt, desto mehr erstirbt alles Leben. Die bunten Vögel fliehen das des Sonnenscheines entbehrende Dunkel. Scharen von Tagfledermäusen hängen an den Bäumen und fliegen beim geringsten Geräusch auf; hie und da bricht ein Rudel kleiner Wildschweine durch das Unterholz. Die Luft ist feucht und riecht nach Moder. Hier trifft man nur mehr auf Amphibien und bohrende und nagende Insecten; von letzteren sind besonders Riesenexemplare von Tausendfüßlern und schwarzen Scorpionen zu erwähnen. Dieses feuchte Dunkel ist die unbestrittene Heimat der Lanzenschlange, einer höchst gefährlichen Eigenthümlichkeit der Inseln Santa Lucia und Martinique. Ihr Biss ist unbedingt tödtlich, wie jener der Klapperschlange Amerikas und der Cobra Ostindiens. Alle Versuche, sie auf der Insel auszurotten oder auch nur ihre Zahl zu vermindern, scheitern daran, dass die Wälder trotz allen Kampfes immer wieder neue Mengen auf die ganze Insel senden. Die Lanzenschlange findet sich ebenso in den Wäldern wie in den Zuckerrohrfeldern und sonstigen Plantagen, auf begangenen Wegen und sogar inmitten der Dörfer und Gehöfte. Ihr zeitweilig massenhaftes Auftreten hat der durchgreifenden Civilisation der Insel bisher erfolgreichen Widerstand geleistet."

Das unverkennbare Hindernis für den schnelleren Fortschritt der Cultur auf Santa Lucia, welches in der Gefährdung der vordringenden Ansiedler durch die Lanzenschlange besteht, hat die Colonialregierung der Insel seit Langem bewogen, neben der directen Ausrottung des schädlichen Reptils auch jenen Mitteln alle Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche dasselbe gleichsam indirect bekämpfen, indem der Biss der Schlange durch Anwendung eines entsprechenden prophylaktischen Mittels ungefährlich gemacht wird. Es ist Hoffnung vorhanden, dass diese in vielfacher Richtung wichtige Aufgabe in gewünschter Weise gelöst, und dass es erfreulicher Weise ein Österreicher sein wird, dem die Ehre der Lösung zukommen dürfte. Es ist dies der ehemalige k. k. Oberarzt Dr. Bechtinger, welcher eben während der Anwesenheit S. M. Schiffes Zrinyi in Port Castries auf Santa Lucia anwesend und im Auftrage der Regierung mit einschlägigen Versuchen beschäftigt war. Die Officiere der Corvette hatten Gelegenheit, einem Vortrage beizuwohnen, welchen dieser Arzt über den angedeuteten Gegenstand abhielt.

Diesem höchst interessanten Vortrage war zu entnehmen, dass ein gegen den Biss der Lanzenschlange sicher wirksames Mittel wohl existirt, aber einer einzigen, am oberen Laufe des Surinamflusses weit landeinwärts wohnenden Caraibenfamilie bekannt ist und von dieser als Geheimnis streng gehütet wird.

Die holländische Regierung, welche durch viele Jahre vergebens angegangen worden war, dieser Sache einige Aufmerksamkeit zu schenken und sie untersuchen zu lassen, hatte sich im Jahre 1884 hiezu entschlossen und eine Commission, bestehend aus einer Anzahl von Gelehrten und Fachmännern, sowie hohen Colonialfunctionären ernannt. Vor dieser führte nun einer der Caraiben eine Anzahl von Versuchen aus, welchen Dr. Bechtinger beiwohnte. Seiner Erzählung nach steckte der Experimentirende, welcher schon 16 Jahre vor dieser Zeit mit dem fraglichen Antidoton geimpft worden war, seine Hand in eine mit vorsätzlich ausgehungerten und wüthend gemachten Klapperschlangen angefüllte Kiste. Er wurde stark gebissen, ohne dass er an anderen Folgen als denen gewöhnlicher Bisswunden zu leiden gehabt hätte. Dann wurde ein fünfjähriges Kind herbeigebracht, dessen Impfung vom vorigen Jahre datirte, das ebenfalls seine Hand in die Kiste steckte und auch gebissen wurde. Die Wirkung auf die Schlangen nach dem Bisse war die eines starken Narcoticums; ihre Ringe lösten sich und die Thiere verfielen in einen Zustand von Schlafsucht.

Dr. Bechtinger zeigte auch gelegentlich seines Vortrages das Präparat, ein schwarzblaues Pulver, dessen Zusammensetzung jedoch durch die Analyse noch nicht hat klargestellt werden können. — Verwendet wird das Mittel, indem man leichte Einschnitte in die Haut macht, das Pulver einreibt und auch eine Prise hievon mit Wasser oder Alkohol nimmt. Dieses Gegengift soll ebensowohl dazu dienen, um nachträglich genommen, einen Biss zu heilen als, wenn früher angewendet, den Folgen der Vergiftung vorzubeugen.

Das Interesse der Bevölkerung war für diesen Gegenstand in hohem Maße gewonnen und sollte Dr. Bechtinger in nächster Zeit seine Versuche an Thieren beginnen.

Aber nicht allein die Gefahren, welche von der Lanzenschlange drohen, haben die raschere Zunahme der Bevölkerungszahl auf Santa Lucia verhindert oder doch bisher verzögert. Die vielen Kriege, an welchen die Insel bis 1802 betheiligt war, besonders aber die erbitterten inneren Kämpfe, welche als Folge der französischen Revolution auf Santa Lucia entstanden, hatten die Bevölkerungsziffer schon sehr reducirt, als die Periode ruhiger Entwicklung ihren Anfang nahm; seither aber haben häufige äußerst mörderische Epidemien, namentlich Cholera und Blattern auf dem so paradiesisch schönen Boden der Insel gewüthet. Santa Lucia kam dadurch in den Ruf eines besonders schädlichen Klimas. Doch zeigt die seit 1869 eingeführte genauere Bevölkerungsstatistik, dass die jährlichen Todesfälle durch die Geburten um 600 oder beinahe 2% der Bevölkerung von 38 551 (1881) oder 40 532 (1883) und 40 681 (1884) Seelen überwogen werden. Diese Zahl der Gesammtbevölkerung ist für den Flächenraum von Santa Lucia (614 km^2) allerdings gering und ergibt nur 67 Bewohner für den Quadratkilometer, während auf der benachbarten viel kleinern Insel St. Vincent (381 km^2) mit 43 039 Einwohnern (1884) 113 Bewohner auf den Quadratkilometer entfallen; aber die progressive Steigerung ist vorhanden und zeigt sich in gleich günstiger Weise auch in den Ziffern, welche die öffentlichen Ausgaben und Einnahmen darstellen. In der zehnjährigen Periode von 1874—1883 sind die Einnahmen von 21 131 auf 43 026, die Ausgaben von 24 268 auf 36 652 £ gestiegen; ebenso im gleichen Zeitraume die Werte des gesammten Importes von 127 000 auf 191 191, jene des Exportes von 146 000 auf 213 823 £. Die öffentliche Schuld erreicht den Betrag von 26 450 £. — Diese günstige finanzielle Lage, im Vereine mit dem Vorhandensein großer cultivirungsfähiger Landstrecken, in einem Klima, welches sich bei vorurtheilsloser Betrachtung als

nicht schlechter und nicht besser erweist als jenes der übrigen benachbarten Inseln, lässt noch einen bedeutenden Aufschwung auf Santa Lucia in der Zukunft erwarten. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist anerkannt, und es werden dieselben Nutzgewächse gezogen wie auf den Nachbarinseln. Das Hauptproduct ist auch hier der Zucker, von welchem gegenwärtig an 160 000 englische Centner jährlich erzeugt werden.

Der durchaus vulkanische Charakter der Insel kommt überall zur Geltung, und würde dieselbe wohl auch mineralischer Ausbeute fähig sein; so z. B. findet sich Schwefel in Menge. Von den vielen heißen Quellen und Sprudeln — die große Chaudrière von sechs Meter Breite besitzt allein fünf solcher Springquellen — dürften manche auch als Heilbäder Benützung finden können; doch sind zwei solche Mineralbäder, welche zwischen dem Krater und dem Städtchen Soufrière eingerichtet wurden, bald in Verfall gerathen und werden gegenwärtig nur noch von Eingeborenen benützt.

Auf Santa Lucia wiederholt sich der Eindruck, welchen der Reisende auf Trinidad empfängt, dass nämlich in dieser englischen Colonie das französische Element vielfach überwiegt. Selbst Maße und Gewichte sind heute noch vielfach nach französischen Gebräuchen in Anwendung. Die Ursache für diese Färbung der Verhältnisse liegt in der Geschichte von Santa Lucia. Die von Caraiben nur spärlich bewohnte Insel wurde von Columbus am 13. December 1498, dem St. Luciatage, entdeckt; aber erst im Jahre 1635 (1639?) ließen sich Engländer hier nieder, welche bald von den Eingeborenen vernichtet wurden. Frankreich versuchte im Jahre 1664 die Colonisation, aber von 1500 Ansiedlern lebten nach zwei Jahren nur noch 89. Dieser schwache Rest wanderte aus. Neue Niederlassungen der Franzosen hatten ebenfalls keinen Erfolg; dann kamen wieder Engländer und es gab sofort Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Franzosen. Um 1700 gab es noch keine festen Bewohner auf Santa Lucia; Engländer von Barbadoes und Franzosen von Martinique kamen ab und zu, um Holz zu fällen und wie es heißt, auch Schiffe zu bauen. Im Frieden von Aachen 1748 wurde Santa Lucia mit St. Vincent, Tobago und Dominica als neutral erklärt. 1762 nahmen es die Engländer, um es schon 1763 im Pariser Frieden wieder den Franzosen zu überlassen. Während des nordamerikanischen Krieges nahmen es 1778 die Engländer wieder und mussten es 1783 den Franzosen zurückgeben. Im Jahre 1782 spielte die Insel eine wichtige Rolle als Operationsbasis für die Flotte Rodney's, mit welcher er den französischen Admiral de Grasse am 12. April zwischen Dominica und Guadeloupe in der größten Seeschlacht des vorigen Jahrhundertes entscheidend schlug [1]). Während des im Jahre 1793 gegen das königsmörderische Frankreich begonnenen Krieges, fiel Santa Lucia neuerdings in Gewalt der Engländer; diesmal war es am 4. April 1794 der Herzog von Kent, nachmals Vater der Königin Victoria, welcher die englische Flagge auf dem eroberten Festungswerke aufpflanzte. Die mit Gewalt bezwungene Insel von beinahe durchaus französischer Bevölkerung wurde aber bald zum Schauplatze offener Empörung; die republikanische Partei, von insurgirten Sclaven unter Victor Hughes [2]) unterstützt, machte sich zum Herrn der Insel. England entsendete 12 000 Mann unter Sir Ralph Abercrombie und Admiral Sir Hugh Christian und zwang die Aufständischen zur Unterwerfung. Im Frieden

---

[1]) Siehe Nr. 9, Dominica.
[2]) Vergleiche Nr. 10, Guadeloupe.

von Amiens 1802 fiel Santa Lucia neuerdings an Frankreich, wurde aber im Jahre 1803 schon durch den englischen Capitän Hood und General Greenfield wieder für England unterworfen. Der endgiltige Besitz von Santa Lucia wurde England durch den Congress von 1814 zugesprochen und auch seither nicht wieder bestritten.

Die in der Mitte der Westküste von Santa Lucia gelegene Hauptstadt der Insel ist Port Castries, an einer schmalen Bai und der Mündung eines Baches, rings von anmuthigen Häfen umgeben, auf deren ansehnlichsten, dem Morne Fortuné, das die Stadt vertheidigende Fort Charlotte thront. Die Batterien Tapion im Süden und La Vigia im Norden vertheidigen den Hafeneingang. Der Hafen selbst, etwa eine Meile lang, ist einer der sichersten Häfen Westindiens und gilt selbst in der Orkansaison als vollkommen verlässlich. Die Enge der Durchlässe zwischen den zerstreut liegenden Untiefen des Hafens und der unabänderlich aus dem Hafen heraus wehende Wind erschweren das Einlaufen; man hat daher in neuester Zeit Bojen gelegt, an welchen sich die Schiffe in den Hafen verholen können. Die Hafenufer aber bieten durch die unmittelbare Wassertiefe alle Bequemlichkeit zum Anlegen, Kielholen u. s. w. Diese Bequemlichkeiten haben auch Port Castries zu einer der bedeutendsten Kohlenstationen Westindiens gemacht, wo stets große Vorräthe und zwar zu billigen Preisen zuverlässig gefunden werden. Dem Hafen als solchen steht auch noch eine anderweitige vielverheißende Zukunft bevor, da er als Kohlenstation für die britische Flotte ausersehen ist, eine Garnison erhalten wird und bedeutende Summen für dessen Befestigung, sowie für Baggerung und Abtragung der zahlreichen Untiefen, zur Herstellung gemauerter Wharfs u. s. w. ausgeworfen worden sind. Es heißt, daß Port Castries zu einer Hauptstation für die Torpedobootsflottille der westindisch-englischen Flotte gemacht werden soll. Vielleicht wird das rege militärische und kriegsmaritime Treiben, welches sich in dem zu einem Waffenplatze umgestalteten Port Castries entwickeln dürfte, das Leben in der Stadt angenehmer machen und ihren Ruf verbessern, der jetzt nicht eben der günstigste ist; ein namhafter Reisender soll [1]) Port Castries als »die am meisten barbarische Negerstadt Westindiens, von französischen Negern der schlechtesten Sorte bewohnt« bezeichnet haben. Aber auch unser schon öfters genannter Gewährsmann vom Stabe S. M. Schiffes Zrinyi, beklagt den Verfall der Insel seit Aufhebung der Sclaverei und meint, die Hauptschuld treffe die Neger, »die an Indolenz, Faulheit und Nichtachtung jeder Moral alle Neger des übrigen Westindiens noch zu übertreffen verstehen«.

Die Betrübnis über die durch die Umstände gebotene Eile in der Fortsetzung der Reise war demnach auch nicht besonders groß, als nach anderthalbtägigem Aufenthalte am 26. November morgens, die Fahrt nach Martinique »der Königin der kleinen Antillen« angetreten wurde, wo programmäßig beide Haupthäfen, Fort de France und St. Pierre besucht werden sollten.

Man fand gleich außerhalb des Hafens eine ziemlich günstige Brise, welche es möglich machte, einen Theil der kurzen Reise mit Segeln zurückzulegen. Zum Unterschiede von dem bisher Erfahrenen machte sich während dieser Fahrt nur ein geringer Strom (0,5 Seemeilen) geltend.

Auf der Rhede von Fort de France, woselbst Zrinyi in den ersten Nachmittagsstunden in 25 *m* Wasser vor Anker gieng, fand man nebst dem Flaggenschiffe des französischen Contreadmiral Lacombe, der Fregatte Flore, noch das Stationsschiff von französisch Guyana, den Raddampfer Vaillant.

---

[1]) Wappäus »*Handbuch*«, 1. Abtheilung, pag. 2043.

Von der Absicht, die schadhafte Hangerkette des Steuers der Corvette in diesem Hafen repariren zu lassen, musste Abstand genommen werden, da trotz aller Unterstützung seitens des Gouverneurs und des Contreadmirals Lacombe bei den äußerst beschränkten Mitteln, über welche ebensowohl die Reparaturswerkstätte der französischen Kriegsmarine, als auch jene der »Société transatlantique« verfügten, diese Arbeit eine viel zu lange Zeit beansprucht hätte.

Nachdem Fort de France als guter Verproviantirungsplatz gilt, wurde die Ergänzung der Lebensmittel hier durchgeführt, worauf die Corvette sich nach St. Pierre begab und etwa zwei Kabel vom Lande, vier Kabel südlich des Feuers von St. Marthe vor Anker gieng.

Die Rhede von St. Pierre ist ein schlechter Ankerplatz und findet hierin auch der Umstand seine Erklärung, dass, obwohl St. Pierre der eigentliche Handelsplatz, dennoch Fort de France es ist, welches von den Schiffen zumeist angelaufen wird.

8. Martinique.

(Hiezu Anhang *F.*)

Die Namen Olive und Duplessis klingen jedem bekannt, der sich in der älteren Colonisationsgeschichte Westindiens auch nur flüchtig umgesehen hat. Es waren ja diese beiden Männer, welche im Namen der von Richelieu im Jahre 1626 gegründeten »Compagnie der amerikanischen Inseln« jene fruchtbaren und schönen Inseln in Besitz nahmen, die heute noch nach mannigfachen Wechselfällen, die wertvollen Colonien Frankreichs in Westindien bilden. Weniger bekannt ist aber der Act von Felonie, auf welchem das Gesellschaftsverhältnis dieser beiden Colonisatoren beruhte. Der abenteuerlustige Diepper Edelmann Belain d'Enambuc oder auch d'Esnambuc, hatte im Jahre 1625 eine Brigantine gechartert, bewaffnet und gut bemannt, und war in die neue Welt auf Abenteuer ausgezogen. Im Golf von Mexiko durch ein spanisches Schiff angegriffen, entgieng d'Esnambuc nur mit Mühe nach heldenmüthigem Widerstande der Gefangennahme. Er musste sein vielfach beschädigtes Schiff vor Anker bringen, um Ausbesserungen vorzunehmen. Die Insel, an deren Küste er landete, war St. Christoph, wo am gleichen Tage der Engländer Thomas Warner ankam [1]). Man fand dort einige Franzosen, welche in friedlicher Eintracht mit den eingeborenen Caraiben lebten; d'Esnambuc und Warner theilten das Besitzrecht über die Insel, und der erstgenannte verlegte sich mit seinen Leuten erfolgreich auf den Tabakbau, so dass er schon im Jahre 1626 eine wertvolle Schiffsladung nach Europa bringen konnte. Daselbst erhielt er vom Cardinal Richelieu die Ermächtigung, die Insel St. Christoph »und Andere« in Besitz zu nehmen und dort Landbau und Handel zu treiben [2]). Um diese ausgedehnte Vollmacht in Ausübung zu bringen, sandte d'Esnambuc nach seiner Rückkehr auf St. Christoph ein Schiff zur Exploration der umliegenden Inseln aus und erhielt von dem Sieur d'Orange, welcher diese Expedition führte, die günstigsten Berichte über Dominica, Martinique und besonders über Guadeloupe. Dies bewog d'Esnambuc seinen Lieutenant Liénard de l'Olive nach Europa zu senden, mit dem Auftrage: einen Vertrag

---

[1]) Vergleiche Nr. 12, St. Christoph.

[2]) *»pour y trafiquer et négocier des denrées et marchandises qui se pourraient recueillir et tirer des dites isles et autres«.*

für d'Esnambuc und Olive mit der mittlerweile gegründeten Compagnie der amerikanischen Inseln abzuschließen, welcher die gegenseitigen Rechte zur Ausbeutung der genannten vielversprechenden Inseln abgrenzen sollte. Olive segelte nach Frankreich, ließ sich aber dort durch Duplessis, Sieur d'Ossonville, dazu verleiten diesen Vertrag zwar abzuschließen, aber Duplessis statt seines Auftraggebers d'Esnambuc in die Rechte des Unternehmers einzusetzen. Auf diese Art wurden Olive und Duplessis jene unternehmenden Gesellschafter, welche unter den Auspicien der oben genannten Colonisirungsgesellschaft — mit für die damalige Zeit geringen Verpflichtungen gegen den Heimatsstaat [1]) — die heutigen französisch-westindischen Colonien gründeten. Am 25. Mai 1635 verließ die erste Expedition zu diesem Zwecke, 550 Mann stark, worunter an 400 Arbeiter, den Hafen von Dieppe. Am 25. Juni, nach günstiger Überfahrt, landeten die Gefährten auf Martinique an der Spitze Carbet (etwas südlich des heutigen St. Pierre) an derselben Stelle, wo Christoph Columbus, der Entdecker der Insel, im Jahre 1502 das Land betreten hatte. — Aber der Anblick von zahllosen Giftpflanzen aller Art — so erzählt die alte Chronik des Landes — erfüllte die europäischen Einwanderer mit solchem Entsetzen, dass sie sich sofort wieder einschifften, und nach Guadeloupe segelten, wo sie am 27. Juni das Land betraten. Der milde Duplessis und der energische aber auch gewaltthätige Olive theilten die Herrschaft über die zunächt besiedelten Territorien. Der Tod des erstgenannten der beiden Chefs machte Olive schon nach sechs Monaten zum alleinigen Herrn auf Guadeloupe und er konnte nun den nothwendigen Vertilgungskrieg gegen die Caraiben auf seine Weise — rücksichtslos und grausam, nur das endliche Ziel vor Augen — führen.

D'Esnambuc hatte kaum erfahren, dass seinem verrätherischen Lieutenant Olive der Landungsversuch auf Martinique misslungen war, als er beschloss, Martinique mit seinen schon acclimatisirten und mit den Gefahren der Tropenwelt besser vertrauten Leuten zu besetzen. Mit etwa hundert Mann landete er im Juli 1635 [2]) etwas nördlich der Stelle wo Columbus und Olive das Land betreten hatten und legte den Grund zu der Niederlassung, welche heute zur Stadt St. Pierre geworden ist. Klugerweise nahm d'Esnambuc ausdrücklich im Namen der westindischen Gesellschaft Besitz von Martinique, um allen Rechtsstreitigkeiten auszuweichen.

Die Zwischenstufe, welche die französische Regierung durch Autorisation der Gesellschaft der amerikanischen Inseln zwischen sich und den Colonien aufgerichtet hatte, erwies sich als für den Fortschritt der Colonisation durchaus ungünstig. Von 1636—1642 besaßen hintereinander drei Gesellschaften das Eigenthumsrecht über Martinique und Guadeloupe; alle drei wurden durch ihre eigene unverständige Habsucht und die Kosten des ununterbrochenen Krieges gegen die Eingeborenen zugrunde gerichtet; Ludwig XIV. entschloss sich endlich im Jahre 1664 auf den Rath Colberts, Martinique, Guadeloupe und dessen Dependenzen für den Staat zu kaufen; aber unglücklicherweise wurde die Leitung der Exploitation dieser Inseln abermals an eine Gesellschaft, die sich die Westindische nannte, überlassen, welche sofort in die Fehler ihrer Vorgänger verfiel. Außer

---

[1]) Das Statut der von Richelieu am 31. October 1626 gegründeten »Compagnie des Isles d'Amerique« schrieb der Gesellschaft vor: *»peupler et établir les isles d'Amérique avec privilège d'exploiter les terres et les mines,* p e n d a n t v i n g t a n n é e s, *à charge de tenir ces îsles sous l'autorité de Roi et de lui rendre le dixième du prodruit.«*

[2]) Nach anderen Quellen am 15. September.

Stande die Colonien mit den für die Ansiedler nöthigen Waren selbst zu versorgen, verbot die Gesellschaft den Colonisten trotzdem die nichtfranzösischen Märkte; für die nothwendigen Vertheidigungsanstalten geschah so gut wie nichts. Martinique war ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, als Lord Willoughby mit 14 Linienschiffen und 2000 Mann Landungstruppen im Juli des Jahres 1666 [1]), und im folgenden Jahre Admiral Jones Harmant zum Angriffe erschienen; beidemale wurden die feindlichen Engländer zurückgeschlagen. Während des Krieges gegen Holland erschien kein Geringerer als Admiral Ruyter am 30. Juli 1674 vor Fort de France, begleitet vom Grafen Stirum, welcher von der holländischen Regierung schon im voraus zum Gouverneur von Martinique ernannt worden war. Aber auch Ruyter war nicht glücklicher als vor ihm die Engländer. Es gelang zwar dem berühmten Admiral, trotz heldenmüthigen Widerstandes der Milizen 6000 Mann ans Land zu bringen; aber zu seinem Unglücke bemächtigten sich die Gelandeten eines weitläufigen Entrepôts von Rum, welcher zur Verschiffung bereit lag. Nach wenigen Stunden waren die Holländer in einem Zustande, welcher es den Vertheidigern möglich machte, über sie herzufallen und ihnen so bedeutende Verluste beizubringen, dass Ruyter die Unternehmung gegen Martinique aufgeben musste [2]). Bis zum Frieden von Ryswick hatte Martinique noch mehrere Angriffe auszuhalten, die jedoch stets, wenn auch mit großen Opfern, abgeschlagen wurden.

In der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges blieb Martinique von unmittelbaren Angriffen verschont, während namentlich Guadeloupe damals von solchen schwer zu leiden hatte; vom Utrechter Frieden bis zum Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges (1713—1741) begann dann eine Periode bemerkenswerten Aufschwunges und Wohlstandes. Im Utrechter Frieden waren Frankreich mehrere Colonien, u. a. auch St. Christoph abgesprochen worden, und die Sorge der Regierung wandte sich um so eifriger dem Gedeihen von Guadeloupe und Martinique zu. Namentlich war es der Regent von Orleans, welcher sich während der Minderjährigkeit Ludwig XV. große Verdienste um die französisch-westindischen Colonien erwarb. Im Jahre 1717 z. B. wurden die übertriebenen Abgaben reducirt, welche bisher auf den Producten der Colonien gelastet hatten; dem Handel wurden Erleichterungen gewährt, und bald wurde Martinique mit seiner günstigen, nächst Barbadoes am weitesten im Passat vorgeschobenen Lage, ein Hauptstapelplatz westindischer und europäischer Producte. Die Ausbeute des fruchtbaren Bodens stieg in dieser Friedensepoche, welche ruhige stetige Arbeit gestattete, zu einer vorher nicht gekannten Höhe. Zum großen Theile verdankte man dies auch der Einführung des Kaffeebaues auf Martinique. Der französische Linienschiffslieutenant Desclieux [3]) hatte die Idee gefasst, dass die

---

[1]) Vergleiche Barbadoes, pag. 41.

[2]) Das Landesproduct Martiniques — der Rum — hatte schon in einem früheren Kriege daselbst eine Rolle gespielt. Im Jahre 1653 hatte Gouverneur Duparquet einem unbezwinglich scheinenden Caraibenstamme mehrere Fässer vergifteten Rums in die Hände gespielt, „*dont crevèrent un grand nombre*“ — sagt der fromme Pater Dutertre.

[3]) Desclieux' verdienstvolles Unternehmen scheint den Beweis zu erbringen, dass Thaten leichter unsterblich werden als Namen. Im officiellen „*Annuaire de la Martinique*“ Desclieux genannt, heißt er de Cledieu bei Huc und Haurigot, deren Werk vom französischen Unterrichtsministerium approbirt ist; eine französische Encyklopädie schreibt Declieu, und Karl v. Scherzer („*Das wirtschaftliche Leben der Völker*“, pag. 118) Dellieux.

Kaffeepflanze auf dem gesegneten Boden der Antillen gut fortkommen müsse. Er entnahm, als er im Jahre 1723 mit seinem Schiffe nach Martinique zu segeln hatte, dem Pariser botanischen Garten eine Kaffeepflanze und pflegte dieselbe während der Überfahrt auf das sorgfältigste. Als die Reise sich verzögerte und Wassermangel an Bord eintrat, theilte Desclieux seine karge Ration mit seinem Schützlinge. Diese Opferfreudigkeit, welcher Martinique und ganz Westindien seine später so ergiebig gewordene Kaffeecultur verdankte, fand erst recht spät, und zwar in der Zeit der ersten Republik, welche pomphafte Actionen so sehr liebte, dankende Würdigung; am 30. *pluviôse* des Jahres XI decretirte der Gouverneur von Martinique, dass zu St. Pierre neben dem Theatergebäude dem um Martinique so hochverdienten Desclieux ein Denkmal errichtet werden solle. Bis heute ist übrigens dieser spät beschlossene, volltönend angekündigte Dankesact noch nicht ausgeführt worden. —

Der österreichische Erbfolgekrieg wirkte ungünstig auf die Verhältnisse Martiniques ein. Nicht etwa dass die Insel direct unter feindlichen Actionen zu leiden gehabt hätte; aber der damalige Gouverneur von Martinique hatte die unglückliche Idee, die Colonisten zur Kaperei anzuleiten. Allerdings machten die kühnen französisch-westindischen Kaper dem Feinde viel Schaden; 950 Schiffe im Werte von 30 Millionen Francs, sollen von ihnen genommen worden sein. Aber größer als der Nutzen war der indirecte Schaden, den die Colonie erlitt, in welcher alles Capital und alle freie Arbeitskraft sich dem gewinnbringenden Kapereigewerbe zuwandte. Es wurde nachgewiesen, dass die acht Friedensjahre vom Aachener Frieden (1748) bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756) nicht genügten um den Handel und namentlich den so lucrativen Bau der Colonialpflanzen auf den früheren Stand zu bringen.

Ernstere Ereignisse brachte für Martinique der siebenjährige Krieg. Am 13. Februar 1762 bemächtigten sich die Engländer nach einmonatlichen harten Kämpfen der Insel, welche durch 17 Monate in ihrer Gewalt verblieb. Erst der dem Hubertsburger Frieden unmittelbar folgende Vertrag von Paris (10. Februar 1763), in welchem Frankreich Canada an England abtrat, brachte Martinique unter französische Oberhoheit zurück, aber Dominica, sozusagen die Brücke zwischen Martinique und Guadeloupe, verblieb England, welches Verhältnis vom Handel Martiniques dauernd schwer empfunden wurde. Durch den Verlust von Martinique waren die Franzosen darüber belehrt worden, dass der Haupthafen Fort de France, seit 1692 schon Sitz des General-Gouvernements, nicht die ihm früher zugeschriebene Widerstandskraft besitze; man scheute demnach die Ausgabe von 10 Millionen Francs nicht, um das Fort Bourbon, heute Fort Desaix, daselbst im Jahre 1763 zu erbauen. — Bis zum Ausbruche der französischen Revolution genoss Martinique neuerdings eine lange Periode des Friedens, der Wohlfahrt und des agriculturellen und commerciellen Aufschwunges. Selbst die Verwicklung des Mutterlandes in den amerikanischen Freiheitskrieg brachte Martinique nur Gewinn, denn hier war die Operationsbasis der französischen Streitkräfte; selbst Admiral Rodney, dem es vorbehalten war, in der größten je zwischen England und Frankreich gelieferten Seeschlacht die Franzosen unter Grasse zu besiegen, konnte anfänglich den Franzosen unter Admiral Guichen keine größeren Vortheile abgewinnen [1]), und vermochte auch nicht Martinique Ernstliches anzuhaben, als er am 19. Mai 1780 vor dieser Insel erschien.

---

[1]) Siehe Nr. 9, Dominica.

Vom Ausbruche der französischen Revolution an datirt für Martinique eine Periode folgenschwerer und auch sehr blutiger innerer Zwistigkeiten, hervorgerufen durch die überhasteten und einander widersprechenden Decrete der heimischen Regierungen in der Sclavereifrage, welche wir an anderem Orte näher zu besprechen Gelegenheit haben werden [1]. Im kleinen spielte sich hier durch eine Reihe von Jahren Ähnliches ab, wie unsere Generation es vor kurzem im Seccessionskriege Nordamerikas miterlebt hat; wir sehen die Plantagenbesitzer, „die Aristokraten" im Kampfe nicht allein mit den ehemaligen Sclaven, sondern auch mit den Industriellen, Kaufleuten, Rhedern, kurz jenen, die an der Abschaffung der Sclaverei nichts zu verlieren, und unter dem Deckmantel der Humanität hier auch noch den Vortheil für sich hatten behaupten zu können, dass sie die Principien verfochten, welche im Mutterlande zur Herrschaft gelangt waren. Es gab Revolutionen und Contrerevolutionen, Gouverneure wurden verjagt und rückberufen: aber im traurigen Jahre 1793 hatten die Anhänger der in der Heimat herrschenden Fraction soweit die Oberhand, dass 91 Mitglieder der Clubs von Fort de France und St. Pierre eine Zustimmungsadresse zur Verurtheilung und Enthauptung Ludwigs XVI. erlassen konnten. Gleichwohl fehlte es den Gegnern der Terroristen nicht an Widerstandskraft, und der Bürgerkrieg wüthete weiter; zu dessen Schrecken gesellte sich bald die Bedrängnis durch den äußern Feind — England.

Admiral Jervis, nachmals Sieger und Viscount von St. Vincent, erschien am 10. Jänner 1794 vor Martinique mit beträchtlichen Streitkräften. General Grey setzte die mitgebrachten Truppen und einen Theil der Schiffsbemannungen ans Land, blokirte am 14. Jänner Fort Royal auch von der Landseite, und am 22. März musste der tapfere General und Gouverneur Rochambeau eine Capitulation unterzeichnen, welche Martinique an England überlieferte. Von Martinique wandten sich die Engländer gegen Guadeloupe, welches sie auch einnahmen, aber nur kurze Zeit behaupten konnten [2], während Martinique, wo sofort alles auf den Fuß wie vor 1789 versetzt wurde, volle acht Jahre in englischem Besitze verblieb und erst durch den Frieden von Amiens im Jahre 1802 an Frankreich zurückfiel. Es fehlt nicht an Stimmen, welche die Einnahme von Martinique durch die Engländer im Jahre 1794 als ein Glück für Frankreich bezeichnen; die Verhältnisse hätten dort leicht denselben Verlauf nehmen können, wie auf Hayti, welches durch die Ereignisse während der Revolutionsepoche gänzlich für Frankreich verloren gieng.

Die Wiederherstellung der Sclaverei und selbst des Sclavenhandels durch Napoleon I. gieng auch auf Martinique nicht ohne Blutvergießen ab, und am 24. Februar 1809 gieng Martinique abermals in englische Hände über, nachdem Admiral Cochrane und General Beckwith das Fort Desaix durch 27 Tage belagert und endlich bezwungen hatten. In Ausführung der Stipulationen des Pariser Friedens vom Jahre 1814 wurde Martinique den Bevollmächtigten des Königs Ludwig XVIII. übergeben; aber während der Hundert Tage, da sich die Colonien für Napoleon erklärten, erfolgte eine neue Besetzung von Martinique durch Engländer, welche die Insel erst im Jahre 1816 endgiltig verließen.

Auf vielen, ja den meisten der kleinen Antillen, war mit der Beendigung der großen europäischen Kriegsepoche die Periode des Blutvergießens und der offenen Parteikämpfe vorüber; nicht so auf Martinique. Die Sclavenbevölkerung

---

[1] Siehe Nr. 15, Haiti.
[2] Vergleiche Nr. 10, Guadeloupe.

konnte das ihr neuerdings auferlegte Joch nicht ertragen; sie fühlte sich stark: 80 000 Schwarze gegen etwa 10 000 Weiße und 11 000 Mulatten, und bald verbreiteten sich Verschwörungen über die Insel. Als die vier Hauptführer: Narcisse, Jean-Louis, Jean und Bangio alles zu einem allgemeinen Aufstande genügend vorbereitet glaubten, schlugen sie in der Nacht vom 13. auf den 14. October 1822 los; Colonisten wurden in großer Zahl ermordet, Grausamkeiten aller Art begangen, Wohngebäude in Asche gelegt, die Pflanzungen verwüstet. Aber der energische Gouverneur Graf Donzelot und die weiße Coloniebevölkerung im Vereine mit den Truppen und der Mulattenmiliz wurden Herren des Aufstandes; sieben der Rädelsführer wurden geköpft, vierzehn gehangen und zehn gepeitscht. Alles kehrte zur Ordnung zurück. Dennoch gab es bis zum Jahre 1833 noch mehrfache Verschwörungen auf Martinique, aber sie wurden meist schon im Keime erstickt. Die bemerkenswertesten waren jene der Jahre 1824 und 1833; diesmal waren es die Mulatten, welche die Herrschaft an sich reißen und die Weißen verjagen wollten. In der letzterwähnten Verschwörung waren zwei Unterofficiere der Mulattenmiliz die Anführer; es führte dies zur Auflösung dieser Miliz.

Die Aufhebung der Sclaverei auf Martinique erfolgte in unvermittelter Weise als Folge der Februar-Revolution des Jahres 1848. Martinique hatte schwer unter dieser Maßregel zu leiden; nicht allein fehlten plötzlich alle Arbeitskräfte, sondern die gröbsten Unordnungen fanden überall im Namen der Freiheit statt. Der Wert des Importes und Exportes im Jahre 1847 hatte 22,8 und 18,3 Millionen Frcs. betragen; die verminderte Kaufkraft reducirte den Import in den Jahren 1848, 1849 und 1850 auf 14,1, 16,5 und 17,9, das Fehlen der Arbeitskräfte aber den Export in den gleichen Jahren auf 9,2, 10,8 und 9,7 Millionen Frcs. Es sollen hier nicht die bekannten, seinerzeit so leidenschaftlich gegeneinander ausgespielten Ansichten für und wider die Sclavenemancipation wiederholt werden; aber festzustehen scheint, dass die unvorbereitete, überstürzte Durchführung der Emancipation schädlicher war als die Emancipation an und für sich, und ferner, dass die materielle Entschädigung, welche das Mutterland den Sclavenbesitzern leistete, eine ungenügende war. Der mittlere Entschädigungswert betrug nämlich 500 Frcs., nahezu der gleiche Wert, den die englischen Colonisten auf den Antillen zu ihrer Zeit erhalten hatten [1]), während der Preis eines Negers auf den französischen Antillen damals von 700 bis 2000 Frcs. betrug. Zweifellos ist ferner, dass die Art der Durchführung der Emancipation die Arbeit in den Colonien vollständig desorganisirte, und dass noch heutzutage, vierzig Jahre nach der Befreiung der französischen Negersclaven, die Mittel noch nicht gefunden sind, um die Arbeitsfrage in einer der Ertragsfähigkeit der Colonie adäquaten Weise zu lösen [2]).

Aus der neueren Geschichte Martiniques mag Erwähnung finden, dass die Vertretung der Insel im Parlamente des Mutterlandes, und zwar auf Basis allgemeinen Stimmrechtes, von Louis Napoleon bald nach dem Staatsstreiche aufgehoben wurde. Während des französisch-mexicanischen Krieges sah Martinique die alten Traditionen von den glänzenden Zeiten des amerikanischen Freiheits-

---

[1]) Vergleiche Nr. 16, Jamaica.

[2]) *En résumé* — heißt es bei Huc und Haurigot — *l'émancipation était souhaitée par tous les esprits justes, elle s'imposait à l'umanité et l'on ne saurait trop louer ceux à qui on la doit; mais l'application de cette mesure généreuse fut si maladroite qu'elle constitua cette chose grave que qualifiait si sévèrement Mr. de Tayllerand — „une faute!“*

krieges als Operationsbasis der französischen Flotte und Armeen wieder aufleben. Ein Freiwilligencorps, aus Eingebornen von Martinique bestehend, zeichnete sich während dieses Krieges zu wiederholtenmalen aus. Erst das Jahr 1861 brachte Martinique die Freiheit, seine Landesproducte auch auf anderen als französischen Märkten zum Verkaufe zu bringen; im Jahre 1866 erhielt die Colonie die Befugnis, ihren Zolltarif und die Hafengebüren selbst zu regeln, doch musste sie dafür alle Ausgaben auf ihr eigenes Budget übernehmen Die vom 4. September 1870 datirende dritte französische Republik hat gegenüber Martinique die Principien ihrer Vorgängerin vom Jahre 1848 adoptirt, allgemeines Stimmrecht und Vertretung im heimatlichen Parlamente wieder hergestellt. Aber es fehlt in der Colonie nicht an Stimmen, welche behaupten, dass dieses liberale Regierungssystem hier ungünstige Verhältnisse hervorgerufen habe, indem durch dasselbe die Macht in die Hände der an Zahl überwiegenden Negerrace kam, welche die Europäer aus Ämtern und Würden verdrängte, alles den eigenen, sozusagen persönlichen Verhältnissen anpasste, und von engherzigen Rücksichten geleitet, mangels des nothwendigen Überblickes, auf die gedeihliche Entwicklung der Colonie hemmend einwirkt. So sollen z. B. selbst die nothwendigsten Verbesserungsarbeiten auf der Insel undurchführbar sein, weil die nur wenig begüterten Neger bei derlei Dingen keinen directen, gleich greifbaren Vortheil für sich zu erblicken vermögen.

Martinique wird im Mutterlande durch einen Senator und zwei Deputirte vertreten. Die Deputirten vertreten je ein Arrondissement, deren die Insel zwei, Fort de France und St. Pierre, bildet. Jedes Arrondissement zerfällt in mehrere Cantons und diese in autonome Gemeinden; sowohl in den zwei städtischen Cantonen als in den kleinere Ortschaften und Landstriche umfassenden Gemeinden bestehen Municipalcongregationen, die auf allgemeinem Stimmrechte basiren. Das Arrondissement Fort de France zählt fünf Cantone mit vierzehn Gemeinden, jenes von St. Pierre vier Cantone mit neun Gemeinden. Der ebenfalls aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Generalrath der Insel zählt 36 Mitglieder. Der Generalrath wählt nach Ablauf seiner einjährigen Functionsdauer vier bis sieben Mitglieder aus seiner Mitte, welche als Colonialcommission mit berathendem Votum dem Gouvernement zur Seite stehen, aber auch beschließende Rechte und Controle über die Ausführung der in der vergangenen Session des Generalrathes promulgirten administrativen Maßregeln besitzen. Die Executive liegt in den Händen des von der heimatlichen Regierung ernannten Gouverneurs; ihm unterstehen zwei höhere Beamte für politische Administration und Justiz und vier Referenten für maritime Administration, öffentliches Sanitätswesen, Unterricht und Cassa- und Rechnungswesen. Die kirchliche Verwaltung ist in den Händen eines Bischofs mit einem aus 30 Mitgliedern bestehenden Domcapitel; 75 Weltpriester und die Mitglieder von zwei männlichen und drei weiblichen geistlichen Congregationen sind in den Städten und Dörfern beschäftigt. Die Justizpflege, welche erst seit 1880 das Geschwornengericht adoptirt hat, wird von zwei Gerichtshöfen erster Instanz in den beiden Städten, und einem Appelhofe in St. Pierre besorgt. Nebstdem hat jeder Canton seinen Friedensrichter. Die zahlreichen übrigen Zweige des öffentlichen Dienstes: Grundbuchswesen, Douane, Steuereinhebung, Post und Telegraph, Aichwesen, Hafen- und Seesanität, öffentliche Arbeiten, Polizei, Gefängniswesen, Sanitätsdienst mit eigenen ständigen Commissionen, Lazareth und Spitäler, öffentliche Buchdruckerei, botanischer Garten u. s. w. beschäftigen, nach der im Mutterlande üblichen Weise organisirt, zahlreiche Beamte, können aber hier füglich übergangen werden.

Erwähnenswert ist hingegen das Bestehen zweier eigener Bureaus in den beiden Städten, welchen unter Präsidium des Staatsanwaltes die Beaufsichtigung der Angelegenheiten der Immigration — der Vertragsarbeiter oder Coolies — obliegt. Diesen zum Schutze der Coolies errichteten Behörden unterstehen einzelne Aufsichtsbeamte, welche in den verschiedenen Cantons exponirt sind; in Fort Royal gibt es auch ein eigens für die Coolies bestimmtes Spital und Pflegehaus, in welchem alte, kranke oder arbeitsunfähig gewordene Coolies ihre Repatriirung abwarten können.

Die öffentliche Wohlthätigkeit entwickelt neben den staatlichen Anstalten eine rege und segensreiche Thätigkeit; Fort de France weist 10 579, St. Pierre 18150, die übrigen Cantone, je nach ihrer Größe und Wohlhabenheit, 500 bis 8000 Frcs. an Einnahmen und Ausgaben (pro 1884) für wohlthätige Zwecke aus. Der öffentliche Unterricht wird durch eine eigene Commission überwacht, welche unter Präsidium eines mit dem Titel Vicerector ausgestatteten höheren Regierungsbeamten, aus zwei Mitgliedern des Generalrathes, einem Rathe des Appellhofes, einem Staatsanwaltsubstituten, dem Marine-Chefarzt, endlich dem Fachreferenten des Gouvernements zusammengesetzt ist. Eine Vorbereitungsschule für Rechtsstudien zu Fort de France, ein Lyceum zu St. Pierre mit einer Filiale in Fort de France, ein öffentliches Mädchenlyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt (sämmtlich zu St. Pierre) vermitteln die höheren Unterrichtsstufen; an 37 Orten der Insel bestehen öffentliche Volksschulen für Knaben, an 36 Orten solche für Mädchen; nebstdem gibt es mehrere private Pensionate, Volksschulen und zahlreiche öffentliche und private *nsalles d'asileu* (Kindergärten). Sei es, dass die Schulpflicht nicht gesetzlich als allgemein erklärt, oder vielleicht nur ihrer Erfüllung lau nachgekommen wird, gewiss ist, dass die Resultate des Volksunterrichtes keine erfreulichen genannt werden können; die Zahl der in den Communalschulen am 1. Jänner 1885 eingeschriebenen Schüler betrug nur 3953 Knaben und 3040 Mädchen, und die letzte Conscribirung der des Lesens und Schreibens Kundigen (1. Jänner 1877) ergab auf 161 995 Einwohner 121 974, welche dieser Anfangsgründe aller Bildung vollständig unkundig waren, 8192 welche nur des Lesens, endlich 12 642 Männer, 11 280 Weiber und 7907 Kinder unter vierzehn Jahren, welche des Lesens und Schreibens kundig waren. Diese ungünstigen Bildungsverhältnisse scheinen auch im Missverhältnisse zu den für den öffentlichen Unterricht aufgewendeten Kosten zu stehen; im Jahresbudget Martiniques pro 1885, welches die eigenen Einnahmen und Ausgaben mit 4 649 342 Frcs. ausweist, sind 934 985 Frcs. 29 Cent. für Zwecke des Unterrichtes an Ausgaben präliminirt, welchen nur 100 000 Frcs. als Einnahmen (des Lyceums) gegenüberstehen. Dabei zeigen aber auch noch die Communalbudgets namhafte Auslagen für Schulzwecke (namentlich Gehaltszulagen an die Lehrpersonen und Lehrmittelanschaffung).

Die Höhe der hier erwähnten Communalbudgets (25 an Zahl, von welchen 10 mit Überschüssen, keines mit Deficit) beträgt 757 351 Frcs. für St. Pierre, 305 098 Frcs. für Fort de France, 132 252 Frcs. für Lamentin; die kleinste Ziffer hat Diamant mit 18 942 Frcs. Außer den eigenen Einnahmen und Ausgaben der Insel und jenen der Communen kommen noch die Ausgaben in Betracht, welche auf Martinique zu Lasten des Budgets des Mutterlandes gemacht werden. Es sind dies im ganzen 2 375 865 Frcs., die sich folgendermaßen vertheilen:

Colonialgouvernement und Schatzamt	92 000 Frcs.
Justizpersonal	325 356 „
Cultuspersonal	166 600 „
Reise-Auslagen	87 810 „
Spitäler (213 108 Frcs. Personal-, 17 955 Frcs. Materialauslagen)	231 063 „
Öffentliche Bauten	7 760 „
Verschiedene Ausgaben	17 945 „
Militärische Auslagen (worunter 438 250 Frcs. für Colonial-Gensdarmerie, 67 616 Frcs. für Disciplinarcompagnien, 24 000 Frcs. für die Inscription maritime, 94 022 Frcs. für das Commissariat u. s. w.)	761 456 „
Militärische Ausgaben für Bauten, Mieten und Materialanschaffungen	305 800 „
Militärische Ausgaben für Lebensmittel 263 515 Frcs. und Fourage 116 560 Frcs.	380 075 „
Im ganzen	2 875 865 Frcs.

Nachdem die gegenwärtige Verfassung Martiniques der Insel keine Geldabfuhr an das Mutterland mehr auferlegt, sondern ihr die gesammten Einnahmen zu Zwecken ihrer eigenen Verwaltung überlässt, so stellt die Summe von 2 375 865 Frcs. den Betrag dar, um welchen die Colonie für Frankreich passiv ist.

Wenn wir bisher vielleicht etwas zu viel Details über die öffentliche Verwaltung Martiniques aufgezählt haben, so geschah dies, um damit den hohen Stand von modern staatlicher Cultur zu kennzeichnen, welcher sich in dieser alten Colonie Frankreichs, ungeachtet der geringen Größe derselben, entwickelt hat. —

Martinique gehört zu den kleineren Inseln der Antillenkette; ihre Oberfläche beträgt nur 98 728 *ha* oder etwa 988 km^2, auf welcher aber 167 679 Einwohner — 170 auf dem Quadratkilometer — wohnen. Von dieser Bevölkerung dürfte die namhafte Zahl von circa 10 000 der weißen Race angehören. Die genaue Zahl der Einwohner, welche den einzelnen der drei auf Martinique heimischen Stämme angehören, Weiße, Mulatten und Neger, kann nicht angegeben werden, da die französische officielle Bevölkerungsstatistik schon seit Jahren geflissentlich diese Racenunterschiede nicht mehr gelten lässt, wohl aus Gründen, welche bei dem nach wie vor bestehenden Racenhasse leicht erklärlich sind. Die Totalsumme der Bevölkerung hat sich von 1848 bis 1878 um 42 800 Einwohner vermehrt; von 1878 bis 1884 betrug die Vermehrung abermals 4818. Die letzte verlässliche Angabe über die Zahl der Weißen ist jene des Jahres 1862 mit 9400, so dass für die Gegenwart ihre Anzahl mit 10 000 eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte. Berücksichtigt man, dass ein namhafter Theil der Oberfläche von Martinique aus Waldungen und uncultivirbaren Strecken von Ufergestrüpp besteht, so erhält man eine Bevölkerungsdichtigkeit von 232 Einwohnern per Quadratkilometer, d. i. um 34 mehr als die entsprechende Zahl für Belgien und um 6 mehr als jene für die Provinz Antwerpen, welch letztere noch von Brabant und Ostflandern übertroffen wird. Die Bevölkerungszunahme auf Martinique muss zum größten Theile auf Rechnung der verschiedenen Formen von Einwanderung gesetzt werden, denn die Reproductionsverhältnisse sind bei den Einheimischen keineswegs glänzende. In den Jahren 1883 und 1884 überwogen die Geburten die Todesfälle nur um 131

und 560; nur 456 und 449 Heiraten fanden in diesen Jahren statt; die Geringfügigkeit dieser letzteren Ziffer wird allerdings, soweit die Reproduction der Bevölkerung nur der Zahl nach in Betracht gezogen wird, dadurch wettgemacht, dass im Jahre 1883 auf 1621 eheliche Geburten 3979, und 1884 auf 1615 eheliche Geburten deren 3838 uneheliche kamen. Von weiterem Einflusse ist ferners die große Sterblichkeit von Kindern in zartem Alter auf Martinique, und nicht ohne Wichtigkeit die folgenden Zahlen, welche sich auf das weibliche Geschlecht beziehen. Von 88 283 Personen dieses Geschlechtes (bei nur 79 396 Personen männlichen Geschlechtes) zählten im Jahre 1884 nur 12 615 zu den Verheirateten, 19 554 standen im Alter unter vierzehn Jahren, wogegen 50 962 über vierzehn Jahre, aber unverheiratet, und 5188 Witwen waren. Diese Ziffern illustriren deutlich das Verhältnis der Geschlechter zu einander, wie es auf Martinique besteht und sich in seinen Folgen äußert.

Die Immigration fremder Arbeiter begann auf Martinique wie auf den übrigen Antillen, als durch die Emancipation der Negersclaven Arbeitskräfte zu fehlen oder unerschwinglich theuer zu werden begannen. Man versuchte es sowohl mit Weißen von Madeira und von den Canarien, als mit Schwarzen von der Congoküste, von Loango und aus den Gabuländern; auch Chinesen sind eingeführt worden. Die Importation der letzteren kam zu theuer und die Neger wurden bald zu Bundesgenossen ihrer auf Martinique heimischen Stammesbrüder, so dass nur die Einführung ostindischer Arbeiter, in den Jahren 1853 und 1854 mit 1282 Personen begonnen, sich in stetiger Zunahme weiter entwickelt hat. In den letzten Jahren, 1882, 1883 und 1884 betrug die Zahl der ostindischen Coolies auf Martinique 13 111, 13 653 und 12 926; gegen 1000 werden jetzt jährlich zugeführt und an 500 repatriirt. Seit 1853 sind 25 509 Ostindier nach Martinique gebracht, 3998 dort geboren worden, 12 040 dort gestorben — beinahe die Hälfte! — und nur 4541 erreichten das ersehnte Ziel, nach abgelaufener Contractsdauer in die Heimat zurückzukehren. Jährlich überwiegt die Zahl der Todesfälle unter den Indiern die Zahl der Heimsendungen; ob ihr Durchschnittslos ein glücklicheres genannt werden kann, als jenes der ehemaligen Negersclaven, mag sehr fraglich erscheinen. Die Zahl der gesammten Arbeiterbevölkerung auf Martinique wird für 1884 mit 71 407, d. i. mit 1·305 mehr als im Jahre 1883 angegeben. Davon beschäftigen sich 30 146 mit der Zuckergewinnung, 790 mit dem Kaffeebau.

Der Zucker ist auch hier das hauptsächlichste Landesproduct und hat den ehemals so blühenden Kaffeebau und andere Culturen beinahe gänzlich verdrängt. Im Jahre 1827 exportirte Martinique 1 013 136 *kg* Kaffee, 180 079 *kg* Cacao, 24 576 177 *kg* Zucker und 284 757 *l* Rum; im Jahre 1884 betrug der Kaffee-Export nur mehr 3084 *kg*, dagegen wurden 481 014 *kg* Cacao, 49 370 054 *kg* Zucker und 17 624 760 *l* Rum ausgeführt. Auch aus der Katastralstatistik ist das Vorwiegen der Zuckerproduction leicht zu erkennen. Es nehmen ein:

die Zuckerplantagen	27 439 *ha*
" Kaffeeplantagen	212 "
" Baumwollplantagen	75 "
" Cacaoplantagen	810 "
" Tabakplantagen	25 "
" Lebensmittelpflanzungen	15 525 "
Im ganzen	44 086 *ha*

Diese Zahl entspricht einer Zunahme des Culturen-Areals im Laufe des Jahres 1884 um 1596 *ha*, während diese Zunahme im Jahre 1883 nur 90 *ha* betragen

hatte. Auch hier entfällt der Löwenantheil der Vermehrung (1644 *ha*) auf den Zuckerrohrbau, während Kaffee 48, Baumwolle 33, Lebensmittelbau 127 *ha* verloren, Cacao 150, Tabak 10 *ha* von 1883 auf 1884 gewonnen haben.

Gelegentlich der Weltausstellung in Amsterdam im Jahre 1885 wurde die Production von Martinique nach mehrjährigen Durchschnitten angegeben wie folgt:

Campêche- (Blauholz) Export		295 208 *kg*
Cassia (pharmaceutische Drogue)		202 037 „
Cacao		506 698 „
Kaffee		84 400 „
(Kaffeeconsum auf Martinique	182 500 *kg*	
Kaffee-Einfuhr „ „	100 800 „	
„ -Ausfuhr von „	2 700 „)	
500 mit eigenen Werkstätten versehene Zuckerplantagen (sog. *habitations sucreries*) verarbeiten 249 676 *t* Rohr und produciren 6482 *t* Melasse, von welcher $^2/_3$ zu Taffia (Rum) verarbeitet wird, und an Rohzucker		16 229 *t*
17 Zuckerfabriken (*usines centrales*) verarbeiten 454 024 *t* Rohr zu Zucker der drei Feinheitsabstufungen in der Menge von		34 100 „
und 16 188 *t* Melasse.		
Die Totalproduction an Zucker beträgt		50 329 *t*
und an Melasse		22 867 „
welche Producte aus 703 700 *t* Zuckerrohr gewonnen werden.		
154 Destillerieen gewinnen aus einheimischer und eingeführter Melasse 60°igen Taffia in der Menge von		163 000 *hl*
37 Kalkbrennereien erzeugen an Kalk		66 646 „
6 Ziegelbrennereien erzeugen 1713 Tausend Ziegel.		

Bergbau ist bis jetzt auf Martinique nicht in Angriff genommen worden, obwohl Versuche erwiesen haben, dass vorzügliches Eisen in ansehnlicher Menge zu gewinnen wäre.

Die Viehzucht ist gering und beschränkt sich auf den localen Bedarf. Schlacht- und Zugvieh, sowie Tragthiere, an welchen der Bedarf auf der gebirgigen Insel ein großer ist, werden von Porto Rico importirt.

Eine regelmäßige Ausbeute der Wälder wird nicht betrieben. Von den vorzüglichen Bau- und edlen Werkhölzern, welche die Insel aufweist, wird das für locale Zwecke Nöthige in Verwendung genommen. Die Production von Holzkohle kann auf 1 400 000 *hl* jährlich veranschlagt werden.

Die den Nahrungspflanzen gewidmeten Landstrecken (*propriétés vivrières*) erzeugen hauptsächlich Maniok, Pataten, den karaibischen Kohl, Yamswurzel, dann Obst- und Gemüse verschiedener Art.

Über die Zuckerproduction, den Lebensnerv Martiniques und vielfach auch der übrigen kleinen Antillen, mögen hier noch einige erläuternde Bemerkungen Platz finden, welche zugleich ein erklärendes Streiflicht auf den scheinbaren Widerspruch werfen mögen, dass zwar ziemlich ausnahmslos die Production und der Export — von temporären Schwankungen abgesehen — im Steigen sind, aber trotzdem im allgemeinen, beinahe ebenso ausnahmslos, über den Rückgang des Wohlstandes und Verschlechterung der Verhältnisse geklagt wird.

Der Bau des Zuckerrohres war auf Martinique durch den Juden Benjamin Dacosta eingeführt worden, welcher mit 900 seiner Glaubensgenossen aus Bra-

silien vertrieben, mit diesen und 1200 Sclaven im Jahre 1654 auf Martinique landete und dort mit offenen Armen aufgenommen ward. Im Jahre 1787 wurden bessere Pflanzen aus Java, 1789 solche aus Tahiti eingeführt. Die Zuckerproduction hob sich rasch und geschah in der Weise, dass jede Pflanzung ihren Ertrag in eigenen kleinen industriellen Etablissements verarbeitete, welche aus der durch Wind- oder Wasserkraft getriebenen Mühle, dann der Siederei (*sucrerie*) mit vier bis sieben kupfernen oder eisernen Siedebottichen, endlich der *vinaigrerie*, d. i. dem Destillirhaus, in welchem Taffia und Rum aus der Melasse und den Abfällen gewonnen wird, bestand; eine Pflanzung mit diesem kleinen Industrie-Etablissement und den Wohngebäuden für Herren und Sclaven zusammen wird heute noch *habitation sucrerie* genannt. Die Erträgnisse waren so günstige, dass bald dem Zuckerrohrbau vor der Gewinnung des Kaffees, Cacaos und der Baumwolle der Vorzug gegeben wurde und den Besitzer einer Zuckerplantage eine Art von aristokratischem Nimbus zu umgeben begann, welcher, wie behauptet wird, mit daran Schuld war, dass, als vor wenigen Jahrzehnten ein parasitäres Insect die Kaffeepflanzen zu schädigen begann, dieses beinahe gar nicht bekämpft wurde, sondern die Besitzer von Kaffeeplantagen die willkommene Gelegenheit ergriffen, Zuckerpflanzer zu werden. Bis zum Jahre 1843 kannte man keine andere Methode der Zuckergewinnung auf Martinique, als die von Alters her auf den *habitations sucreries* übliche; die agriculturelle und industrielle Arbeit waren vereint. Das Erdbeben, welches in diesem Jahre einen großen Theil der *sucreries* zerstörte, gab Anlass zur Errichtung von Dampfmühlen. Von einer durch die Regierung unterstützten capitalskräftigen Actiengesellschaft wurde die Errichtung größerer Fabriken, sogenannter *usines centrales*, eifrig betrieben; viele Pflanzer mussten schon jetzt sich auf den Bau des Rohres beschränken, dessen Verarbeitung aber der Fabrik überlassen. Seit der Sclaven-Emancipation waren viele Plantagenbesitzer öfters zu Geldaufnahmen gezwungen. Die seit 1853 *Société des Usines Centrales* genannte Actiengesellschaft, seit 1863 in die auf noch größerem Fuße gegründete Gesellschaft des *Crédit Colonial* aufgegangen, war stets bereit und in der Lage, Hypothekardarlehen zu geben. Im Zeitraume von nur drei Jahren hat diese Gesellschaft an die drei französischen Zuckercolonien Hypothekardarlehen im Betrage von 6 344 000 Frcs. gegeben. Es ist zwar unbestritten, dass die großen Fabriken in der technischen Vervollkommnung der Zuckerproduction Großes leisteten, die Arbeit vorzüglich organisirten und dass daher ihnen das Verdienst gebürt, die Productionsmenge des Zuckers auf Martinique stetig gehoben zu haben; aber die Pflanzer haben ihrerseits auch nicht Unrecht, wenn sie behaupten, dass die Fabriken ihnen mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Es ist richtig, dass die Fabrik stets bereit ist, dem Pflanzer seine Ernte abzunehmen und ihm, wenn nöthig, materiell zuhilfe zu kommen; aber dieser letztere ist infolge wiederholter Hilfeleistung bald gänzlich hilflos. Auf dem Werte seiner Ernte lasten Interessen, Amortisationsquoten u. s. w.; bald bleibt ihm so wenig, dass die executive Feilbietung seines überschuldeten Grundeigenthums unausbleiblich wird. Jede der großen Fabriken wird bald Eigenthümerin der sie umgebenden Plantagen. Es ist begreiflich, dass aus diesen Verhältnissen ein lebhafter, den allgemeinen Interessen sehr schädlicher Antagonismus zwischen Pflanzern und Fabrikanten entstammt, aber das Nebeneinanderbestehen von vermehrter Production und in immer weitere Kreise dringende Verarmung ist zugleich erklärt. Martinique macht eben keine Ausnahme von der allgemeinen Erscheinung, dass die Landwirtschaft von Industrie und Handel nach und

nach bis zu einem Zustande der Hörigkeit ausgebeutet wird. Wohl trägt in vielen, wenn nicht den meisten Fällen, die Lässigkeit des Ackerbautreibenden, welche im erschlaffenden Tropenklima sich leicht bis zur Indolenz steigert, einen großen Theil der Schuld hieran; dem Zuge der Zeit, welcher auf massenhafte und billigste Gewinnung der Producte und möglichst lucrativen Vertrieb derselben gerichtet ist, vermag man eben nicht zu entgehen.

Hören wir noch, bevor wir den nicht allein auf Martinique, sondern auf sämmtlichen Antillen im Vordergrunde des Interesses stehenden Gegenstand, die Zuckerproduction, verlassen, die gewichtige Ansicht Karl von Scherzers[1]).

„In französisch Westindien", sagt dieser berühmte Reisende und Nationalökonom, gegenwärtig k. k. Generalconsul in Genua, „ist, seitdem ein rationelles Betriebs- und Fabrications-System Eingang gefunden, die Zuckerproduction in erfreulichem Aufschwunge begriffen. Wo die Energie und das Capital fehlte, um von den alten primitiven Methoden zu rationelleren und zur Arbeit mit modernen, auf der Höhe der Technik stehenden Maschinen und Apparaten überzugehen und dadurch den Mangel an menschlichen Arbeitskräften abzuschwächen, war die Einkehr kritischer Zustände in der betreffenden Cultur und Industrie eine unvermeidliche Folge. Eine vernünftige Reaction gegen diese Verhältnisse ist die Einführung eines ähnlichen Systems, wie wir es in der europäischen Rübenzuckerfabrication meistens finden, nämlich die Errichtung von Centralfabriken, welche entweder überhaupt keinen eigenen Zuckerrohrbau treiben, oder wenigstens hauptsächlich das ihnen gelieferte Rohr der Pflanzer verarbeiten, die keine eigenen oder nur unvollkommene Mühlen und Siedereien besitzen. In mehreren Staaten von Süd- und Mittelamerika wurden und werden solche Central-Zuckerfabriken, stellenweise durch Zuschüsse oder Zinsgarantien des Staates unterstützt, in größerer Zahl eingerichtet, und wo dieselben bis jetzt in Thätigkeit getreten sind, da zeigt sich auch ein unverkennbarer Aufschwung der Zuckercultur und der Zuckerproduction.

Der Saftgehalt des Rohres wird vollkommener ausgenützt, die aus dem Safte gewonnene Zuckermenge ist größer, die Qualitäten des Zuckers stellen sich besser. Der Vortheil der Arbeitsersparungen wird durch eine höhere Ergiebigkeit des Rohmaterials in Qualität und Quantität noch ansehnlich vermehrt und die Pflanzer können ihre Aufmerksamkeit und ihre finanziellen Kräfte ausschließlich dem Rohranbau widmen."

Wenn auch der größere Theil der Daten über den Export des Zuckers und der anderen Landesproducte Martiniques dem rein commerziellen „Anhange" vorbehalten werden soll, so mögen doch hier einige zusammenfassende Hauptdaten Platz finden, welche die Gesammthandelsthätigkeit der Colonie zu beleuchten vermögen.

Die Einfuhr geschah im Jahre 1883 auf 1074 Schiffen von 311 208 *t* und hatte einen Wert von 32 888 561 Frcs.; im Jahre 1884 brachten 1038 Schiffe von 322 980 *t* Gehalt Werte im Betrage von 27 882 504 Frcs. Dagegen wurde die Ausfuhr im Jahre 1883 durch 1052 Schiffe mit 306 709 *t* in einem Werte von 32 826 084 Frcs., und im Jahre 1884 durch 1038 Schiffe mit 324 527 *t* in einem Werte von 26 240 398 Frcs. vollführt. Die Abnahme von über 5 000 000 Frcs. im Werte der Einfuhr und von 6 500 000 Frcs. im Werte der Ausfuhr ist zum größten Theile eine Folge der allgemeinen Zuckerkrise.

---

[1]) »*Das wirtschaftliche Leben der Völker*«, 1885.

Wenden wir uns nun von der Besprechung der menschlichen Thätigkeiten auf Martinique zur Betrachtung des Schauplatzes derselben.

Sechs erloschene Vulcane, meist mit Feldspatlava, bilden von einander unabhängig den Grundbau der Insel. Sie werden alle vom Mont Pelée überragt, welcher sich im Norden der Insel 1650 *m* hoch erhebt und im Jahre 1851 Zeichen wiedererwachender Thätigkeit gegeben haben soll; diesem kommen zunächst die Pitons du Carbet, welche 1200 *m* Höhe erreichen. In der Umgebung der Vulcankegel, die sich durch scharfe Zeichnung ihrer Spitzen und schroffe Kämme auszeichnen, welche Formation mit dem Begriffsworte Piton bezeichnet wird, gibt es mehrere abgerundete, jetzt bewaldete Höhen, meist Reste secundärer Vulcane, welche Mornes genannt werden.

Der Nordwesten der Insel hat lockeren, mit Bimsstein gemischten Boden, welcher auf dem vulcanischen Gestein lagert; in vielen Gegenden der Insel lagert Kalkstein auf vulcanischem Grunde; der engere, mittlere Theil der Insel hat fettes, thoniges Land. Fünfundsiebzig Wasserläufe finden ihren meist nur kurzen Weg aus dem bizarr gefalteten Gebirgsboden der Insel in das Meer. Diese Gebirgsbäche, von welchen nur zwei, die Rivière Pilote und die Rivière Salée, in ihrem unteren Laufe einige Schiffbarkeit erlangen, trocknen in der wasserarmen Jahreszeit nahezu gänzlich aus; aber in der Zeit der Regengüsse schwellen sie zu reißenden Gebirgsströmen an. Diese Jahreszeit erzeugt oft ein schreckliches Phänomen, die sogenannte *déscente*, einen Wassersturz von verheerender Wirkung. Die ersten Regengüsse sammeln nämlich große Wassermassen in natürlichen Höhlungen und Mulden, welche bei den nachfolgenden, häufig wolkenbruchartigen Regen sich einen Ausweg bahnen, zeitweise von ein oder dem andern zufällig sich bildenden natürlichen Damme aufgestaut werden, aber endlich diesen durchbrechend mit unwiderstehlicher Gewalt eines der Rinnsale erreichen, dasselbe mächtig überfluten und in wenigen Stunden ganze Landstriche verwüsten.

Ebenso wie die Orkane kommt dieses gefürchtete Phänomen nur in der allen astronomischen Regeln zum Trotze „*hivernage*“ genannten Jahreszeit, von der Mitte Juli bis Mitte October vor. Auch von Sturmfluten, welche schon oft Schiffe von ihren Ankern gehoben und mitten in ein Dorf oder Feld gesetzt haben, wird Martinique in dieser Jahreszeit mitunter heimgesucht. Sie ist auch die Zeit der bösen Krankheiten, unter welchen die Cholera und namentlich das gelbe Fieber die am meisten gefürchteten sind. Die häufigen Erdbeben hingegen scheinen sich an keine besondere Jahreszeit zu binden. Während des *hivernage* steigt die Temperatur bis 37° und selbst die Nächte bringen nur unbedeutende Erholung, in der trockenen Jahreszeit variirt die Temperatur zwischen 21 und 29°; zu dieser Zeit kann das Klima, ganz besonders an den Küsten und in den Gebirgen, ein gesundes genannt werden. Wo aber ebenere Landstriche und sumpfige Partien vorkommen, entwickeln sich auch in dieser Jahreszeit gegen Mitte der Nacht jene dichten, schweren, todtbringenden Nebel, welche schon von den ersten Ansiedlern mit dem bezeichnenden Namen „Leichentuch der Savanne“ belegt wurden.

In seiner reichen Pflanzenwelt zeigt Martinique keine Verschiedenheit von den benachbarten, naturhistorisch verwandten Inseln. In der Thierwelt aber ist Martinique der wenig beneidenswerte Vorzug zutheil geworden, eine außerordentliche Menge höchst gefährlicher Giftschlangen zu besitzen. Die verbreitetsten sind die Trigonocephalen, unter welchem allgemeinen Ausdrucke fünf bis sechs Arten von Schlangen mit dreieckiger Kopfbildung zusammengefasst werden. Zu

ihnen gehört auch die hier sowie auf Santa Lucia massenhaft vorkommende Lanzenschlange. Dieses Reptil, dessen Biss in den meisten Fällen momentan tödtlich wirkt, ist auf Martinique überall zuhause; ein Augenzeuge erzählt, vor einigen Jahren in einer der belebtesten Straßen von St. Pierre der Erlegung einer mit 26 Jungen trächtigen Lanzenschlange beigewohnt zu haben. Ein Beweis für die echt tropische Indolenz der Bewohner ist die Thatsache, dass bisher noch keinerlei energische Maßregeln ergriffen wurden, um die Ausrottung dieser Thiere, welche eine wahre Landplage[1]) sind, zu fördern. Keinerlei Prämien sind auf die Vertilgung von Giftschlangen gesetzt und selbst andere Mittel, wie z. B. der vielversprechende Import der am Cap der guten Hoffnung vorkommenden, *secrétaires* oder *serpentaires* genannten schlangenvertilgenden Vögel, sind bisher auch noch nicht in Anwendung gekommen.

Wenn auch mit den Giftschlangen nicht zu vergleichen, so doch sehr unangenehm für die Bewohner Martiniques sind die in großen Mengen vorkommenden wilden Bienen, die Moskitos, zahlreiche fliegende Kakerlaken von einem ekelerregenden, wanzenartigen Geruche, Tausendfüßler, Scorpione, endlich ein Chique genanntes Insect, welches sich unter die menschliche Haut einbohrt und dort eine große Anzahl Eier legt, welche beinahe augenblicklich aufsprießen. An Fischen aller Arten sind die Martinique umgebenden Meeresstrecken sehr reich und wird auch die Kleinfischerei namentlich von Negern, die sehr geschickte Seeleute sind, eifrig betrieben; der Walfischfang, welcher einst ein gutes Erträgnis abgab, ist aber ganz aufgegeben worden; reich an Zahl sind die Krabben und Schalthiere, unter letzteren besonders geschätzte Austern; als vorzügliches Nahrungsmittel beliebt sind auch die See- und Landschildkröten, sowie Krebse.

Die beiden großen Städte auf Martinique, Fort de France und St. Pierre, bilden jede für sich und in ihrer Art einen Centralpunkt des Lebens auf der Insel. Fort de France, mit 15 529 Einwohnern, ist als Sitz des Gouvernements und Versammlungsort des Generalrathes der Insel, dann im Besitze des Appellhofes, eines Gerichtshofes erster Instanz, einer Handelskammer, eines kleinen See-Arsenales, eines Civil- und eines Militärspitals, der Rechtsschule, einer Kunst- und Gewerbeschule u. s. w. und zugleich als bedeutender befestigter Seeplatz die politische und militärische Hauptstadt der Insel, und hier concentrirt sich demgemäß der staatliche Theil des öffentlichen Lebens. Der vorzügliche Hafen von Fort de France hat aber eigenthümlicherweise doch nicht die Wirkung gehabt, aus der an seinen Ufern gegründeten Niederlassung die Haupthandelsstadt der Colonie zu machen. Diese ist Saint Pierre, die älteste Ansiedlung auf Martinique, stets gewesen und geblieben, obwohl ihr nur eine offene, allerdings auf der Leeseite der Insel gelegene Rhede zur Verfügung steht. St. Pierre ist an Größe Fort de France bedeutend überlegen und zählt 25 768 Einwohner. Die „*mornes*“ im Rücken der Stadt halten den Passat auf und verhindern diesen erfrischenden Wind, frei über St. Pierre zu streichen,

---

[1]) *La Martinique paie chaque année un tribut de victimes à ce Minotaure. Tout le monde n'est pas mordu, c'est évident, mais tout le monde supporte mille véxations diverses à cause de cet ennemi redoutable. Il vous prive des promenades nocturnes, vous empêche de poser le pied dans les herbes ou de vous assoir dans les champs, vous oblige à tenir tousjours le milieu de la route, vous empoisonne le plaisir si grand des bains de rivière; on hésite même quand on a l'innocente fantaisie de cueillir une fleur ou un fruit; enfin l'on ne peut même pas gouter en paix les douceurs du sommeil! Est-ce vivre cela!* (Huc und Haurigot, Nos grandes Colonies.)

wodurch sich das Klima in der Stadt, namentlich während des *hivernage*, zu einem sehr gefährlichen gestaltet. In dieser Jahreszeit müssen die Schiffe die gefährliche offene Rhede, die Einwohner, soweit sie dies nur irgend vermögen, die Stadt verlassen; erstere um den sicheren Hafen von Fort de France, letztere um gesünder gelegene Wohnplätze, meist höher gelegene Landsitze, aufzusuchen. Aber trotzdem ist und bleibt St. Pierre und ganz besonders sein tiefstgelegener und ungesundester Stadttheil, „*le Mouillage*“ genannt, das Centrum des Handels und Verkehres, in dessen von Lagerhäusern, Comptoirs und commerziellen Etablissements aller Art eingesäumten Straßen stets das regste Leben pulsirt. Eine Bank mit dem Rechte der Notenausgabe kommt den Bedürfnissen des Handels entgegen, eine Handels- und eine Agriculturkammer entfalten hier ihre Thätigkeit; das Rathhaus, der Justizpalast, das Lyceum, das Theater, die Cathedrale, das Militärspital und die Residenz des Bischofs von Martinique zählen zu den bemerkenswertesten Gebäuden der Stadt. Obwohl drei kleine Batterien die Rhede beherrschen, kann doch St. Pierre heute kaum mehr als befestigter Ort gelten. Die Straßen der landeinwärts gelegenen Stadttheile steigen steil bergan, sind häufig mit Steintreppen versehen und zu beiden Seiten derselben fließt reichliches Wasser in künstlichen Rinnsalen, ein großer Vorzug vor dem wasserarmen Fort de France, welches sein Trinkwasser durch eine künstliche Wasserleitung beziehen muss. Fort de France liegt eben, besteht aus breiten, schnurgeraden Straßen, welche seit der Zerstörung der Stadt durch das furchtbare Erdbeben des Jahres 1839 meist neue hölzerne Häuser aufweisen. Imposante Befestigungen, unter welchen die Forts St. Louis, Tartenson und Desaix die mächtigsten sind, schützen Stadt und Hafen. Dieser letztere wird durch eine halbinselartige Masse vulcanischer Felsen in zwei Bassins getheilt.

Während St. Pierre mit seinen hohen oft dicht aneinandergedrängten Häusern und seiner commerziellen Geschäftigkeit mehr den Eindruck einer europäischen Seehandelsstadt macht, hat Fort de France mit seinen gartenumschlossenen, niedrigen Häusern und der vornehmen Ruhe seiner Straßen den ausgesprochenst colonialen Charakter.

Beiden Städten gemeinsam sind die eigenthümlichen Verhältnisse, welche sich aus dem Zusammenleben so vieler, jetzt ganz gleichberechtigter Racen und ihrer Mischlinge herleiten. Die erlangte Freiheit hat den Creolneger dem Weißen, seinem ehemaligen Herrn, nicht näher gebracht. Obwohl dem Neger und dem Mulatten die Erwerbung von Reichthum, Rang, Ehren und Einfluss offen steht, und Einzelne diese Ziele aller menschlichen Thätigkeit auch wirklich erreichen, ist eine Nivellirung der Racen, eine Vermischung derselben im großen doch weder eingetreten noch zu erwarten, und die gegenseitige Abneigung besteht nach wie vor. Wohlhabende Neger und Mulatten, welche nach brillanten in Frankreich zurückgelegten Studien auf ihre Heimatsinsel Martinique zurückkehren, vermögen es dort, wo ihre Voreltern unter der Peitsche des Sclavenhalters geseufzt, zu kühler Achtung, aber nie zu eigentlicher Aufnahme in die Gesellschaft zu bringen. Man wird sie auf der Straße grüßen, einige wenige Häuser — speciell jene der Regierungsfunctionäre — werden sich ihnen öffnen, aber die ablehnendste Haltung wird der Farbige erfahren, wenn er mehr zu erreichen versucht, und wehe ihm, wenn er der Ambition jedes höher strebenden Negers und Mulatten erliegt und seine Augen zu einer der schönen Töchter französischer Creolen zu erheben wagt. Shakespeares Desdemona wird zur Ausgeburt einer Unmögliches schaffenden Phantasie für jeden, der Gelegenheit hatte, den Abscheu, das Entsetzen, den Ekel der weißen Creolin gegen eine Verbindung mit dem Neger kennen zu

lernen. Jedes dieser reizenden Geschöpfe, deren Schönheit, Grazie, Sanftmuth und *langueur* ebenso oft beschrieben worden sind als ihr reiches und weiches Haar, die matte Weiße ihrer Hautfarbe, der Glanz ihres Blickes, die unvergleichlichen Schwellungen ihres zarten Körpers, die Schlankheit ihrer Glieder und vollendete Formenschönheit ihrer Hände und Füße, würde nach dem Zeugnis eines genauen Kenners des Lebens auf Martinique, „sich lieber lebendig begraben lassen" als einem Farbigen als Weib angehören. Alle Versuche, welche von einflussreichen Personen gemacht wurden, um gesellschaftliche Annäherungen zu fördern, schlugen fehl, und brachten häufig genug nur das Gegentheil der gewünschten Wirkungen hervor [1]).

Es ist natürlich, dass der bestehende Racenhass auch leicht zu blutigen Eruptionen führt, wenn auch noch acute Erwerbsfragen hiezu treten, von welchen hier lauter heißblütige Menschen betroffen werden, die aber der Arbeit sammt und sonders so abhold sind, dass — nach einem auf Martinique gang und gäben Sprichwort — jeder, ohne Unterschied der Farbe „*marche avec un pistolet dans sa poche pour tuer celui qui a inventé le travail.*" So kamen z. B. noch zuletzt im Jahre 1882 in St. Pierre wegen Lohnfragen eine Reihe blutiger Gewaltthaten vor, welchen mehrere Menschenleben zum Opfer fielen; Häuser wurden demolirt und Verwüstungen aller Art angerichtet.

Solche Ereignisse, und die sonstigen Wirkungen des alle Lebensverhältnisse durchsetzenden Racenhasses sind um so beklagenswerter, als ohne dieselben das Leben auf Martinique ein behagliches, ruhig dahinfließendes genannt werden könnte. Die Geschäfte und Arbeiten werden in den Morgenstunden bis 11^h, dann von 3^h nachmittags bis zum Sonnenuntergang betrieben; die Zeit der Mittagshitze gehört der Ruhe, der Abend bis tief in die Nacht hinein den geselligen Zusammenkünften, bei welchen Musik und namentlich Tanz die Hauptrolle spielen. Die Damen verlassen ihr Haus nie unter Tags; sanft wiegen der Schaukelstuhl oder

---

[1]) Huc und Haurigot erzählen: *Il y a quelques aunées, un gouverneur de la Martinique eut l'idée desastreuse — et pourtant elle lui avait été inspirée par un vieux créole très experimenté, qu'aveuglait sans doute son grand désir de conciliation — de donner à St. Pierre un bal magnifique, où il conviea en même temps que les blancs, les principaux d'entre les nègres et les mulâtres. Qu'arriva-t-il? A peine entrés dans l'immense salle du bal, les arrivés formèrent trois camps bien distincts, noirs et blancs aux deux extrémités, mulâtres entre les deux; les jeunes filles créoles avaient eu le soin de promettre, longtemps à l'avance, toutes leurs danses à leurs frères, cousins et amis; et nous renonçons à peindre le sourire dédaigneux avec lequel elles annonçaient la nouvelle aux cavaliers bronzés qui s'aventuraient à leur adresser une invitation. — Il ne resulta se cette fête que des provocations, des duels et un redoublement de haine.*

Die genannten Erzähler, welche sich selbst als Anhänger der Vermischung der Racen durch Zwischenheiraten erklären, lassen aber auch der unter den Weißen in dieser Sache herrschenden Abneigung Gerechtigkeit widerfahren; sie sagen: *Pour comprendre les sentiments créoles, il est bon de connaître et de peser les considérations suivantes. Voici un homme, nègre ou mulâtre, d'une parfaite honorabilité; très bien! il est de plus médecin de talent, ou magistrat distingué, ou commerçant d'une probité à toutes épreuves — de mieux en mieux. Malheureusement, il n'est pas seul au monde: il sort d'une famille nouvellement constituée, où un état civil régulier, la fidelité aux principes de la morale et de l'honneur etc. sont d'introduction trop récente. Il traîne comme un boulet, l'infortuné, ou un oncle qui aura été condamné pour vol sur une habitation, ou une cousine qui court les rues, ou quelque parent moins avouable encore. — Combien y a-t-il d'habitants de Lyon, de Marseille, de Paris, qui ne repousseraient avec horreur tout projet d'union dans les conditions que nous venons de dire!*

die Hängematte Stunde um Stunde ihre nur von einem duftigen Peignoir umflossenen anmuthreichen Gestalten; erst Abends weicht dieses verführerische Négligé dem Gesellschaftsanzuge, und französische Lebendigkeit verdrängt die creolische wollüstigträge Ruhe und das Traumleben, zu welchem das Klima nöthigt. Die vielfachen Verrichtungen des meistens großen Hausstandes obliegen einer sehr zahlreichen Dienerschaft, welche beinahe durchaus aus Negern beider Geschlechter besteht. Sowie in früheren Zeiten der Haussclave sich vor dem zur Arbeit auf den Plantagen verwendeten Sclaven vortheilhaft auszeichnete, so ist es unter veränderten Verhältnissen auch jetzt; die Hausneger sind treue und anhängliche Diener, welchen man nebst den manuellen häuslichen Arbeiten auch die Pflege, Wartung und Beaufsichtigung der Kinder vertrauensvoll überlässt. Durch eine geraume Reihe von Jahren schlägt kaum ein anderer Laut an das Ohr des creolischen Franzosenkindes, als das eigenthümliche Patois, welches die französisch-westindischen Neger sprechen. Das Verhältnis, in welches bei uns oft, aber stets nur auf kurze Zeit die czechische, slovakische oder slovenische Amme zu ihrem Säugling germanischer, magyarischer oder italienischer Abstammung tritt, verlängert sich auf Martinique zwischen den als Ammen und Wärterinnen verwendeten Negerinnen und ihren Schützlingen auf mehrere Jahre hinaus. Das Neger-Patois ist demnach auch die erste Sprache, welche der junge französische Creole hört und zu sprechen erlernt. „*Le doux parler de notre enfance*“ konnte M. E. Marbot dieses Idiom nennen, über welches in Europa ziemlich unrichtige Begriffe verbreitet sind. Sowohl in Romanen und Novellen, deren Schauplatz französische Colonien sind, als selbst in Reisebeschreibungen, wo ein näheres Eingehen auf diesen ethnologisch gewiss sehr interessanten Gegenstand verwehrt ist, wird dem redend eingeführten Neger meist eine Sprache in den Mund gelegt — eine Art von telegrammatischen Französisch — welches vom Neger-Patois weit entfernt ist. „*Nègre dire à blanc li vouloir tafia*“ lässt man den Neger sprechen, und in der That kennzeichnet man damit das flexionslose Nebeneinanderstellen von Worten, das den Negersprachen in den Colonien eigenthümlich ist. Aber nebstdem sind die Worte selbst häufig ganz unkenntlich, viele Ausdrücke fehlen ganz, so namentlich jene für Abstracta, wo dann zu Umschreibungen gegriffen werden muss. Manche Worte dürften auch afrikanischer Abstammung sein, und viele sind onomatopoietisch gebildet, oder von Worten französischen Provinzial-Jargons, welche eine solche dem Neger zusagende Bildung aufweisen, abgeleitet. (So heißt z. B. das Tagesgrauen, welches den Begriff des Vogelgezwitschers weckt, im alten Nieder-Bretonischen: *piperette*; die Sprache der Creolneger hat hiefür *pipirit.*) M. E. Marbot, ein ehemaliger höherer Beamter auf Guadeloupe [1]), hat der Sprache der Creolneger eingehende Studien gewidmet und unter andern in einem im Jahre 1869 zu Fort de France erschienenen, jetzt schon äußerst selten gewordenen Buche „*Les Bambous*“ mehrere Fabeln La Fontaines in diese Sprache frei übersetzt. Wir geben hier (nach Huc und Haurigot) die eine dieser Fabeln „*La flemme et le secret*“ wieder, glauben aber den La Fontaine'schen Originaltext daneben setzen zu sollen, um das Verständnis zu ermöglichen und die Vergleichung zu erleichtern.

---

[1]) Marbot, französischer Marinecommissär, bekleidete in den Jahren 1859 und 1860 die (seit 1882 aufgehobene) Stelle des „*Ordonnateur*“ auf Guadeloupe. Dem *Ordonnateur* kamen in der französischen Marine nahezu dieselben Befugnisse zu, wie bei uns etwa dem Arsenalscommandanten.

Pas ni engnien qui Ka pésé
Com yon parole ou doué gardé.
Yo dit négresse faible côté là,
Ça voué; mais poutant pou palé
Yo pas faibe passé femme bèké.
Et moin Kalé fé zott voué ça.

Yon jou té ni yon négociant
(Moins ka palé zott gens long-temps
Faut pas pessone prend ça pou yo),
Qui tè vlé voué en badinant
Si femme li té aimein cancan,....
Si mouche-à-miel aimein sirop!....

Dans la nuit, quand yo té couché
Nhomme là coumencé ka crié
Femme là lévé, — „Pas dit pessonne,
Nhomme là dit li, ça qui rivé,
Ghadé, machè, tein'mi yon zé
Tout-à-lhé nhomme ou sôti ponne.“

I faudrait femme té pli savant
Passé yo yé, pou voué, la dans
Yon chose comme ça, yon cabonia
Tala dit: „Moins ka fé sément
Pas dit: Ou pé ba moin boncan
Si moin palé quéquin de ça.

Pas moins, ani li té léyé,
Femme pas ni engien pli préssé
Allé la case macoumè li,
Pon conté ça qui té rivé:
Dit nhomme li té ponne yon gros zé
Soulagé khé li et pati.

Ma coumé là té fé sément
Pas palé ça pon yon vivant.
Mais, ani femme là té pati
Li conté ça pon toutt parent,
Pou toutt zami li. A présent,
An lié li dit yon zé, dit dix.

A la fin la jounein, n'homme là
Té ponne yon pagnien samboura.
Chose yo ka palé, ka longé:
Yonne dit li té ponne zé léza,
Lautt zé codeinne, lautt zé cana:
Té tini toutt sôte qualité.

Femme là ranne nhomme li malhéré
Là dans zozeille nèg ça tombé;
Ça té fini! pas ni pessone
Qui de ça tanne yo palé.
Et toutt ti mamaille pouend chanté:
C'est yon zé codeinne nhomme là ponné!

Quand zott ni qué chose pon palé
Fé attention ça qu'a conté,
Si zott pas vlé toutt nonne save li.
Zott save toutt moune aimein causé,
C'est pon ça i fant pas blié
Zoreille pas tini convéti.

Rien ne pèse tant qu'un secret;
Le porter loin est difficile aux dames;
Et je sais même sur ce fait
Bon nombre d'hommes qui sont femmes:
Pour éprouver la sienne un mari s'écria
La nuit, étant près d'elle: Oh mon Dieu, qu'est-ce cela?
Je n'en puis plus! on me déchire!
Quoi! j'accouche d'un oeuf! — D'un oeuf? — Oui, le voilà!
Frais et nouveau pondu: gardez bien de le dire;
On m'appelerait poule. Enfin, n'en parlez pas.
La femme, neuve sur ce cas,
Ainsi que sur mainte autre affaire,
Crut la chose, et promit ses grands dieux de se taire;
Mais ce serment s'évanouit
Avec les ombres de la nuit.
L'épouse, indiscrète et peu fine,
Sort du lit quand le jour fut a peine lévé;
Et de courir chez sa voisine:
Ma commère, dit-elle, un cas est arrivé;
N'en dites rien surtout, car vous me feriez battre:
Mon mari vient de pondre un oeuf gros comme quatre,
Au nom de Dieu, gardez vous bien
D'aller publier ce mystère. —
Vous moquez-vous? dit l'autre: ah, vous ne savez guère
Quelle je suis. Allez, ne craignez rien.
La femme du pondeur s'en retourne chez elle.
L'autre grille déjà d'en couler la nouvelle:
Elle va la répandre en plus de dix endroits:
Au lieu d'un oeuf elle en dit trois.
Ce n'est pas encore tout: car une autre commère
En dit quatre, et racconte à l'oreille le fait:
Précaution peu nécessaire;
Car ce n'était plus un secret.
Comme le nombre d'oeufs, grâce à la renommée
De bouche en bouche allait croissant,
Avant la fin de la journée
Ils se montaient à plus d'un cent.

Der fünftägige Aufenthalt der Corvette Zrinyi auf Martinique, von welchem vier Tage auf Fort de France und nur ein Tag auf St. Pierre entfielen, bot den Mitgliedern des Schiffsstabes eine reiche Fülle der interessantesten Anregungen.

Am 1. December wurde die schöne Insel Martinique verlassen. Zur Fahrt gegen Dominica musste anfänglich die Maschine benützt werden, weil die hohen Gebirge Martiniques der constanten östlichen Brise den Zugang zu den in der Nähe des Landes gelegenen Strecken der See verlegen.

Nach erfolgter Umschiffung der Nordspitze von Martinique wurde aber, wie erwartet, günstige Brise vorgefunden und die Fahrt sonach unter Segel fortgesetzt. Die Brise wehte zwar anfangs nur flau, nahm aber dann infolge der orographischen Verhältnisse von Dominica jenen eigenartigen böigen Charakter an, dessen in den „*Sailing Directions*“ wiederholt Erwähnung geschieht. Gegen 3^h morgens wurde die Insel Dominica gesichtet, worauf bei Tagesanbruch die Maschine in Bewegung gesetzt und das Schiff auf Roseau-Road, dem Hauptorte von Dominica, in 18 *m* Wasser, eine Kabel vom Lande entfernt, zu Anker gebracht wurde.

---

9. Dominica.

(Hiezu Anhang *G*).

Die südlichste und zugleich größte jener kleinen Antillen, welche von den Engländern unter dem Namen der „Inseln unter dem Winde“ zusammengefasst werden, hat trotz ihres natürlichen Reichthums es nicht vermocht, eine ähnliche Bedeutung für Production und Handel zu gewinnen, wie ihre Nachbarinseln. Der Grund hiefür mag wohl zunächst in den ungünstigen maritimen Verhältnissen der Küste zu finden sein, indem dieselbe geschützter Einbuchtungen entbehrt, welche zu Hafenanlagen benützt werden könnten. Sowohl Port Roseau als St. Ruperts Bay, beide an der Westseite Dominicas gelegen, sind schlechte, unverlässliche Ankerplätze, auf welchen die Schiffe einem sehr hohen Seegange ausgesetzt sind und dadurch die schwierigsten Verhältnisse für den Verkehr mit dem Lande finden. Die Insel, im Flächeninhalte von etwa 291 Quadratmeilen (engl.), ist von mächtigen Gebirgsstöcken durchzogen, welche sich über 5000′ hoch erheben. Die Spuren von thätigem Vulcanismus sind zahlreich. Heiße Quellen sind beinahe überall zu finden, und besonderes Interesse erweckt ein im südlichen Theile der Insel befindlicher siedender See von bisher unergründlicher Tiefe, dessen Oberfläche manchmal stellenweise um mehrere Fuß unter dem Einflusse der Siedewallungen seines Wassers gehoben wird. Die zerklüftete Bodengestaltung wird noch unregelmäßiger durch die überaus zahlreichen Rinnsale von Küstenflüsschen und bedeutenderen Gebirgsströmen, von welch letzteren über dreißig gezählt werden. Die reichliche Irrigation des Bodens durch diese natürlichen Wasserläufe kommt der vom fruchtbaren und warmen vulcanischen Boden und der Tropensonne ohnehin schon begünstigten Vegetation zugute. Dominica zeichnet sich deshalb durch einen ganz besonderen Reichthum an seltenen Pflanzenspecies aus, welche auf den benachbarten Inseln Guadeloupe, Martinique, Monserrat und Antigua vollständig fehlen. In den höheren, bewaldeten Theilen des Gebirges gedeihen prächtige Bauhölzer, und die ebenen Theile der Insel bringen die meisten Producte der tropischen Zone hervor: Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo, Arrowroot u. s. f. Die Insel ist ebenso reich an Wild, als ihre Küstengewässer fischreich. Eine Eigenthümlichkeit von Dominica ist die massenhafte Production von wildem Honig, welchen man zahllosen Schwärmen wilder Bienen verdankt, den Abkömmlingen der einst von Europa aus dahin verpflanzten Hausbienen.

Handel und Verkehr von Dominica sind nicht sehr bedeutend, doch ist wenigstens eine theilweise Steigerung der in Frage kommenden Werte zu verzeichnen.

Von 1860 bis 1874 waren nämlich die Werte des jährlichen Importes und Exportes um 11 087 und 12 738 £ gesunken und hatten 1874 nur mehr die Höhe von 56 714 und 67 719 £. Im Jahre 1883 haben diese Werte 71 329 und 63 234 £ betragen; der Rückgang in der Exportziffer datirt vom Jahre 1880, in welchem dieselbe 64 669 £ betrug, nachdem die vorhergehenden beiden Jahre noch 84 705 und 73 667 £ verzeichnet hatten.

Ausgaben und Einnahmen öffentlicher Natur sind von 1874 bis 1883 von 17 457 und 17 908 £ auf 22 901 und 21 172 £ gestiegen; die öffentliche Schuld beträgt 15 900 £.

Die Bevölkerung von Dominica ist im Abnehmen. Der Census von 1871 ergab 27 178 Einwohner, welche zum größten Theile Abkömmlinge der einstigen Negersclaven sind; 1881 zählte man aber nur mehr 22 211 Einwohner.

Wenn auch Dominica, wie aus diesen wenigen Daten zu entnehmen ist, in seiner Entwicklung nicht die gleiche Bedeutung zu erlangen vermochte, wie manche andere Insel der Caraiben, so ist nichtsdestoweniger die Geschichte der Insel eine bewegte, und mancher Kampf wurde um deren Besitz zwischen den beiden mächtigen Rivalen um die Präponderanz in Westindien — England und Frankreich — im Laufe der Jahrhunderte ausgefochten.

Von Columbus auf seiner zweiten Fahrt am 3. November 1493, an einem Sonntage, betreten und darnach Dominica getauft, blieb die Insel durch längere Zeit ohne europäische Niederlassung. Im Jahre 1627 war Dominica in eine Belehnung einbezogen worden, welche dem Earl von Carlisle durch die englische Krone zutheil wurde; aber mehrfache Versuche, die Insel unter englische Herrschaft zu bringen, verfehlten ihren Zweck. Im Jahre 1748 bestimmte der Vertrag, den England und Frankreich zu Aachen schlossen, dass Dominica nebst einigen anderen Inseln der westindischen See weder der einen noch der andern der vertragschließenden Mächte angehören, sondern als Besitz der Eingebornen betrachtet werden solle. Während der so stipulirten Neutralitätsperiode machte die Besiedlung Dominicas durch Franzosen rasche Fortschritte und die Insel wurde thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, französisches Territorium. Dieses führte dazu, dass England im Jahre 1756 die Insel mit Gewalt in Besitz nahm. Im Frieden von 1763 wurde diese Besitzergreifung seitens Frankreichs anerkannt. Im Jahre 1771 eroberten die Franzosen unter dem Marquis de Bouillé, Gouverneur von Martinique, nach heldenmüthigem Widerstande Dominica. Marquis Duchilleau wurde Gouverneur der Insel, welche unter seiner tyrannischen und grausamen Verwaltung rapid verfiel. Als im Jahre 1781 die Franzosen unter dem Marquis de Bouillé und Admiral De Grasse die französische Macht in den Antillen soweit gehoben hatten, dass von den früher so zahlreichen englischen Besitzungen nur mehr Barbadoes, Jamaica, Santa Lucia und Antigua in der Macht Englands verblieben, fand in den Gewässern von Dominica die berühmte Entscheidungsschlacht statt, welche in einem kritischen Zeitpunkte [1]) Englands Suprematie zur See und dessen frühere

---

[1]) Als Admiral Rodney nach Westindien abgieng, bemerkte ihm Minister Lord Sandwich „das Geschick des Reiches liege in seiner Hand“.

Macht in Westindien herstellte. Admiral Rodney, welcher während der letzten Jahre mit qualitativ [1]) und quantitativ unzulänglichen Streitkräften die Franzosen nicht zu bemeistern vermocht hatte, war durch seine angegriffene Gesundheit (und wohl auch, um die Bedürfnisse seiner Flotte beim Ministerium zur Geltung zu bringen!) genöthigt gewesen, den Winter von 1781 auf 1782 in England zuzubringen. Mit bedeutenden Verstärkungen nach Westindien zurückgekehrt, erfuhr er alsbald, dass die französische Flotte unter De Grasse augenscheinlich die Absicht habe, sich in St. Domingo mit einer dort befindlichen spanischen Flotte zu vereinigen, um von dort aus zur Eroberung von Jamaica abzugehen. Es gelang Rodney, seine Streitkräfte zu vereinigen, und am 12. April 1782 die Flotte De Grasses in den Gewässern von Dominica zu überholen. Die denkwürdige Schlacht, welche an diesem Tage in den Gewässern zwischen Dominica und Guadeloupe stattfand, endete mit der Niederlage der Franzosen und Gefangennahme des französischen Admirals; von den 34 französischen Linienschiffen, welche sich durch volle zwölf Stunden im hartnäckigsten Gefechte mit 36 (nach Größe und Bestückung hinter den französischen zurückbleibenden) Schiffen Rodneys befunden hatten, waren sieben genommen und eines in den Grund geschossen worden, die übrigen segelten, arg zugerichtet, gegen San Domingo. Von großem Werte war, dass an Bord der genommenen Schiffe ein bedeutender Theil des gegen Jamaica bestimmten Landungscorps, der Belagerungspark, die Feldartillerie und große Summen Geldes vorgefunden wurden, welch letztere die Kosten der Unternehmung zu decken bestimmt waren. Die Seeschlacht von Dominica gehört zu den bedeutendsten des vorigen Jahrhunderts und ist u. a. auch dadurch bemerkenswert, dass Rodney in derselben das tactische Manöver in Anwendung brachte, welches später durch Nelson so berühmt werden sollte: die feindliche Linie zu durchschneiden und einen Theil des Gegners zwischen zwei Feuer zu bringen. Der entscheidende Sieg Lord Rodneys [2]) stellte Englands Macht in Westindien wieder her und Dominica kam neuerdings an England.

Im Jahre 1795 versuchte Victor Hughes, welcher den Engländern Guadeloupe entrissen hatte, Dominica einzunehmen. Dieser Versuch scheiterte an dem tapferen Widerstande des Gouverneurs Hamilton, der wenigen Truppen und der

---

[1]) Die Flotte von 21 Linienschiffen, mit welcher Rodney nach Westindien gekommen war, wurde erst unter der eisernen Hand des Admirals zu einem kriegs- und siegestüchtigen Instrumente. Es klingt wie ein Märchen, von einer englischen Escadre zu hören: der Admiral habe nach dem Gefechte gegen Guichen am 17. April 1780 nahezu die Hälfte seiner Capitäne cassiren wollen, sich aber darauf beschränkt, dies nur bei zweien wirklich zu thun; er habe den Capitänen bekannt gegeben, er werde beim nächsten Engagement sein Flaggenschiff mit einer Fregatte vertauschen „um besser zu sehen, wer seine Schuldigkeit thut und wer nicht“; und er habe sie ermahnt, „zu sein was sie nie gewesen: — Officiere“.

[2]) Rodneys Sieg rief in England ungetheilten Jubel hervor. Der Admiral wurde zum Pair erhoben, und sein neuer Titel aus englischen und irischen Fonds in erblicher Weise dotirt; sein Unterbefehlshaber Admiral Hood erhielt gleichfalls eine irische Baronie. Diese Ehren und Belohnungen sind umso bemerkenswerter, als im Frühjahre 1782 ein Ministerium ans Ruder gekommen war, das dem Admiral gegnerisch gesinnt, als eine seiner ersten Verfügungen Rodneys Abberufung decretirt und den Admiral Pigot zu seinem Ablöser bestimmt hatte. Ein für das Ministerium sehr unangenehmer Zufall fügte es, dass die Nachricht von Rodneys Sieg bei Dominica einen Tag später eintraf als Pigot zur Übernahme seines Commandos nach Westindien abgesegelt war. Eine Annullirung der für Rodney, den Helden des Tages, kränkenden Maßregel der Entsetzung von seinem Commando war dadurch unmöglich geworden.

gesammten Bevölkerung. Die letzten kriegerischen Begebenheiten fanden auf Dominica im Jahre 1805 statt, als der französische General La Grange die Hauptstadt Port Roseau überfiel und zur Übergabe zwang.

Der englische Gouverneur Sir George Prevost räumte aber nur die Hauptstadt, und zog sich mit Truppen und Freiwilligen nach dem Innern zurück, wo er zähen und schließlich erfolgreichen Widerstand leistete. Diese letzten Kämpfe auf Dominica haben sich lebhaft in der Tradition erhalten, und man kann auf Dominica oft von »La Granges Zeiten« erzählen hören.

Port Roseau, mitunter auch Charlottetown genannt, ist der Hauptort von Dominica. Die Stadt zieht sich in langen und breiten Straßen an der Küste hin und lehnt sich an die niedrigen, meist mit schön grünenden Kaffeeplantagen bedeckten Höhen an, hinter welchen sich die bedeutenderen Gebirge erheben.

Die Gegend von Port Roseau genießt den Ruf, eine der reizendsten Landschaften in Westindien zu sein; eine besondere Bedeutung aber hat die etwa 16 000 Einwohner zählende Stadt bisher nicht zu erlangen vermocht.

S. M. Corvette Zrinyi widmete nur den Zeitraum von 16 Stunden dem Aufenthalte auf der Rhede von Port Roseau und setzte am 3. December kurz nach Mitternacht die Fahrt gegen Guadeloupe fort.

Die nur 14stündige Reise nach Guadeloupe war anfangs von schweren Regenschauern und completer Windstille begleitet; erst im Canal zwischen Marie Galante und Dominica wich dieselbe einer leichten Ostbrise, welche zuerst das Führen der Gaffelsegel und dann nach Passirung des Canales zwischen Les Saintes und Marie Galante auch das der Quersegel gestattete. Mittags befand sich die Corvette etwa vier Meilen vom Leuchtthurme von Gozier Island und rief, Curs gegen die Glockenboje nehmend, den Lotsen an Bord, nach dessen Angaben das Schiff in $8^1/_2$ *m* Wasser im Hafen von Pointe à Pitre vertäut wurde.

---

10. Guadeloupe.

(Hiezu Anhang *H.*)

Die französisch-westindische Besitzung, welche unter dem Namen Guadeloupe zusammengefasst wird, besteht aus den beiden nur durch einen 100—400′ breiten natürlichen Seewassercanal getrennten Inseln Basse Terre und Grande Terre, von welchen der ersteren speciell der Name Guadeloupe zukömmt, dann aus den in unmittelbarer Nähe liegenden Inselchen Marie Galante, Désirade, Les Saintes und Petite Terre, endlich aus den französisch gebliebenen Theilen der weiter nördlich gelegenen Inselgruppe von St. Martin. Die Größenverhältnisse dieser einzelnen Theile der Colonie sind die folgenden:

Guadeloupe oder Basse Terre	94 631 *ha*
Grande Terre	65 631 „
Marie Galante	14 927 „
Désirade	2 720 „
Les Saintes	1 422 „
Petite Terre	343 „
St. Martin	5 177 „
Im ganzen	184 851 *ha*

oder nahezu 1850 km^2.

Seit dem Jahre 1877 gehört ferners auch noch die kleine Insel St. Barthélémy nahe bei und südöstlich von St. Martin, zur Colonie Guadeloupe; St. Barthélémy war im Jahre 1784 an Schweden cedirt worden und wurde im Jahre 1877 von Frankreich zurückerworben [1]). St. Barthélémy misst etwa 25 *km* im Umfange.

---

[1]) Die friedliche Cession von St. Barthélémy an Frankreich ist die einzige Veränderung, welche im westindischen Colonialbesitz der europäischen Staaten seit der großen im Jahre 1815 zuende gegangenen Kriegsperiode vorgekommen ist. Ludwig XVI. hatte St. Barthélémy an Schweden gegen Bewilligung eines Entrepôts französischer Waren in Gothenburg cedirt. Die kleine Colonie, auf welcher alles französisch blieb, kostete Schweden jährlich etwa 25 000 Kronen. Mittels Vertrags vom 10. August 1877 erklärte sich Schweden bereit, St. Barthélémy vorbehaltlich der Zustimmung der Bevölkerung an Frankreich rückzucediren. Diese Zustimmung erfolgte

Von besonderer Merkwürdigkeit ist die außerordentliche geologische Verschiedenheit der beiden Theile der Doppelinsel Guadeloupe, Basse Terre und Grande Terre. Erstere westlich gelegene Hälfte ist vulcanischen Ursprungs, im Widerspruche mit ihrem Namen durchaus gebirgig, und weist in dem noch thätigen Vulcane La Soulfrière eine Bodenerhebung von 4870′ auf; die östliche kleinere Hälfte, in ebenfalls widerspruchsvoller Weise Grande Terre genannt, ist flach, erhebt sich nirgends höher als 115′ und besteht durchaus aus kalkartigen Gebilden. Während auf Basse Terre die steil abfallenden Bodenfalten in der Regenzeit zu Betten von reißenden, plötzlich mit verheerender Wucht hereinbrechenden Küstenströmen werden, ist Grande Terre geradezu wasserarm, besitzt keine Quellen, und Menschen und Thiere sind auf die Benützung von dürftigen Brunnen und Regenwassercisternen angewiesen. Aus diesen Gegensätzen ergeben sich auch natürlicherweise einschneidende Verschiedenheiten bezüglich der Lebensverhältnisse auf beiden Inseln. Pointe à Pitre, auf Grande Terre gelegen, ist zwar infolge seines bequemen Hafens mit gutem Ankergrunde der wichtigste Ort Guadeloupes geworden; aber die ungesunde Lage, der Mangel an Süßwasser und die sumpfige Umgegend haben zur Folge, dass die kleinere Stadt Basseterre [1]) auf der gleichnamigen Insel zum Sitze des Gouvernements gemacht wurde.

Um den Besitz von Guadeloupe hat es vielfache Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern gegeben. Die von Columbus im Jahre 1493 entdeckte Insel (vom Entdecker nach der heiligen Maria de Guadelupe oder, wie auch behauptet wird, nach der Ähnlichkeit des Anblickes der Insel mit jenen der Sierra de Guadelupe in Estremadura benannt) wurde erst im Jahre 1635 von den Franzosen Duplessis und d'Olive im Namen der französisch-westindischen Gesellschaft förmlich in Besitz genommen. Die Colonisation der Insel musste mit einem nachdrücklichen Vernichtungskriege gegen die eingeborenen kriegerischen Caraiben eingeleitet werden. Im Jahre 1674 wurde Guadeloupe zur königlichen Colonie erklärt und blieb durch längere Zeit eine Dependenz von Martinique. In den Jahren 1666, 1691 und 1703, wusste die Colonie, welche auf der Inselgruppe Les Saintes einen Kriegshafen besitzt, den man gerne das Gibraltar Westindiens nennt, mit Erfolg wiederholten Angriffen der Engländer zu widerstehen. Am 27. April 1759 aber wurden die Engländer unter Commodore Moore und General Barington Herren der Colonie [2]), welche bis zum Jahre

alsbald, indem von 351 zur Abstimmung Berechtigten, 350 für den Anschluss an Frankreich stimmten. Frankreich zahlte 80 000 Francs für die Staatsdomänen auf der Insel. und 320 000 für Heimreise und Pensionirung der schwedischen Beamten. Am 16. März 1878 fand die förmliche Besitzergreifung statt. (Pet. G. M. EB. XII, Nr. 55.)

[1]) Die auf den Antillen wiederholt vorkommenden Namen „Capesterre" und „Basseterre" sind erst im Laufe der Zeiten aus Begriffsworten zu Eigennamen geworden. Die Franzosen nannten nämlich die östlichen, der steten Brandung des oceanischen Passatwellenganges ausgesetzten Inselküsten Capesterre, die geschützteren westlichen Küsten aber Basseterre. Durch Übertragung des Namens der Küste auf die Hauptstadt, von dieser auf das Gouvernement oder die Insel entstand der Name Basseterre für das hochgebirgige Guadeloupe, auf dessen Ostküste wiederum ein Städtchen den Namen Capesterre führt.

[2]) Die Expedition, welche im Jänner 1759 unter Commodore Moore die Aufgabe erhielt, die französischen Caraiben zu erobern, verfügte über neun Linienschiffe und eine Fregatte nebst einer geringen Zahl von Landungstruppen. Ihr erstes Ziel war Martinique, wo die Ausschiffung keinen Widerstand fand, aber der Angriff auf Fort Royal wegen Mangel an Belagerungsmaterial und ausreichender Truppenmacht unter-

1763 im Besitze Englands verblieb. Im Jahre 1794 kam Guadeloupe neuerdings unter englische Botmäßigkeit; ein Corps von 7000 Mann unter Sir Charles Grey und Sir John Jervis mit 4 Linienschiffen und 13 Fregatten hatten zu Beginn des Monates Februar von Barbadoes aus in raschem Siegeslaufe Martinique erobert (wobei Prinz Eduard, nanchmals Vater der jetzigen regierenden Königin von England, sich als Commandant einer der drei Landungsbrigaden besonders hervorthat), dann Santa Lucia unterworfen und im Verlaufe weiterer vierzehn Tage Guadeloupe nebst Galante, Désirade und Les Saintes bezwungen. Guadeloupe blieb aber diesmal nur sechs Wochen lang in unbestrittener Gewalt der Sieger. Die Übergabe an die Engländer hatte am 21. April stattgefunden; am 23. April segelten von Rochefort mit einer Division von 2 Fregatten, 1 Brigg und 5 Transportschiffen die Commissäre des französischen Nationalconventes ab, welche das Decret über die Sclavenbefreiung nach Guadeloupe bringen sollten. Linienschiffscapitän Leissègues commandirte die Schiffsdivision; 1250 Mann Landungstruppen unter den Generalen Aubert, Cartier, und Rouyer standen zur Verfügung. Die Commissäre des Conventes waren Victor Hughes und Chrétien, an deren Namen sich die Geschichte der glänzenden Wiedereroberung von Guadeloupe knüpft. Am 2. Juni kam die Expedition vor Guadeloupe an und fand die Colonie in der Gewalt der Engländer. Hughes schritt unbedenklich zur Ausschiffung seiner Streitkräfte und es gelang seiner rücksichtslosen und vielfach grausamen Energie, von der farbigen Bevölkerung, der er die Freiheit brachte, unterstützt, aus einer Reihe von blutigen Kämpfen als endlicher Sieger hervorzugehen, so dass die Engländer um die Mitte des Monates December gänzlich von Guadeloupe vertrieben waren. Das glänzende Bild wahrhaft heroischer Thaten, welches die Wiedereroberung Guadeloupes im Jahre 1794 bietet, die Bewunderung, welche man der Ausdauer zollen muss, die einem kleinen Häuflein begeisterter Freiheitskämpfer den endlichen Sieg über weitaus stärkere, von Männern wie Jervis und Grey befehligte Streitkräfte verschaffte, trotz verheerender Krankheiten [1]), Mangel und Isolirtsein vom Mutterlande — all dies wird leider getrübt durch die blutdürstige Grausamkeit, mit welcher Hughes seine ihm vom Nationalconvent übertragenen unbeschränkten Gewalten handhabte. Die Hinrichtungen und Verurtheilungen, welche Hughes anordnete, sind zahllos. Als General Graham am 28. September sich mit etwa 1300 Mann gefangen geben musste, ließ Hughes von den 800 französischen (royalistischen) Weißen und Mulatten, die sich unter den Gefangenen befanden, 400 ohne Gnade erschießen und verurtheilte die übrigen zur Zwangsarbeit. Überall errichtete Hughes, der ehemalige öffentliche Ankläger bei den Gerichtshöfen von Rochefort und Brest, Revolutionstribunale, welche nach dem im Mutterlande gegebenen Beispiele ihres Amtes walteten. Die Eroberung von Guadeloupe im Jahre 1794 [2]) und die auf dieselbe folgende Periode der Administration Victor

---

blieb. Moore beschloss Guadeloupe anzugreifen und ankerte vor Basseterre. Auch hier wurden in Moores Umgebung Bedenken gegen den Angriff der starken französischen Befestigungen laut. Moore aber blieb fest und eröffnete das Feuer gegen die Landbatterien auf nahe Distanz; ein Pulvermagazin flog auf, die auf der Rhede liegenden Schiffe wurden genommen und Basseterre ergab sich nach zweitägiger Vertheidigung. Doch waren noch dreimonatliche Kämpfe im gebirgigen Terrain der Insel nöthig, um die französische Besatzung zur Übergabe zu zwingen.

[1]) Sowohl Hughes' College Chrétien, als alle drei oben genannten Generale fielen dem gelben Fieber zum Opfer.

[2]) Die Wiedereroberung von Guadeloupe durch die Franzosen im Jahre 1794 ist mit interessanten Details beschrieben in der „*Revue maritime et coloniale*“ 1870, 29.

Hughes füllen unstreitig die blutigsten Blätter der an Kämpfen überreichen Geschichte von Guadeloupe.

Zu inneren Kämpfen kam es neuerdings auf Guadeloupe, als der erste Consul Napoleon Bonaparte nach dem Frieden von Amiens den General Richepance zur Wiederherstellung der Sclaverei nach Guadeloupe absandte. Die Neger vertheidigten heldenmüthig ihre junge Freiheit. Eine neue Periode englischer Herrschaft über Guadeloupe begann im Jahre 1810 nach Einnahme der Insel durch Admiral Cochrane und General Sir G. Beckwith. Der Pariser Frieden stellte die Rechte Frankreichs auf Guadeloupe her und General Boyer de Peyrelau besetzte die wichtigen Positionen der Insel; doch kam Guadeloupe am 15. August 1815 neuerdings unter englische Herrschaft und es dauerte bis zum 15. Juli des Jahres 1816, dass England die Colonie wieder räumte und ihrem alten Besitzer überließ. Graf Lardenoy trat im Namen Sr. M. des Allerchristlichsten Königs das Gouvernement der Colonie an.

Über siebzig Jahre ist nunmehr Guadeloupe im friedlichen Besitze Frankreichs; die fruchtbare und schöne Colonie hat diesen langen Zeitraum ungestörter Arbeit nöthig gehabt, um sich von den furchtbaren Verwüstungen zu erholen, welche eine Folge der äußeren und noch mehr der inneren Kämpfe zu Ende des vorigen und Beginn des jetzigen Jahrhundertes waren. Diese vielleicht etwas gewagte Behauptung lässt sich durch beweiskräftige Zahlen unterstützen. Zur Zeit der sogenannten „Befreiung“ von Guadeloupe durch Victor Hughes zählte man auf der Insel 107 266 Einwohner und der Wert der jährlichen Handelsbewegung betrug 31 865 000 Frcs.; gegenwärtig zählt man (Census von 1884) erst 149 424 Einwohner auf dem Territorium der ganzen Colonie, und die Handelsbewegung betrug 1884 an Import 25 400 000 und an Export 26 800 000 Frcs. Dass aber die Colonie nicht etwa überhaupt stationär ist, sondern sich in der Gegenwart fortschrittlicher Bewegung erfreut, ergibt sich, wenn man berücksichtigt, dass die Bevölkerung, welche im 25jährigen Zeitraume von 1848 bis 1873 sich in der Ziffer von 132 000 ziemlich unverändert hielt, seither um nahe an 18 000 Seelen gewachsen ist und von 1873 bis 1884 die bebaute Grundarea sich von 34 099 auf 44 990 *ha* vergrößert hat. Diese bedeutende Zunahme der bebauten Grundfläche im Verhältnisse zur gleichzeitigen Zunahme der Bevölkerungsziffer (erstere um ein Drittel, letztere um ein Siebentel gewachsen) lässt sofort erkennen, dass der Bevölkerungszuwachs hauptsächlich auf Rechnung der Einwanderung zu setzen ist, in welchem das arbeitskräftige Alter und das männliche Geschlecht überwiegt. Die Reproductionsverhältnisse der Bevölkerung sind aber, wie überall auf französischem Boden, keine günstigen; trotzdem dass noch immer auf 92 Männer 100 Weiber kommen, beträgt die Verhältniszahl der jährlichen Geburten (bei Ausscheidung der fortpflanzungsunfähigen Altersclassen) nur 41—46 auf 1000 Erwachsene; die analoge Ziffer z. B. für England beträgt 61 für 1000. Aber selbst diese niedrige Ziffer bedeutet eine Besserung, denn von 1848 bis 1872 betrug sie nur 30, zwischen 1863 und 1867 gar nur 27,6. Nur der fünfte Theil der Bevölkerung zählt zu den Verheirateten und der vierte Theil (?) der Geburten ist illegitim [1]). In den

[1]) Dieses Verhältnis, der *»Enc. Brit.«* entnommen, beruht offenbar auf einer zu niedrigen Schätzung. Die Gleichheit des Entwicklungsganges und aus derselben hervorgegangene Gleichheit aller Lebensverhältnisse auf Guadeloupe und Martinique dürfte sich wohl auch in einer Gleichheit des Verhältnisses der ehelichen zu den unehelichen Geburten in beiden Colonien äußern. Wir haben aber gesehen, dass nach den officiellen statistischen diesfälligen Angaben des *»Annuaire de la Martinique«*

Jahren 1848 bis 1852, unmittelbar nach Aufhebung der Sclaverei [1]), fanden zahlreiche Heiraten, namentlich unter der befreiten Negerbevölkerung statt; man registrirte bis zu 2000 Trauungen im Jahre. Aber bald erlosch *„cette belle ardeur matrimoniale“*, wie Dr. Rey sich ausdrückt, und in den Jahren 1870, 1871 und 1872 zählte man nur mehr 3 Trauungen auf je 1000 Einwohner. Diese Umstände machen für Guadeloupe die Heranziehung von Einwanderern und Vertragsarbeitern zu einer sehr wichtigen Angelegenheit, umsomehr als noch sehr ansehnliche Landstrecken cultivationsfähig sind und die Prosperität der Colonie demnach noch sehr bedeutend gehoben werden könnte. Wie unabweisbar die Heranziehung von Arbeitskräften für die Colonie durch Aufhebung der Sclaverei geworden, wurde sofort offenbar, als im Jahre 1848 die Zuckerproduction von 38 auf 20 und im folgenden Jahre gar auf 17 Millionen Kilogramm fiel. Die abenteuerlustigen Söhne der Gascogne und der Pyrenäen waren die ersten, welche dem Rufe zur Einwanderung Folge gaben; aber auch diese harten Naturen erlagen der Feldarbeit im Tropenklima. Man trachtete Arbeiter von Madeira heranzuziehen; zweihundert dieser Insulaner wurden im Jahre 1854 nach Guadeloupe gebracht, eine verschwindend kleine Zahl. Man versuchte es nun mit Indien, mit der Congoküste, mit China; mehrere Gesellschaften bildeten sich, um die Arbeitereinwanderung zu regeln, wohl auch, um sie auszubeuten. Die gemachten Experimente waren ebenso zahlreich als unglücklich, und heutzutage beschränkt man sich ausschließlich auf die staatlich beaufsichtigte, durch eine französisch-englische Convention vom 1. Juli 1861 geregelte Einführung ostindischer Coolies. Französische, von der englischen Regierung autorisirte Agenten fungiren als Werbecommissäre, die frei abzuschließenden Contracte dürfen die Dauer von fünf Jahren nicht übersteigen und müssen alle gegenseitigen Ansprüche: Arbeitsstunden, Nahrung, Krankenpflege, Unterkunft u. s. w. auf das Eingehendste festsetzen. Die Kosten der Einfuhr betragen 500 Frcs. per Kopf; davon trägt die Regierung die Hälfte. Nach einer von Herrn de Chazelles angestellten Berechnung, welche alle ins Spiel kommenden Factoren in Rücksicht zieht, stellt sich ein Arbeitstag des Coolie auf den Kostenbetrag von 2 Frcs. 10 Cent. — Es fehlt nicht an Gegnern des Cooliesystems; sie sehen darin eine Concurrenz für die heimischen Arbeitskräfte und sagen, es sei dem Belieben einer fremden Macht (England) anheimgegeben, der Production die nöthigen Arbeitskräfte zu entziehen; die Gefahr der Einschleppung der asiatischen Cholera sei vorhanden und die ganze Colonie trage die Auslagen für die Einführung der Coolies, welche nur Einzelnen zugute komme u. s. w. Die Anhänger des Systems trachten diese Einwendungen nach Thunlichkeit zu entkräften; aber im Grunde genommen ist die Controverse eine gegenstandslose; denn die Coolies sind, wie F. Huc und G. Haurigot in ihrem vom französischen Unterrichtsministerium approbirten Werke *„Nos grandes colonies“* treffend bemerken, die einzigen Arbeiter auf Guadeloupe [2]).

---

dort die Zahl der unehelichen Geburten mehr als das Doppelte jener der ehelichen beträgt; der *„Annuaire de la Guadeloupe“* entbehrt der analogen Daten, aber man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, dass das auf Martinique constatirte Zahlenverhältnis auch auf Guadeloupe besteht. (Vergl. pag. 68.)

[1]) Frankreich folgte bekanntlich erst nach der Februar-Revolution von 1848 dem von England im Jahre 1834 gegebenen Beispiele der Sclavenbefreiung.

[2]) *Quels sont les* SEULS *travailleurs aux Antilles? les immigrants. A-t-on trouvé quelqu'un ou quelque chose pour les remplacer? Personne — Rien. — Les Antilles françaises sont aujourd'hui bien affaiblies; supprimez l'immigration, — elles sont mortes.*

Das Klima sowohl als die Bodenbeschaffenheit und Ergiebigkeit des Bodens lassen wenig oder nichts zu wünschen übrig.

Das Klima gilt als ein im Verhältnisse zur tropischen Lage der Colonie besonders mildes. Allerdings darf man, wenn vom Klima die Rede ist, auch die Orkane nicht unerwähnt lassen, deren zerstörender Gewalt Guadeloupe sowie die ganzen Antillen preisgegeben sind. Aus neuerer Zeit sind namentlich die Cyklonen vom 26. Juli 1825 und vom 6. September 1865 in trauriger Erinnerung, von welchen die erste die Stadt Basse Terre vollständig zerstörte, während die letztere sowohl Guadeloupe, als Marie Galante und Les Saintes verwüstete und die Stadt Grand Bourg in Trümmer legte. In der älteren Chronik zählt man 31 dieser schrecklichen Wirbelstürme, von welchen fünf auf den Juli, zwölf auf den August, acht auf den September und sechs auf den October entfallen.

Der verheerenden Gewalt dieser fortschreitenden Wirbel vermag nichts zu widerstehen, auch solche unter ihnen, welche nur mit der verminderten Kraft ihrer peripheralen Partien über die Stätten menschlicher Cultur dahinrasen, zerstören Gebäude und verwüsten Plantagen, diese Quelle des Wohlstandes der Colonien. Allerdings ist die kräftige Vegetation der Tropenpflanzen imstande, sich bald wieder zu erholen und zu erneuern.

Der bisher der Cultur unterzogene Theil der Colonie Guadeloupe ist sehr ergiebig. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Roucou (ein Farbstoff, der aus dem Orleanbaume, Bixa Orellana, gewonnen wird), Cacao u. s. w.

Von Interesse ist die Vertheilung der bebauten Grundarea für die Gewinnung der einzelnen Erzeugnisse und die Zahl der Arbeitskräfte, welche den einzelnen Zweigen zugewendet waren. Die nachstehende Zusammenstellung gibt die wichtigsten dieser Daten für die beiden Jahre 1873 und 1885.

	1885				1873			
Zuckerrohrplantagen	26 845 *ha*	mit	52 294	Arb.	19 484 *ha*	mit	43 720	Arb.
Kaffeeplantagen	5 251	„ „	6 206	„	3 464	„ „	5 160	„
Baumwollplantagen	527	„ „	1 284	„	742	„ „	504 (?)	„
Cacaoplantagen	994	„ „	938	„	458	„ „	?	„
Vanille und Gewürze	3	„ „	?	„	?	„ „	?	„
Maniok u. verschiedene Lebensmittel	10 787	„ „	23 149	„	9 144	„ „	?	„
Farb- u. Nutzhölzer	451	„ „	1 121	„	653	„ „	1 088	„

Die stetige Zunahme der Production auf Guadeloupe spricht deutlich aus diesen Zahlen, wenn auch dieselben auf Vollständigkeit verzichten müssen, weil die Daten über die beiden in Vergleich gezogenen Jahre verschiedenen, doch durchaus verlässlichen Quellen entstammen. Der Abnahme der Baumwollproduction steht eine bedeutende Vermehrung des Cacaobaues gegenüber; Tabak, mit welchem im Jahre 1873 noch 12 *ha* bebaut waren, wird nicht mehr gezogen.

Die stetige Zunahme der Zuckerproduction auf Kosten der anderen Erzeugnisse vollzieht sich hier aus gleichen Gründen und unter ähnlichen Erscheinungen wie auf Martinique (vgl. pag. 70). Vom Jahre 1818 an, in welchem der Zuckerexport zuerst die Menge von 20 000 000 *kg* überstieg, ist man im Jahre 1884 bei 55 256 973 *kg* angelangt; 2 725 423 *l* Rum wurden im Jahre 1884 exportirt gegen 797 036 im Jahre 1818; umgekehrt aber steht es bei der Melasse, von welcher im Jahre 1818 über 3 500 000, 1884 nur mehr 196 497 *l* zur Ausfuhr gelangten. Diese letzteren Ziffernverhältnisse illustriren

die bedeutenden technischen Vervollkommnungen in der Verarbeitung des Zuckerrohres. Der Ertrag an Kaffee hat im Jahre 1830 zum letztenmale 1 000 000 *kg* überstiegen; doch wurden im Jahre 1884 noch 304 595 *kg* exportirt. Die Gewinnung von Roucou (Export 675 938 *kg* im Jahre 1884) und Campeche (172 298 *kg* im Jahre 1883, 71 870 *kg* im Jahre 1884) datiren erst vom Jahre 1850; Vanille, seit 1864 gebaut, ergab 698 *kg* im Jahre 1883 und 94 *kg* im Jahre 1884.

Für die Erzeugung von Zucker aus dem auf dem Boden der Colonie gebauten Zuckerrohre bestehen mehrere Fabriken, von welchen die bedeutendsten jene der Firma D'Arboussier in Pointe à Pitre ist.

In politisch-administrativem Sinne ist die Colonie Guadeloupe in vier Arrondissements von sehr verschiedener Größe und Einwohnerzahl eingetheilt; die größeren Arrondissements sind in mehrere Cantons untergetheilt.

Das Arrondissement Basse Terre mit 46 655 Einwohnern begreift die Insel Basse Terre, Les Saintes und das weit entfernte Saint Martin; das Arrondissement Pointe à Pitre mit 86 953 Einwohnern umfasst Grande Terre und Desiderade; Marie Galante mit 13 261 Einwohnern, und das kleine weit entfernte St. Barthélémy mit 2555 Einwohnern bilden — letzteres wohl aus ganz besonderen Gründen — eigene Arrondissements.

Die Hauptstadt der Colonie, als Sitz des Gouvernements ist, wie schon oben erwähnt, Basse Terre. Daselbst ist zugleich die Residenz des Bischofs, der Sitz des Appellationsgerichtshofes, einer Handels- und einer Gewerbekammer. Die Anwesenheit dieser Behörden und officiellen Corporationen ist das einzige, was der sonst recht traurigen und hässlichen Stadt einiges Leben verleiht. „*C'est aujourd'hui une ville assez laide et fort triste*“ sagen Huc und Haurigot über Basse Terre und fügen hinzu „*elle deviendrait un vrai cimetière si le siège du gouvernement venait à être transféré à la Pointe à Pitre, comme il en a été plurieurs fois question*“. Bemerkenswert ist gleichwohl ein botanischer Garten, ein Militär- und ein Civilhospital. Die Stadt Basse Terre zählt 7616 Einwohner. Beinahne doppelt soviel Einwohner (14 504) hat Pointe à Pitre auf Grande Terre, die größte und als Handels- und Verkehrsplatz bedeutendste Stadt der Colonie. Pointe à Pitre wurde durch das Erdbeben vom 8. Februar 1843, welchem eine verheerende Feuersbrunst folgte, vollständig zerstört; heftige horizontale Erdschwankungen in der Dauer bis zu 72 Secunden brachten beinahe alle Gebäude zum Einsturz; die Todten und Verwundeten zählten nach Tausenden. Am 18. Juli 1871 wurden neuerdings zwei Drittheile der Stadt durch Feuer zerstört. Die vortheilhafte Lage der Stadt an einem vergleichsweise sehr sicheren Hafen brachte es aber mit sich, dass sie nach den erwähnten Katastrophen immer wieder und verschönert, neu erbaut wurde. Auch Pointe à Pitre ist Sitz einer Handels- und einer Ackerbaukammer, zweier Spitäler, mehrerer Unterrichts- und Erziehungsanstalten. Ein schönes Museum geht seiner Vollendung entgegen. Die Stadt macht einen angenehmen und heiteren Eindruck, die Häuser sind meist zweistöckig aus Holz erbaut. Besondere Erwähnung verdient die große Place de la Victoire, ein großes Viereck, dessen eine Seite von der See begrenzt wird, während die drei anderen Seiten von Alleen mächtiger hundertjähriger Bäume eingefasst sind. Die mittlere Fläche des Platzes — die sogenannte Savannah — war der Standort eines schönen Theaters, welches im Jahre 1883 niederbrannte.

Gleichwie Martinique, ist Guadeloupe ein selbständiges Gouvernement und wird im heimischen Parlamente durch einen Senator und zwei Deputirte ver-

11. Antigua.

(Hiezu Anhang *I.*)

Die wichtigste Insel jener nördlichen Gruppe der kleinen Antillen in englischem Besitze, welche von den Engländern unter der Bezeichnung Leeward Islands zusammengefasst werden, ist Antigua. Ihre centrale Lage und fortgeschrittene Cultur weist ihr den ersten Platz unter den Inseln des Gouvernements der Leeward Islands an, und sie ist der Sitz der Regierungsbehörden, deren Wirksamkeit sich über Antigua, Monserrat, St. Christoph mit Nevis, Anguilla, die englischen Jungferninseln und Dominica, endlich in gewissem Sinne auch über Barbuda[1]) erstreckt. Für ihre nicht bedeutende Größe von 279 km^2 ist Antigua mit 34 964 Einwohnern (Census vom Jahre 1881) recht dicht bevölkert; doch ist die Bevölkerungsziffer im Abnehmen. Im Jahre 1861 zählte man 37 045 Einwohner, worunter 2560 Weiße; diese Ziffern reducirten sich 1871 auf 35 422 und 2146, 1881 auf die oben genannte Zahl von 34 964 Einwohner, worunter nur mehr 1795 Kaukasier[2]). Doch steht dieser Abnahme der Bevölkerung keineswegs auch eine Abnahme jener Zahlen und Werte gegenüber, aus welchen auf die Prosperität der wirtschaftlichen Verhältnisse geschlossen werden kann. Es sind nämlich vom Jahre 1874 bis 1883 die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben von 33 535 und 35 571 £ auf 42 055 und 43 184 £ gestiegen, ebenso die Gesammtwerte der Ein- und Ausfuhr von 146 758 und 95 804 £ auf 183 636 und 214 572 £. (Die geringen Ausfuhrswerte des Jahres 1874 dürften auf einer Missernte basirt haben; in allen übrigen Jahren des in Rede stehenden Decenniums überwiegt die Summe der Ausfuhrswerte bei weitem jene der Einfuhrswerte, am größten ist diese Differenz im Jahre 1879 mit 106 610 £.)

Die Gegenüberstellung dieser wenigen Ziffern genügt, um sowohl die günstigen Productionsverhältnisse der Insel, als auch die Betriebsamkeit ihrer Be-

---

[1]) Vergleiche pag. 44, Anmerkung.

[2]) Das Gothasche diplomatische Jahrbuch für 1887 gibt die Bevölkerung von Antigua mit Barbuda für 1882 mit 34 321 Einwohnern an, also eine abermalige Abnahme um etwa 1½ Tausend für Antigua.

wohner zu charakterisiren. Die letztere muss um so höher angeschlagen werden, als auf Antigua die Ertragsfähigkeit des Bodens oft durch Wassermangel empfindlich leidet. Antigua ist arm an Quellen, obwohl sonderbarerweise die karaibischen Ureinwohner diese Insel Yamaha, das Land mit Quellen, genannt haben sollen; die wenigen Bäche fließen spärlich, Flüsse gibt es nicht. Wenige natürliche Cisternen und Wasseransammlungen in Höhlen kommen in Osten vor; auf den übrigen Theilen der Insel muss Trinkwasser in künstlichen Cisternen gesammelt werden, ja es kommt vor, dass solches mit großen Kosten von St. Christoph herbeigebracht werden muss. Die niedrige Bodengestaltung Antiguas, das Fehlen höherer Berge und die Ausrodung der Wälder durch die Cultur haben das Klima der Insel zu einem vorwiegend trockenen gestaltet. Selbst die Orkanperiode geht auf Antigua manchmal ohne Regen vorüber und in den trockenen Monaten Jänner bis April tritt dann geradezu Dürre ein. In der älteren Chronik von Antigua wird vom Jahre 1779 berichtet, dass alle Cisternen wasserleer waren, „Neger und Thiere" in Menge starben; 1789 regnete es durch sieben Monate nicht und „5000 Rinder kamen um". In neuerer Zeit sind auf öffentliche Kosten große Reservoirs für Regenwasser erbaut worden. Trotz dem zeitweise eintretenden Wassermangel ist die unregelmäßige, mehr hügelige als gebirgige, mehr lieblich als pittoresk zu nennende Oberfläche der Insel von einer reichen Pflanzenwelt bedeckt, wenn man von dem durch Menschenhand herbeigeführten Mangel an Wald absehen will.

Der Anbau beschränkt sich auf Zuckerrohr und Nahrungspflanzen; die Baumwollcultur ist seit der Emancipation der Neger eingegangen. In großer Menge werden Früchte gezogen: Orangen, Citronen, Guaven, Mangos, Ananas, Granatäpfel, Pflaumen, Weintrauben u. s. w. Auch Erdfrüchte und Gemüse wachsen in Menge und dienen in guten Jahren nicht allein zur Ernährung der Bevölkerung, sondern gelangen auch zur Ausfuhr. Für das Vieh wird viel Guineagras gebaut.

Von eigenthümlicher Mannigfaltigkeit ist die geologische Bildung der Insel. Der Boden ist zwar vulcanisch, aber ohne irgend welche Vulcankegel aufzuweisen; geschichteter Trapp, Basalt, Grünstein, Trachyt, Conglomerate aus denselben Bestandtheilen sind die vorherrschenden Grundlagen. Im Osten sind dieselben von Muschelkalk und Korallenkalk überlagert. Ein feinkörniger, blassgelber Quadersandstein tritt an der Nordostküste und auf den benachbarten Inselchen hervor. Die Kalk- und Sandsteinschichten enthalten zahlreiche Versteinerungen von Muscheln u. s. w.: namentlich ist der Kirchenhügel St. Johns reich an Cerithien, Madreporen, ein- und zweischaligen Conchiglien. Die südwestlichen Hügel bestehen aus ungeschichteten Conglomeraten von Breccien, Porphyr, Grünstein in einer Thonmatrix. Parallel liegt unter derselben eine Schicht Thonstein, Conglomerate mit versteinertem Holz, Korallenfels, Achat, Porphyrschiefer, Blutstein in einer festen grünen Thonmatrix. Ähnliche Mannigfaltigkeiten bietet die wellige Mitte der Insel.

Der Ackerboden ist meist sehr fruchtbar; nur einzelne zerstreute sogenannte „Gallen" (*gall-patches* oder *gall-spots*) erweisen sich selbst bei Düngung als untauglich zur Zuckercultur. Durch das Mergellager, welches sich auf der Oberfläche zeigt, ziehen sich unregelmäßige Massen von Kalkstein hindurch, welche verschiedenartige fossile Muscheln, Klumpen von Kalkspat, zellenförmigen krystallisirten Quarz, Chalcedon, Achat und Korallenmoose im Kalk- und Kieselzustande enthalten. Auch kalkiger Sandstein hat sich in dieser

Mergelbildung vorgefunden, bestehend aus Kieseltheilchen, kohlensaurem Kalk und etwas Eisenoxyd; auch erscheint häufig eine Breccie aus Fragmenten verschiedenartigen Porphyrs zusammengekittet. Von größeren Thieren wurden in dieser Erdbildung keine Reste gefunden. Auf der Oberfläche der Mergelbildungen findet man häufig versteinertes Holz, meist so fein und schön, dass die Farbe des Holzes sowohl, als die Form der Fasern vollkommen erhalten sind. Achat, Carneol und Chalcedon trifft man häufig mit denselben Specimen vermengt an. In großen Mengen bedeckt Salpeter wie ein weißgrauer Reif die flache, schlammige Küste, welche die Bucht von Falmouth im Norden und Süden begrenzt.

Die Geschichte Antiguas bietet keinerlei so bewegte Perioden, wie jene der meisten übrigen Antillen. Von Columbus im Jahre 1493 entdeckt und nach einer Kirche Sevillas Santa Maria de la Antigua benannt, erhielt die Insel erst im Jahre 1632 einige engliche Ansiedler. Im Jahre 1663 wurde Antigua in das Lehen einbezogen, welches König Karl II. dem Lord Willoughby über mehrere westindische Inseln verlieh. Willoughby sandte zahlreiche Colonisten, erregte aber bald die Eifersucht der Franzosen, welche im Jahre 1666 Antigua eroberten; der Vertrag von Breda brachte die Insel im Jahre 1688 unter englische Herrschaft zurück, unter welcher sie bisher ununterbrochen geblieben ist. Mit der Entwicklung und dem Aufblühen Antiguas ist der Name der Familie Codrington enge verknüpft; ein Oberst Codrington kam 1674 von Barbadoes nach Antigua und führte Verbesserungen im Anbau und der Fabrication des Zuckers ein; von 1689 bis 1698 war dieser selbe Codrington dann Gouverneur der Insel und sein Sohn folgte ihm in dieser Stelle bis 1703.

In der neueren Zeit hat Antigua die Aufmerksamkeit dadurch auf sich gezogen, dass die Colonisten, als im englischen Parlamente die Aufhebung der Sclaverei mit einer vierjährigen Übergangszeit beschlossen ward, auf dieses Übergangsstadium vollständig verzichteten und ihre Sclaven sogleich in volle Freiheit setzten. Eine richtige Würdigung der Verhältnisse auf der dicht bevölkerten, gar keinen herrenlosen oder noch unbesiedelten Grund aufweisenden Insel mag die Colonisten zu diesem Schritte bewogen haben, der damals von den „tollschwärmerischen Sclavereifeinden“ ebenso bejubelt, als von ihren Gegnern unter den schwärzesten Unheilprophezeiungen verurtheilt wurde. Obiges Epitheton, welches Jegór v. Sivers den Sclavereifeinden beilegt, erscheint kaum als zu stark gewählt, wenn man den Apostel der Sclavenbefreiung für die französischen Antillen, Victor Schölcher, noch zu einer Zeit, in welcher schon recht traurige Erfahrungen über die Folgen der nicht genügend vorbereiteten Emancipation gemacht waren, zu folgendem Ausrufe begeistert findet: „Der erste August 1838! hochwichtig erhabener Tag, der unsterblich sein wird in den Annalen der Welt zum größten Ruhme des englischen Volkes! An diesem Tage wurden 800 000 Seelen dem freien Genusse ihrer selbst zurückgegeben, an diesem Tage fielen alle Ketten auf den englischen Colonien . . . u. s. w.“

Der anscheinend so großmüthige Schritt der Colonisten von Antigua, ihre Sclaven unbedingt und gänzlich unvermittelt freizugeben, musste bald auch von den Gegnern der Emancipation als klug und dem einfachen Begriffsvermögen der Negerbevölkerung besser angepasst, als die zu unklaren Verhältnissen führende vierjährige Übergangszeit (auch Lehrzeit, *apprenticeship*) anerkannt werden. Schölcher erwähnt, dass ein erklärter Emancipationsgegner sich folgendermaßen äußerte: „Das Ergebnis der Vorgänge auf Antigua zeigt, wie ein

Mittelzustand zwischen Sclaverei und Freiheit nicht nothwendige Bedingung ist, um zur Emancipation zu gelangen. Für misstrauische und geistesbeschränkte Menschen, wie es die Schwarzen sind, passt nichts Halbes, nichts Zweifelhaftes, nichts das Besorgnisse erregen könnte. In Antigua war die Lage der Schwarzen vom ersten Tage an ausgesprochen frei. An anderen Orten haben sie den Übergangszustand nicht begriffen; der Gouverneur sagte ihnen wohl: Ihr seid frei, wie ich selbst, aber sechs Jahre lang werdet ihr der Lehrzeit unterworfen sein. Die Freiheit konnten sie sich sehr wohl begreiflich machen [1]), nicht aber die Lehrzeit . . . So wurde die Lehrzeit zu einer Zeit der Unruhe und Unordnung."

Über die Gestaltung der Verhältnisse auf Antigua als Folge der Verzichtleistung auf die gesetzlich gewährte vierjährige Vorbereitungs- oder Lehrzeit spricht sich Jegór von Sivers (1861) folgendermaßen aus: „Die Grundbesitzer auf Antigua zogen es vor, den Negersclaven statt der von der Regierung bewilligten Übergangs- und Lehrzeit sofort die volle Freiheit zu gewähren. Die freigewordenen Schwarzen hielten sich, wie auf Jamaica und Haiti, von der Arbeit fern, steigerten ihre Ansprüche mit der steigenden Nachfrage und sahen sich endlich, als die Pflanzer unmuthig wurden und sich weigerten, ein vernünftiges Maß zu überschreiten, ohne Erwerb und Brot. Auf Antigua war eben thatsächlich aller Grund und Boden schon Privatbesitz und jedes Winkelchen schon in Cultur genommen. Ohne Arbeit musste der Schwarze entweder dem Hunger preisgegeben zugrunde gehen, oder die Insel verlassen, um anderswo ein ungewisses Unterkommen zu suchen. Nur Einzelne verstanden sich zur Auswanderung, die Mehrzahl der befreiten Sclaven verständigten sich endlich mit den Pflanzern auf einen annehmbaren Lohn und begaben sich an die Arbeit, die sie nun als freie Leute und mit persönlichem Vortheile eifriger betrieben zu beiderseitigem Gewinne und gegenseitiger Zufriedenheit. Auf Antigua, Barbadoes und anderen starkbevölkerten Antillen (vergl. Barbadoes pag. 43) war auf diese Art der gordische Knoten friedlich gelöst, der Stand geistiger Bildung und stofflichen Erwerbes gesichert und gehoben, besser und vollkommener als es die tollschwärmerischen Sclavereifeinde hoffen durften, und der Menschlichkeit, Freiheit und Bildung ein häuslicher Herd für alle Zukunft gesichert".

Es mag dahingestellt bleiben, ob hier nicht etwas zu optimistisch geurtheilt worden ist; es will beinahe so scheinen, wenn man die übereinstimmenden Klagen der Kenner westindischer Verhältnisse darüber vernimmt, dass seit Aufhebung der Sclaverei der Rückgang der westindischen Colonien ein unverkennbarer sei [2]); aber vom allgemein ethischen Standpunkte aus und für denjenigen, welcher den Menschen ohne Unterschied der Farbe als nicht allein dazu geschaffen ansieht Marktwerte zu produciren, bleibt die Thatsache bestehen dass dort wo Verhältnisse oder kluge Maßregeln, wie namentlich in den englischen Colonien Barbadoes und Antigua, den Neger zwangen auch als freier

---

[1]) Auch das Verständnis für den Begriff der Freiheit dürfte den Negern in der Lehrzeit bald getrübt worden sein, wenn Schölcher mit seiner Behauptung nicht übertreibt „die Lehrzeit setzte nur die Gewalt der Specialbeamten an die Stelle der Gewalt des Herrn und behielt die Peitsche in ihrer ganzen Thätigkeit bei, ja fügte noch die Tretmühle hiezu."

[2]) Am schärfsten wird dies von F. Huc und G. Haurigot in ihrem Werke über die französischen Colonien ausgedrückt: „*on dira ce que l'on voudra — aujourd'hui, la Martinique ne bat plus que d'une aile, et la Guadeloupeest morte*".

Mensch zu arbeiten, sich der sittliche und geistige Zustand der Schwarzen seit der Emancipation bedeutend gehoben hat. Ein großes Verdienst hieran gebürt den englischen Missionären. Überall findet man Sonntags- und tägliche Schulen, wo Priester der anglikanischen Kirche, mährische Brüder und Methodisten Unterricht ertheilen. Die Majorität der Geistlichkeit ist ernstlich mit der Erfüllung ihrer Pflichten beschäftigt und von dem verdienstlichen Streben der Missionäre lässt sich kaum zu viel sagen. Die Brüdergemeinde der Herrenhuter besteht seit dem Jahre 1756 auf Antigua und hatte 1787 schon 5465, 1818 aber über 12 000 Mitglieder, ein Beweis, dass ruhige, gleichmäßige Thätigkeit und sittlicher Ernst auch ihren Einfluss auf die rohen Völker der heißen Zone auszuüben vermögen.

Durch das Zusammenwirken geistiger Hebung und der sittlichenden Kraft der Arbeit lässt sich für die Negerbevölkerung, wenigstens der englischen Antillen, ein weiteres stetiges Fortschreiten zu einer befriedigenden Culturhöhe erhoffen. Eine weise Verfassung sorgt dafür, dass — bei aller Freiheit — nur solche Elemente an der Gesetzgebung theilnehmen können, welche sich schon zu einem entsprechenden Besitz oder Einkommen emporgearbeitet haben, wodurch der Einfluss von arbeitsscheuen und turbulenten Fractionen schon vorweg, namentlich bei den Wahlen, ausgeschlossen ist. Es möge dies durch die folgenden kurzen Daten über die Verfassung der westindischen englischen Colonien illustrirt werden. Jede bedeutendere Insel (eventuell mit ihren Nebeninseln, so z. B. St. Christoph mit Nevis, Grenada mit den Grenadines) hat ihre eigene Repräsentativ-Verfassung; die einzelnen Gouvernements aber je eine, aus Delegirten der einzelnen Repräsentativkörper zusammengesetzte Central-Legislative mit sehr ausgedehntem Wirkungskreis, welcher sich nicht allein auf locale Einrichtungen, sondern auf nahezu das ganze Civil- und Strafrechtswesen erstreckt.

Den Gouverneuren sowohl als den Untergouverneuren der einzelnen Inseln (*lieutenant-governors*, *administrators*) steht ein executiver Beirath zur Seite, dessen Mitglieder meist ausschließlich von der Regierung zu ernennen sind, oder von Virilstimmen der höheren Beamten gebildet werden. Der Repräsentativkörper besteht durchaus aus ernannten und aus gewählten Mitgliedern. So z. B. besteht das *Legislative Council* für Antigua aus 24 Mitgliedern, worunter vier Virilstimmen der höheren Beamten, acht von der Krone zu ernennende Mitglieder, und zwölf gewählte Mitglieder.

Das passive Wahlrecht ist (für Antigua) gebunden an ein Einkommen von 66 £ jährlich als Ertrag von Liegenschaften auf der Insel, oder von 200 £ aus Geschäften, Handel u. s. w. Die Wähler müssen unbedingt Besitzer oder Pächter von Grund und Boden sein, im letzteren Falle sechs Monate vor der Wahl in diese Eigenschaft gelangt sein. Bei Wählern für die Stadtbezirke genügt es wenn der von ihnen zu entrichtende Pachtschilling 26 £ jährlich beträgt; Wähler für die Landbezirke aber müssen im gleichen Falle wenigstens 88 £ Pachtschuldigkeit entrichten. Grundbesitzer müssen 10 Acres Grund, oder 5 Acres mit Gebäuden darauf, oder Land im Werte von 111 £ oder 1 Acre Land mit Gebäuden im Werte von 222 £ als Minimalbesitz aufweisen. Auf Grund dieses Census hat die Bevölkerung von Antigua gegenwärtig nur 208 Wähler, von welchen 130 auf die Hauptstadt St. John entfallen, welche zwei Repräsentanten wählt, während die übrigen zehn sich auf das Territorium der Insel vertheilen. Das *General Legislative Council* für das ganze Gouvernement der Leeward Islands besteht aus neun ernannten und neun zu wählenden Mitgliedern, von welch letzteren Antigua fünf, Dominica zwei, St. Christoph mit Nevis ebenfalls

zwei, und zwar aus den gewählten Mitgliedern seiner eigenen Legislative zu entsenden hat. Von den für das ganze Gouvernement zu machenden Ausgaben hat Antigua fünf, St. Christoph vier, Dominica drei, Nevis zwei, Monserrat ein, die Jungfern-Inseln ein Sechzehntheile zu tragen. Die gemeinsame Verfassung des Gouvernements der Leewards-Inseln datirt zwar erst vom Jahre 1871, hat aber in ähnlicher Weise schon unter Wilhelm III und Königin Anna zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhundertes bestanden. Die Verfassungen der übrigen Gouvernements und einzelnen Inseln des englischen Besitzes in Westindien sind im Principe dieselben, wie die hier kurz dargestellten von Antigua und den Leeward Islands, und unterscheiden sich nur in Einzelnheiten, welche den localen Verhältnissen angepasst und aus der historischen Entwicklung hervorgegangen sind.

Die Hauptstadt von Antigua und zugleich des Gouvernements der englischen Leeward Islands ist St. John, auch Johnstown genannt. Diese Stadt liegt an einem tief in das Land einschneidenden und geräumigen, auch von umliegenden Hügeln genügend geschützten Hafen, welcher aber nur für Schiffe bis zu 12′ Tiefgang praktikabel ist; größere Schiffe müssen ihre Ladeoperationen auf der Rhede vornehmen. Gegen die Orkane bietet der Hafen von St. John keine genügende Sicherheit; doch besitzt Antigua in English Harbour einen vollkommen orkansicheren Hafen; jener von St. John ist auch den Sturmfluten ausgesetzt, welche oft bedeutenden Schaden anrichten. Die Stadt zieht sich vom Strande sanft aufsteigend nach aufwärts, hat rechtwinklig sich kreuzende Straßen und meist hölzerne, an der Vorderseite mit Säulengängen gezierte Häuser. Das ansehnliche aus Stein erbaute Regierungsgebäude liegt mitten in der Stadt, daneben das Gefängnishaus; im oberen Theile der Stadt ist die mit zwei Thürmen gezierte Johanniskirche bemerkenswert. Weiter östlich liegt das Militärhospital, am Hafen das Zollhaus. St. John zählt etwa 16 000 Einwohner; es bestehen daselbst zwei öffentliche Bibliotheken, ein kleines Theater und mehrere Versammlungshäuser der Methodisten und Herrenhuter. Drei Zeitungen sorgen für das tägliche Lesebedürfnis. Der Ort ist an und für sich hübsch und gesund und hat einen nicht unbedeutenden Zuckerexport. Eine Filiale der Colonial Bank und eine Saving Bank sind daselbst etablirt. Der Verkehr wird zweimal monatlich durch die Royal Mail mit Europa, durch andere Postdampfer mit sonstigen Punkten vermittelt.

Der enge Hafeneingang ist durch die Forts James im Norden und Goathill im Süden gedeckt; auf dem Felseneiland Rat-Island war ehemals eine Kaserne, jetzt steht ein gut verwaltetes Irrenhaus dort, nebst Lazareth und Unterkunftshaus für Aussätzige.

Die reinlichen Docks, die von buntgefärbten und mannigfaltig gestalteten Hügeln umgebene Stadt, der felsige Bergrücken am Hafeneingang mit seinen Festungswerken und der Signalstation, die belebte Wasserfläche bilden zusammen ein so heiteres Bild wie man es kaum wieder in den Tropenländern findet, wenngleich die Cocos- und Kohlpalme hier fehlen. Das Innere der Stadt entspricht freilich nicht überall diesem angenehmen Eindrucke. Die oft unscheinbaren Häuser sind vom Regen verwaschen, das Pflaster der unreinlichen Straßen ist schlecht, und zahlreiche schlechtaussehende Hunde erinnern auch durch die ihnen überlassenen Functionen der Straßenpolizei an Pera und Stambul. St. John wurde im Jahre 1689 durch ein Erdbeben, 1769 durch Feuer vollständig zerstört, aber jedesmal wieder schnell auferbaut.

S. M. Schiff Zrinyi verweilte nur wenige Stunden länger als einen Tag auf der Rhede von St. John von Antigua. Der geringe Seeverkehr, welcher zu

jener Zeit eben auf der Rhede herrschte, machte es hier möglich, die Schiffsbemannung Schießübungen mit den Handfeuerwaffen vornehmen zu lassen.

Am 8. December verließ ZRINYI Antigua und setzte die Reise — zunächst nach der Insel St. Christoph — fort.

Leichte östliche Brisen ließen die Corvette, welche den Curs zwischen Nevis und Rodonda Island nahm, guten Weg machen und brachten sie im Verlaufe der Nacht bis in die Nähe ihres nächsten Bestimmungsortes, welchen sie nach 14stündiger Fahrt in den Morgenstunden des 9. December erreichte.

---

12. St. Christoph.

(Hiezu Anhang *K.*)

Die kleine Insel St. Christoph wird mit ihrer noch kleineren nur durch einen 2 Meilen breiten Canal getrennten Nachbarinsel Nevis, häufig unter dem beide Inseln umfassenden Namen St. Kitts, mitinbegriffen, oder auch für sich allein mit diesem Namen bezeichnet. Sie bedeckt einen Flächenraum von 68 englischen Quadratmeilen (176 km^2) und ist von ovaler Gestalt, mit einem im Südosten weit herausragenden schmalen halbinselartigen Vorsprunge. Das südöstliche Ende dieses Vorsprunges erweitert sich wieder zu abgerundeter Form, so dass man von St. Christoph häufig sagt, es seien eine größere nordwestliche und eine kleinere südöstl. Insel durch einen schmalen niedrigen Höhenrücken (bis 201 *m*) miteinander verbunden. St. Christoph ist von Südosten nach Nordwesten von einer Reihe hoher Berge durchsetzt, welche im Mount Misery (seit der Sclavenemancipation auch vielfach Mount Liberty genannt) mit 1315 *m* ihre größte Erhebung erreichen. Dieser Berg mit seinem scharfgezackten, von verschieden hohen Spitzen eingefassten Krater ist der Hauptvulcan der Insel, welche noch mehrere Nebenvulcane — sogenannte parasitische Kegel — trägt, unter welchen Blakes Flad (706 *m*) und Brimstone Hill (237 *m*) die bedeutendsten sind. Die isolirte und beherrschende Lage dieses letztgenannten Hügels war Ursache, dass in früheren Zeiten das verschanzte Lager der Garnison auf seinen Höhen angelegt war. Die Höhenzüge der Insel (so die Gruppe der Middle Range 961—1089 *m*, South East Ridge 805—1011 *m*, Otleys Level 579 *m*, Great Monkey Hills 402 *m*, Canada Ridge 316—409 *m*) dachen sich nach den Küsten regelmäßig ab, wodurch ein reicher Anbau ermöglicht wird. Der südöstliche Theil der Insel umschließt eine große und vier kleinere Salzlagunen, welche emsig ausgebeutet werden. Zahlreiche Kegelberge, wie Anthony Pick 340 *m*, Sugarloaf 189 *m*, Longhill 202 *m*, Rockhill 178 *m* ragen empor und verleihen mit den steil aus den Meeresfluten aufsteigenden Spitzen und Caps, der Insel von allen Seiten ein malerisches und charakteristisches Aussehen. Das schöne Bild wird durch die reiche Vegetation, die zahlreichen den Strand allerorts einsäumenden Cocospalmen, die schöngeformten, mit freundlichen Kirchen, Häusern, Windmühlen und Pflanzungen besetzten grünen Hügel, die reichen Bergmassen, namentlich den hochaufstrebenden meist mit Wolken gekrönten Mount Misery zu

einem wahrhaft prächtigen und macht einen unauslöschlichen Eindruck. Zahlreiche Bäche eilen in schnellem Laufe zum Meere und verursachen in der Regenzeit häufig verwüstende Überflutungen. Das Quellwasser ist oft salzig, und man ist deshalb auch auf St. Christoph auf den Genuss des Wassers der zahlreichen Cisternen angewiesen.

St. Christoph ist durchaus von vulcanischer Bildung. Mount Misery mit seinem 729 *m* tiefen Krater, dessen Boden mit Gras, mit Kohlpalmen und anderen Bäumen bewachsen ist und einen 20 *ha* messenden See enthält, ist ein scharf ausgeprägter Vulcan. Noch dringen heißes Wasser und Rauch aus zahlreichen Spalten des Gesteines, alte Lavaströme und mächtige Lagen vulcanischer Asche decken den größten Theil der Insel; die Oberflächenschichte ist durch die Einwirkung reichlicher Feuchtigkeit in einen grau-schwarzen, porösen, sehr fruchtbaren Lehm verwandelt. Thonlager finden sich in den Bergen, welche viel Schwefel und wie es heißt auch Silber enthalten.

Von den Culturpflanzen auf St. Christoph nimmt das Zuckerrohr weitaus den ersten Platz ein; berühmt sind die auf der Insel gezogenen Orangen und Citronen; der Anbau von Kaffee und Baumwolle hingegen hat nie eine besondere Bedeutung erreicht, und hat gegenwärtig ebenso wie die Gewinnung von Indigo, beinahe gänzlich aufgehört.

Die Geschichte von St. Christoph ähnelt naturgemäß jener der übrigen Antillen, um deren Besitz so zu sagen seit ihrer Entdeckung der Kampf zwischen den Seemächten sich bei jeder passend scheinenden Gelegenheit erneuerte. Von Columbus am 12. November 1493 entdeckt, blieb die Insel noch bis zum Jahre 1623 in ungestörtem Besitze der karaibischen Ureinwohner, welche sie Likumniga oder Liamniga — die fruchtbare Insel oder Mutter der Inseln — nannten. Im erwähnten Jahre erst legte der Engländer Thomas Warner eine kleine Colonie daselbst an und brachte im Jahre 1625 neue Ansiedler, als am selben Tage Franzosen unter Führung des umsichtigen und tapfern d'Esnambuc landeten, und die Insel für Frankreich in Besitz nahmen. Bald aber wurden die jungen europäischen Niederlassungen von den Karaiben überfallen und gänzlich zerstört. Im Jahre 1627 theilten Engländer und Franzosen das Land; trotz eines durch den Spanier Friedrich von Toledo im Jahre 1629 erfolgreich durchgeführten Überfalles von St. Christoph nahm doch die Colonisation der Insel durch Engländer und Franzosen ihren Fortgang und hielt mit jener von Monserrat, Antigua und Nevis gleichen Schritt.

Einen besonderen Aufschwung nahm St. Christoph, als im Jahre 1651 der Maltheser-Orden das Besitzrecht über die Insel der französisch-westindischen Gesellschaft abgekauft [1]) und den Commandeur Poincy zum Gouverneur eingesetzt hatte. St. Christoph nahm damals in der Erzeugung von Zucker und Tabak nächst Barbadoes den ersten Platz unter den westindischen Colonien ein. Die Misshelligkeiten zwischen dem französischen und dem englischen Theil der Insel kamen aber auch in dieser Periode der Blüte nie zur Ruhe, und in den Kämpfen jener Zeit wechselte der Besitz und die Macht über St. Christoph öfters zwischen den beiden kriegführenden Theilen; die Friedensschlüsse von

---

[1]) Der Maltheser-Orden erwarb St. Christoph, St. Martin, St. Barthélémy, St. Croix und Tortuga und wusste diese Eroberungen gegen die Spanier zu behaupten. Ludwig XIV. bestätigte im Jahre 1653 diese Erwerbung, welche »eine Niederlassung für den Dienst und die Vertheidigung der christlichen Kirche, und die Bekehrung der Heiden in Westindien« sein sollte.

Breda (1668) und von Ryswick (1698) stellten immer die getheilten Besitzverhältnisse auf den alten Fuß. Erst der Utrechter Friede vom Jahre 1713 bestimmte die Abtretung der ganzen Insel an England; die Franzosen wanderten zum größten Theile nach St. Domingo aus, und ein großer Zuzug von neuen Colonisten aus England fand statt. Die Colonie blühte nun rasch auf und hatte erst im Jahre 1782 wieder Bedrängnisse zu erleiden, als St. Christoph vom Marquis de Bouillé für Frankreich erobert wurde; doch kehrte die Insel durch den Vertrag von Versailles schon im Jahre 1783 in englischen Besitz zurück. Im Jahre 1805 hatte endlich die Insel neuerdings einen Einfall von französischer Seite zu ertragen.

Seit dieser Zeit ist auf St. Christoph eine Periode ungestörter Entwicklung eingetreten. Der Fortschritt dieser Entwicklung wird am besten durch die Zahlen veranschaulicht, welche die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben zu verschiedenen Zeiten darstellen. St. Christoph (ohne Nevis, mit welcher Nachbarinsel St. Christoph durch längere Zeit hindurch gemeinsam administrirt wurde) verzeichnete

im Jahre	Einnahmen	Ausgaben
1823	7 158 £	7 158 £
1844	14 431 „	11 328 „
1865	25 079 „	27 209 „
1875	26 566 „	26 144 „
1883	41 584 „	39 580 „

Die öffentliche Schuld beträgt nur 3200 £.

Nach dem Census von 1881 zählt St. Christoph eine Bevölkerung von 29137 Einwohnern, unter welchen das männliche Geschlecht um nahezu 2000 Seelen gegen das weibliche zurücksteht.

Die Dichte der Bevölkerung wirkt wohlthätig auf die Production ein; die Arbeitslöhne sind mäßig geblieben; eine seit mehreren Jahrzehnten schon bestehende Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues hat schöne Erfolge zu verzeichnen. Die wichtigste Production der Insel ist jene von Zucker; dieses Erzeugnis sammt seinen Nebenproducten, Rum, Syrup u. s. w. bilden auch zum weitaus größten Theil das Object des Ausfuhrhandels. Der Wert des Handels ist in stetiger Zunahme begriffen; in den Jahren 1874 und 1883 betrugen die Werte der Einfuhr und Ausfuhr: 128 810 und 146 142, dann 205 788 und 252 267 £.

In politisch-administrativer Hinsicht ist St. Christoph in neun Kirchspiele getheilt, deren größtes jenes ist, welches nach der Hauptstadt der Insel den Namen Basseterre führt.

Die Stadt Basseterre liegt an der gleichnamigen Bai, am Fuße des großen Affenberges (*Great Monkey Hill*); sie zieht sich in der Länge von beinahe zwei Seemeilen längs des flachen Strandes hin, während die rückwärtigen Häuser sich an die grünen Hügel anlehnen. Von diesen Hügeln genießt man eine reizende Aussicht über das Thal, die Fluren und den Hafen von Basseterre, über die Südspitze der Insel mit ihren Zacken und Spitzen und die schon früher erwähnten Lagunen, dann auf die mächtig emporragende Insel Nevis, endlich nach rückwärts auf die Berge von St. Christoph und ringsum auf die schöne weite See.

Der Hafen von Basseterre hat einen ziemlich bedeutenden Schiffsverkehr, welcher zum Theile der regen Küstenschiffahrt, zum anderen und größeren Theile aber der bedeutenden Zuckerausfuhr angehört.

Nach einem Aufenthalte von nicht ganz zwei Tagen verließ Zrinyi das freundliche und anmuthige Seestädtchen Basseterre auf St. Christoph.

Auf telegraphische Anfrage bei den Consulaten in St. Thomas, hatten die Antworten dieser Behörden constatirt, dass die in Basseterre verbreitete Nachricht von schlechten sanitären Verhältnissen in St. Thomas unbegründet seien, diese Colonie sich vielmehr des besten Gesundheitszustandes erfreue. Charlotte Amalia auf St. Thomas blieb somit das nächste Reiseziel.

Bei schwacher östlicher Brise und sehr mistigem, dichtbewölktem Firmamente, von welchem zeitweise schwere Regengüsse niedergiengen, verließ Zrinyi den Hafen und steuerte WSW-Curs einschlagend seewärts, um ehethunlichst aus der Stillenprojection der Insel zu gelangen. Auf zehn Seemeilen Entfernung wurde denn auch frische ONO-Brise angetroffen, Segel beigesetzt, die Maschine abgestellt und auf Saba Island Curs gehalten, um an Breite zu gewinnen und das Erreichen des Bestimmungsortes auch für einen, unter den obwaltenden meteorologischen Verhältnissen wahrscheinlichen Fall der Drehung des Windes gegen Nord sicherzustellen. In $3^1/_2$ Seemeilen Entfernung von Saba Island wechselte die Corvette die Bugrichtung und hielt nun, statt direct auf den Fels Frenchman Cap, der westlichen Stromrichtung wegen, auf die Spitze von St. Johns Island ab. Gegen Abend wurde einestheils um den unbekannten Hafen nicht in der Nacht anlaufen zu müssen, anderntheils weil der nach NO übergegangene, von dichten Regenböen begleitete Wind im allgemeinen die Stärke 6—7, zeitweise auch 8 erreichte, Segel gekürzt und eine Fahrt von ca. 5 Meilen eingehalten.

Morgens $8^1/_4{}^h$ kam Frenchman Cap dwars, worauf die Maschine in Bewegung gesetzt und das Schiff, an den Buck Islands vorbei, gegen die Hafeneinfahrt gesteuert wurde. — Bei derselben angelangt, schiffte sich ein königl. dänischer Regierungslotse ein, nach dessen Anleitung Zrinyi im Hafen von Charlotte Amalie in 7 *m* Wasser den Anker warf. Im Hafen lag die Yacht des Herzogs von Somerset.

Die auf St. Thomas angetroffenen sanitären Verhältnisse waren ganz gute und hatte das früher erwähnte gegentheilige Gerücht wahrscheinlich darin seinen Ursprung, dass auf der Insel St. Croix das gelbe Fieber ausgebrochen war, welcher Umstand auch den Gouverneur, königl. dänischen Oberst Arendrup, eben kurze Zeit zuvor bewogen hatte, sich nach diesem Orte zu begeben.

13. St. Thomas.

(Hiezu Anhang *L.*)

Östlich von Portorico, zwischen dieser äußersten der großen Antillen und den mit Anguilla beginnenden, bogenförmig gelagerten kleinen Antillen, liegt auf einer ringsum von großen Meerestiefen umgebenen Bank eine Gruppe von etwa hundert Inselchen, Eilanden und Felsenriffen, welche von ihrem Entdecker Columbus zu Ehren der eilftausend heiligen Jungfrauen die Jungferninseln benannt worden sind. In diesem Archipel hat die vor Zeiten so mächtige Seemacht Dänemark Fuss gefasst und die dort gegründete Colonie auch unter den veränderten Verhältnissen der Neuzeit nicht nur zu behaupten gewusst, sondern überdies in denselben Verhältnisse geschaffen und erhalten, durch welche sie sich vor den spanischen sowohl, als den englischen und französischen Antillencolonien auf das Vortheilhafteste auszeichnet.

Der dänische Antheil an den Jungferninseln besteht aus den Inseln St. Thomas mit 86 km^2 und 14 389 Einwohnern, und St. John mit 54 km^2 und 944 Einwohnern; ferner aus der häufig auch zu den Jungferninseln gerechnete, aber südlich isolirt liegende Insel St. Croix von 218 km^2 und 18 430 Einwohnern [1]). St. Thomas ist, wie schon aus diesen Ziffern zu entnehmen, die am dichtesten bevölkerte der drei dänisch-westindischen Inseln (167 Einwohner auf den Quadratkilometer, um 50 mehr als Niederösterreich) und daher die wichtigste und als solche auch seit 1872 Residenz des Colonialgouvernements; sie ist am längsten im Besitze Dänemarks, indem die dänische Westindien- und Guinea-Compagnie im Jahre 1671 Besitz von dem damals unbewohnten Lande ergriff; St. John oder St. Jan wurde im Jahre 1716 durch dänische Colonisten von St. Thomas aus unter Zustimmung Englands besiedelt; St. Croix endlich wurde im Jahre 1733 durch Kauf um den Preis von 750 000 Livres von Frankreich an Dänemark überlassen. Wie gesagt, war St. Thomas zur Zeit der ersten Besiedlung durch die Dänen gänzlich unbewohnt, aber schon früher hatte es Ansiedler auf der Insel gegeben. Etwa um das Jahr 1625 sollen sich

---

[1]) Diese Bevölkerungszahlen basiren auf dem Census vom Jahre 1880. Verglichen mit dem Resultate des Census von 1870, ergibt sich nur auf St. Thomas die geringfügige Zunahme von 382 Seelen, während in derselben Zeitperiode die Bevölkerung von St. Croix um 4330, jene von St. John um 110 Seelen abgenommen hat.

die ersten Europäer zu bleibendem Aufenthalte auf der Insel eingefunden haben, auf welcher es keine Ureinwohner mehr gab[1]). Der schöne Hafen der jetzigen Hauptstadt Charlotte Amalia mag wohl auch noch vor dieser Zeit manchem Schiffe zu vorübergehendem Aufenthalte gedient haben. Englische und französische Flüchtlinge, durch die Spanier von der benachbarten Insel Vieques vertrieben, landeten auf St. Thomas; aber schon im Jahre 1647 wird St. Thomas wieder als unbewohnt genannt. Holländische Ansiedler kamen um 1660; 1667 erhielt England das Hoheitsrecht über St. Thomas zugleich mit jenem über St. Eustachius und St. Martin, besiedelte aber nur die beiden letztgenannten Inseln. Ob die Bucaneers auch St. Thomas, wie es sehr wahrscheinlich ist, zu ihren Schlupfwinkeln gezählt haben, ist ungewiss und wird vielfach bestritten. Zwei Thürme auf St. Thomas heißen zwar heute noch der Schwarzbarts- und der Blaubartsthurm, aber ihre Erbauung fällt nachweisbar in die Jahre 1690 und 1700; immerhin kann diese Benennung auf Traditionen über die örtliche Thätigkeit der gefürchteten Bucaneers beruhen. — Auf Grund des Besitzrechtes, welches England im Jahre 1667 über St. Thomas zugesprochen worden war, remonstrirte König Karl II. gegen die Besiedlung der Insel durch Dänen; aber bald fügte er sich den Thatsachen. Die fleißigen Colonisten rotteten die Wälder — leider nur zu gründlich — aus, errichteten Pflanzungen und die Insel bevölkerte sich rasch. Ein Vertheidigungssystem wurde eingerichtet und Christiansfort erbaut. Im Jahre 1688 zählt man neunzig über die Insel zerstreute Niederlassungen. Die Colonie hob sich stetig und die volle Freiheit des Handels, welche factisch bestand und 1724 gesetzlich begründet ward, hielt in ihren segensreichen Wirkungen Schritt mit der weisen Ausbildung der Gesetzgebung und Besteuerung, und humanen Fortschritten in der Behandlung der Sclaven. König Friedrich V. hob auf Rath des Ministers Bernstorff im Jahre 1755 die Privilegien der (vielfach aus fremden, deutschen und holländischen Capitalisten bestehenden) sogenannten „Brandenburgischen“ Gesellschaft auf, welche unter dänischer Oberhoheit der factische Besitzer von St. Thomas war, und kaufte ihr für 2 460 000 Thaler alle Rechte, Gebäude, Vorräthe, Schiffe, selbst ihre in Kopenhagen befindlichen Liegenschaften ab. Diese Kaufsumme und die nothwendig gewordenen Vorschüsse an die Colonie bilden noch heute ihre öffentliche Schuld, welche an den Staat verzinst werden muss. Eine Zeit bedeutender Handelsvortheile begann für St. Thomas während der französischen Revolution und der darauf folgenden Kriege, da nach der neutralen Insel sich viele fremde Kaufleute und Colonisten zogen. Von 1792 bis 1801 ließen sich 1569 Fremde als Bürger einschreiben; die Stadt dehnte sich aus und die Volkszahl wuchs. Zweimal musste aber Dänemark seine Neutralität aufgeben, und beidemale kam St. Thomas durch Waffengewalt in englischen Besitz; 1801—1802 und 1807—1815. Während dieser letzteren Periode wurde St. Thomas mehrmals jährlich zum Sammelplatze der großen 200 bis 400 Segel zählenden Flotten von englischen Handelsschiffen, welche daselbst die Convoyirung durch Kriegsschiffe nach Europa erwarteten. Der Friede stellte den alten Zustand wieder her, die in den langen Kriegsepochen entstandenen Nachtheile glichen sich aus und die alte Handelsfreiheit gab St. Thomas bald einen gewaltigen Vorsprung vor den übrigen westindischen Inseln. Dazu kam, dass man auf St. Thomas

---

[1]) Es bleibt ungewiss, wann und warum die Ureinwohner die Insel verlassen haben. Columbus fand St. Thomas im Jahre 1493 von zwei verschiedenen Stämmen, Karaiben und Arrowauks bewohnt.

eine fleißige Arbeiterbevölkerung heranzuziehen verstanden hatte; die Neger, durch langjährige Bemühungen der Herrenhuter für Christenthum und Bildung gewonnen, nahmen vom sittlichen Ernste ihrer Herren immer mehr an und zeichnen sich auch gegenwärtig von ihren Stammesgenossen auf den übrigen Antillen sehr vortheilhaft aus. „Mit den unangenehmsten Erinnerungen an das freche, aufdringliche Wesen der Neger in den englischen Colonien ankommend“, schreibt Fregattencapitän von Rosenzweig, Commandant der Zrinyi, „wird man durch die Freiheit, mit welcher man sich als Fremder in den Straßen von Charlotte Amalie unbelästigt bewegen kann, sowie durch die überall zutage tretende allgemeine Reinlichkeit auf das angenehmste berührt.“

Der civilisirtere Zustand der schwarzen Bevölkerung von St. Thomas ist eben das erfreuliche Resultat langjähriger Bestrebungen, in welcher die Regierung, die Pflanzer und die Missionäre in geeigneter Weise zusammenzuwirken wussten. Wenn auch die Freigebung der Sclaven im dänischen Westindien sowie in den französischen Colonien erst vom Jahre 1848 her datirt, so war sie doch schon früher geplant worden, und zwar in einer besser vermittelnden Weise, als dies die von den Engländern mit nicht sehr günstigem Erfolge adoptirte vierjährige „Lehrzeit“ vermocht hatte. Von 1847 an sollten alle in der Sclaverei gebornen Kinder als frei angesehen, von 1859 an alle Neger überhaupt frei werden. Die Ereignisse des Jahres 1848 überholten zwar diesen Plan und brachten eine schnellere Emancipirung der Sclaven, ein Schritt, welcher auch hier nicht ohne Arbeitseinstellungen und Unruhen ablief. Aber schon im vorigen Jahrhunderte galt das Los der Negersclaven auf den dänischen Colonien als ein vergleichsweise sehr günstiges; waren auch gegen widerspänstige oder flüchtige Sclaven harte Gesetze gegeben, so war doch die Behandlung im allgemeinen eine milde. Die Sclaven durften nicht über zehn Stunden zur Arbeit angehalten werden, wurden gut genährt, durften einen Theil ihrer Zeit dazu benützen, ihre Gärten zu bestellen, Geflügel und Hausthiere zu ihrem eigenen Nutzen ziehen, konnten fischen und dem Loskaufe standen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen.

Schon im Jahre 1792 erklärte Friedrich VI. als Regent von Dänemark den Sclavenhandel für ungesetzlich und schaffte ihn 1808 für die dänischen Colonien gänzlich ab. Auch nach der Emancipation der Sclaven im Jahre 1848 und friedlichen Bewältigung der entstandenen Unruhen, verstand man es auf den dänischen Dominien, der inferioren schwarzen Race gegenüber ein System wohlthuender Bevormundung einzuführen, welches sich in seinen Folgen als äußerst zweckdienlich erwies, aber leider nirgends als nachahmungswürdiges Beispiel befolgt werden konnte, da in der Emancipationsfrage ziemlich überall schon das Kind mit dem Bade verschüttet worden war. Im Jahre 1867 konnte der Missionär Piorier über die Zustände unter der ehemaligen Sclavenbevölkerung von St. Thomas schreiben: „In keiner Colonie sind gute Culturen, Arbeit, Ordnung so bemerkbar, in keiner ist das Los der Arbeiter so glücklich, als in den dänischen Besitzungen. Die Regierung ist mit kluger Vorsicht und mit Beschränkungen an die Aufhebung der Sclaverei gegangen. Die absolute Freiheit der Arbeit in den Tropenländern ist ein Traum. Weiße und Schwarze müssen zur Arbeit angehalten werden. Die schwarze Race, ohne Vorbedacht und Energie, kann nicht sich selbst überlassen werden. Seit 27 Jahren wohne ich in englischen Colonien; es ist regelmäßig rückwärts gegangen. Die freien Neger isoliren sich; sie bauen sich elende Hütten, cultiviren nicht mehr Land, als absolut nöthig. Tritt Mangel ein, so suchen sie

wilde Kräuter oder gehen plündern. Die mangelhafte Nahrung bringt sie körperlich herab, erzeugt Krankheiten, Geschwüre, Aussatz u. dgl. Auf den dänischen Inseln bewohnen die Neger steinerne, reinliche, luftige Häuser auf den Plantagen, deren mehrere ein Dorf bilden; ein Gesetz (vom Jahre 1849) regelt die Bauart dieser Häuser, welche mindestens zwei Zimmer haben müssen. Jede Familie muss mindestens 246 m^2 Gartenland und einen Hofraum für Geflügel und Schweine haben. Ein Theil des Arbeitslohnes wird in Lebensmitteln erfolgt, und jeden Sonnabend werden Mehl, gesalzene Fische, Zucker, Syrup ausgetheilt, welche nebst den Garten- und Feldproducten die Nahrung der Arbeiter bilden."

Man würde irren, wenn man sich zur Annahme verleiten ließe, dass diese Einrichtungen erst als Folge der Emancipation, etwa als ein Compromiss zwischen den ehemaligen Sclaven und Herren geschaffen worden seien. Sie sind im Gegentheile ein Theil jener klugen und humanen Maßregeln, welche die Dänen von langer Hand her zur Vorbereitung der Emancipation trafen. Das Hauptverdienst hieran hatte der alte, ebenso menschenfreundliche als energische General Scholten, welcher im Jahre 1840 schon dreizehn Jahre lang Gouverneur der dänisch-westindischen Inseln war. Schölcher, dessen dreibändiges Werk über die Antillen einen einzigen ununterbrochenen Appell an die Franzosen zur Aufhebung der Sclaverei bildet, sagt über General v. Scholten (1840): „Ein entschlossener und weiser Mann, mit einer beinahe unumschränkten Gewalt bekleidet, unterstützt durch die Aufklärung seiner Regierung, verfolgt hier das Werk der Emancipation auf dem Wege stufenweiser Modificationen. Niemals brauchte er Gewalt. Immer eine nach der andern und mit Mäßigung hat er nach und nach seine Reformen eingeführt." Die Verordnung Scholtens, auf welcher die meisten der oben von Poirier erwähnten Begünstigungen basirten, wurde schon im Jahre 1833 erlassen. Über die Haltung der dänischen Colonisten in der Sclavenfrage sagt Schölcher: „sie zeigen sich vernünftiger als die unserigen (französischen) . . . sie nehmen ihr Schicksal an und sträuben sich nicht mehr gegen Fortschritte, welche außer ihrem Herrenrechte nichts mehr haben stehen lassen . . . sie ließen sich vielleicht sogar die Emancipation ohne Entschädigung gefallen, wenn man die Emancipirten gesetzlich auf fünf Jahre verhindern wollte, die Insel zu verlassen und Maximalarbeitslöhne fixiren würde . . ." Von den Missionären endlich lobt Schölcher die mährischen Brüder als „Männer des Volkes, Handwerker, Schmiede, Schuhmacher, Feldarbeiter, welche des Morgens arbeiten und abends predigen, dadurch den Zwangsarbeitern näher rücken und Gehör für ihre Worte finden." Doch tadelnd verschweigt er nicht, dass auch sie selbst Sclavenbesitzer seien.

Die oben geschilderten günstigen Zustände, welche Poirier zwanzig Jahre nach der Sclavenemancipation vorfand, haben sich in den weiteren zwanzig Jahren bis zu unseren Tagen nur noch mehr consolidirt. Allerdings schienen gerade die Jahre 1867 und 1868 einen Wendepunkt zu Ungunsten der Verhältnisse bilden zu wollen. Gelbes Fieber, Blattern und Cholera rafften 1300 Menschen weg; Erdbeben und Orkane beschädigten Wohngebäude und Pflanzungen. Dazu kam, dass das vom Kriege 1864 hart mitgenommene Mutterland keine Hilfe bieten konnte, sondern im Gegentheile streng auf Erfüllung aller finanziellen Pflichten der Colonie dringen musste. Die Epidemien hielten die fremden Schiffe ferne; der Aufstand auf Cuba wirkte nachtheilig auf den Handel; und allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse trat ein, als die heimische Regierung den Gedanken fasste, die alte Colonie — welche zu einer Last zu werden drohte — an Nordamerika zu verkaufen. Dieser Plan scheiterte schließlich an der Wei-

gerung der Legislative zu Washington. Vom Jahre 1869 an aber besserten sich die Verhältnisse wieder im raschen Tempo, und wenn auch die Gesundheitsverhältnisse von St. Thomas noch bis in die jüngste Zeit keinen erfreulichen Ruf genießen, so arbeitet doch der rastlose Eifer der Dänen daran, durch zweckmäßige Anlagen auch in dieser Richtung möglichste Besserung zu erzielen. So z. B. hat man in jüngster Zeit, wie der deutsche Commodore Stenzel berichtet, den im nordwestlichen Theile des Hafens von Charlotte Amalia bestehenden Miasmenherd mit glücklichem Erfolg dadurch zu beseitigen gewusst, dass man einen Canal im Felsboden der Insel aussprengte, welcher im genannten Hafentheile eine constante Strömung hervorzubringen vermag. Was die Natur der Insel zum Theil versagt hat, um sie reich und glücklich zu machen, das wird durch die Arbeitslust, den Fleiß und den sittlichen Ernst ihrer Bewohner ersetzt. Der englische Diplomat E. B. Eastwick, welcher als Regierungsagent in Angelegenheiten eines venezuelanischen Anlehens auf der Reise nach Venezuela St. Thomas berührte, berichtet in launiger Weise über die Informationen, welche er, nach längerer Seereise recht erholungsbedürftig und vergnügungslustig auf St. Thomas angekommen, in Charlotte Amalia von einem dortigen hervorragenden Kaufmann über die Gesundheits- und Lebensverhältnisse in der Colonie erhält. Auf die unter Anderem gestellte Frage, ob nicht eben das gelbe Fieber herrsche, sagt man ihm: „*Well, the yellow fever is always here. Just at present, however, we are considered rather clear. It is true there have been a few scattered cases — there have been five, for instance, in the house next mine — but only three died; as for myself I have no sort of apprehension, for I am a born St. Thomas man, and natives seldom suffer. In general*“ — fügte man in für den Ankömmling tröstlicher Weise hinzu — „*it is the new comers who get in for it.*“ Auf die weitere Frage: „*And pray, besides this, how do you amuse yourselves here?*“ erfolgte die charakteristische Antwort: „*We don't amuse ourselves. — We trade.*“

Handel und Rhederei sind eben die hauptsächlichsten und nahezu einzigen Quellen des Wohlstandes auf St. Thomas, da die Insel von der Natur keineswegs so reich bedacht ist, wie die meisten der Antillen. Vor Abschaffung der Sclaverei gab es zwar auch auf St. Thomas weitläufige Zuckerplantagen, welche guten Ertrag gaben; seither hat sich aber das Grundeigenthum zersplittert und der gegenwärtige jährliche Ertrag der Insel kann auf etwa 15 000 Ctr. Zucker, 100 Ctr. Baumwolle, 46 000 Gallonen Rum geschätzt werden. Nebenbei wird etwas Hirse, Maniok, Bataten, Gemüse und Früchte gebaut. Doch reicht der Feld- und Gartenbau für die eigenen Bedürfnisse der Insel nicht aus, und es müssen Lebensmittel sowohl aus Nordamerika als von den umliegenden Nachbarinseln bezogen werden. Auch Industrie fehlt auf St. Thomas beinahe gänzlich, und es ist, wie bemerkt, namentlich der Handel, welchem sich hier alle Kräfte zuwenden.

Der vortreffliche, geräumige und sichere Hafen von St. Thomas (Charlotte Amalia) wird deshalb auch von zahlreichen Schiffen aller Flaggen häufig besucht; in früheren Zeiten als noch die Segelschiffahrt prädominirte, kam diesem Hafen auch die Eigenschaft sehr zu statten, dass seine Nord-Süd gerichtete Längenachse, bei dem das ganze Jahr beinahe ununterbrochen zwischen ONO und Ost wehenden Winde, stets ein bequemes Aus- und Einlaufen gestattete.

Die volle Verkehrsfreiheit in St. Thomas, wo ohne jede zollämtliche Behandlung ein 2%iger Zoll erhoben wird, zu dessen Berechnung die Angabe der betreffenden Importfirmen als Grundlage dient, die niedrigen Hafengebüren,

welche, seitdem Barbadoes stark zu concurriren begann, noch vermindert wurden, die bequemen Kohlen-Wharfs, wo Dampfer bis zu 24′ Tauchung bei Tag und Nacht mit außerordentlicher Schnelligkeit billige und gute Kohle bei völliger Seestille einschiffen können, endlich die günstige Lage des Hafens für Schiffe auf Ordre oder zur Versegelung für Frachteneinnahme, endlich das Vorhandensein eines Schwimmdocks von 250′ Länge und eines Aufschlepps für Schiffe bis 1200 *t* sind Factoren, welche bei St. Thomas so vortheilhaft ins Gewicht fallen, dass dieser Platz selbst von der Eröffnung des Panama-Canales keine Beeinträchtigung seiner localen Interessen zu besorgen hat.

Vier verschiedene Dampferlinien laufen St. Thomas direct an und bewirken von diesem Orte als Knotenpunkt, mittelst Localdampfern die Passagier- und Frachtenexpeditionen nach den kleineren Inseln; nur die Royal Mail hat sich gänzlich nach Barbadoes zurückgezogen, lässt gegenwärtig nur noch ihren Inter-Colonial Steamer den Hafen Charlotte Amelie berühren, und stand auch während der Anwesenheit der Zrinyi wegen Verkaufes ihrer Reparaturwerkstätte, die sie daselbst seinerzeit etablirt hatte, in Verhandlung.

Eine dieser Dampferlinien, die Hamburg-amerikanische Packet-Actiengesellschaft, welche die Fahrten nach Westindien und Colon macht, befuhr durch volle acht Jahre diese Linie mit hohem Deficit, welches im achten Jahre 800 000 Mark erreichte. Nur die höchst günstigen Einnahmen, welche die nordamerikanischen Linien der Gesellschaft brachten, machten es möglich, dass dieses kostspielige Experiment fortgesetzt wurde. Heutzutage, nachdem man von den eleganten Passagierdampfern auf Warendampfer mit nur wenigen Räumlichkeiten für Reisende übergegangen ist, vorzügliche Agenten angestellt, mit den Dampfergesellschaften im Stillen Ocean und mit der Panama-Eisenbahn Contracte abgeschlossen hat (von welchen der letztangeführte allein der Gesellschaft den Transport von jährlich 200 000 Säcken Kaffee sichert) vermag in den sechs Monaten der Productenversendung die Gesellschaft nicht einmal für die Verschiffung der verfügbaren Waren voll aufzukommen, so dass trotz der Mindereinnahmen während der sechsmonatlichen todten Saison, diese Linie es ist, welche nunmehr die infolge der enormen Concurrenz nicht mehr ertragsfähige New-Yorker Linie erhält.

Gleichzeitig mit der deutschen Gesellschaft versuchten es seinerzeit die Italiener Florio & Co., sowie eine spanische Gesellschaft die nämliche Route laufen lassen. Florio gab nach dem ersten, die spanische Gesellschaft nach wenigen Versuchen jede Concurrenz auf, nur die deutschen Schiffe allein behaupteten, wenn auch im Anfange mit schweren Opfern, den Platz.

Solange die Dampfschiffahrtslinien nicht eine solche Ausdehnung erreichten wie gegenwärtig, wo auch der schlechteste Hafen wegen einiger spärlicher Colli angelaufen wird, hatte St. Thomas ein ziemliches Exportgeschäft nach Domingo und selbst nach Haiti, wohin die schnellsegelnden Lugger der St. Thomas-Firmen die aus Europa bezogenen Waren brachten. Zur Zeit hat dieses Geschäft nahezu gänzlich aufgehört und exportirt einzig nur noch die alte Firma Brondsted & Co., deren Chef der österreichisch-ungarische Consul Herr Brondsted ist, etwas Weniges nach diesen Orten.

In naturhistorischer Beziehung ist wenig über St. Thomas zu berichten. Das Innere der Insel ist, oft bis an die steilen Felsküsten heran, mit unregelmäßig geformten Hügeln und Bergen von mäßiger Erhebung (277—474 *m*) erfüllt. Die Zahl der einheimischen und fremden Pflanzenarten beträgt 1200, aber die schönen Wälder, welche einst die Insel bedeckten sind längst gänzlich

verschwunden, und dies zum Nachtheile der Bewohner, welche nun nach dem Austrocknen sämmtlicher Quellen und der meisten Bäche auf Regen- und Cisternenwasser angewiesen sind. Das uncultivirte Land ist jetzt meistens nur mit niedrigem Strauchwerke bedeckt, und bietet die Insel deshalb von der See aus trotz der reichlichen Kleinculturen, welche einst der Insel den Namen „Garten der Antillen“ verschaffte, einen kahlen Anblick. Der Holzbedarf muss von außen gedeckt werden. Die Berge gehören der Trappformation an; sie werden als eine Masse von bläulichem harten Grünsteinporphyr beschrieben. Geschichtete Gesteine kommen nicht vor; in dem Gemenge von größerer oder geringerer Feinheit unterscheidet man Aupit, Hornblende, Feldspat, Eisen, Olivin, Quarzadern in allen Richtungen. Ein Hügel im Norden der Stadt besitzt zahlreiche merkwürdige concentrischschalige Steinkugeln. Auch Lava kommt vor, und besteht das Inselchen Klein-Saba im Süden gänzlich aus Lava mit Alaunschiefer, während alle übrigen St. Thomas umgebenden Eilande und Riffe flache mit Mangrove überwachsene Koralleninseln sind. Eine eigenthümliche Formation besteht auf der im NO befindlichen, mit der Cockypoint endenden kleinen Halbinsel, wo nacheinander Augitporphyr, Trapp und ein bald fester bald lockerer Kalkstein mit Versteinerungen und Pyriten vorkommt. Erdbeben sind wohl häufig, aber selten von so zerstörender Wirkung wie die Orkane, von welchen St. Thomas häufig heimgesucht wird.

Bezüglich der Orkane darf die Einschaltung hier Platz finden, dass seit der telegraphischen Verbindung der einzelnen Antilleninseln unter einander, St. Thomas durch seine nordwestliche Lage den Vortheil genießt, sofort vor dem Ausbruche einer Cyklone auf Barbadoes, St. Vincent, Santa Lucia, Martinique u. s. w. in Kenntnis gesetzt werden zu können, und somit bei dem vergleichsweise langsamen, anfänglich nach Nordwesten gerichteten Fortschreiten des verheerenden Wirbelsturmes mehrere (3—4) kostbare Stunden gewonnen werden, um sich zum Empfange desselben vorzubereiten. In den Häfen kann da meistens noch Vieles geschehen, um wenigstens jenen Verwüstungen vorzubeugen, welche durch schlecht vertäute oder mit schlechtem Ankerzeug versehene Schiffe, infolge Antreibens auf Nachbarschiffe beinahe regelmäßig vorkommen.

Die Hauptstadt von St. Thomas ist, wie schon mehrfach angedeutet, Charlotte Amalia. Die freundliche Stadt zieht sich am Nordstrande des Hafens mit ihren weißen Mauern, grünen Jalousien, Bretterwänden und häufig rothgemalten Holzdächern von dem mit Cocospalmen umsäumten Strande an den Hügeln hinan.

Bei feierlichen Anlässen weht beinahe vor jedem Hause der ehrwürdige Danebrog von dem Flaggenmaste — *one of which, just as in Denmark, every house seems to possess* — bemerkten die englischen Königssöhne, welche als Midshipmen der BACCHANTE am 7. März 1880 St. Thomas besuchten. Die Hauptstraße mit großen feuersicheren Warenlagern zieht sich dem Strande parallel. Außer der großen dänischen Handelsfactorei, sind von öffentlichen Gebäuden nur die Kirchen erwähnenswert, von welchen es eine lutherische, eine holländisch - reformirte, eine anglikanische, eine römisch-katholische und eine Synagoge gibt. Die Bevölkerungszahl der Stadt beträgt 11 764 Einw. Ein Fort und mehrere Strandbatterien vertheidigen den schönen und sichern Hafen, welcher offenbar der Krater des Vulcanes ist, welchem St. Thomas zum Theil seine Entstehung verdankt. Die freundliche Stadt hatte öfters durch Elementarereignisse schwer zu leiden; im Jahre 1804 verbrannten 1200 Gebäude, am 1. October und 1. December 1804 verbrannten neuerdings 408 und 400 Häuser. 1819, 1837

und 1867 richteten Orkane starke Verwüstungen an. Die europäische Bevölkerung der Stadt weist neben Dänen auch Engländer, Franzosen, Holländer und Deutsche auf; das Englische hat aber alle anderen Sprachen verdrängt, es ist die allgemeine Umgangs- und Geschäftssprache geworden und dient auch vielfach zum amtlichen Verkehr. Die Negerbevölkerung beginnt jetzt auch sich der englischen Sprache zuzuwenden; ein eigenes Idiom, welches aus mehreren europäischen Sprachen abgeleitet, von den Negern früher gesprochen und von den Missionären zum Verkehr mit den Negern benützt wurde, ist jetzt im raschen Aussterben begriffen. Dr. E. Pontoppidan in St. Thomas hat dieser Sprache, welche in nicht ganz zutreffender Weise die creolische genannt wurde, gelehrte Untersuchungen gewidmet [1]); er bemerkt, dass diese Sprache sehr bald eine todte sein wird und in einem Menschenalter wohl niemand mehr zu finden sein dürfte, der sie zu sprechen verstünde. Dr. Pontoppidan will zunächst zwischen der eigentlichen unter den dänischen Negern entstandenen Mischsprache aus englischen, dänischen, holländischen, französischen und spanischen Elementen, welche er Plattcreolisch nennt, und jener von ihm gegensätzlich Hochcreolisch genannten Sprache unterschieden wissen, welche für den Gebrauch des christlichen Missionswerkes aus ersterer, sehr begriffsarmen Sprache durch Hinzufügung von Wörtern aus den Grundsprachen (namentlich holländischen) gebildet wurde. Die letztere Sprache befähigte die Missionäre schon im Jahre 1770 zur Herausgabe eines ABC-Buches und eines kleinen Katechismus; im Jahre 1781 wurde schon eine Übersetzung des neuen Testamentes gedruckt. „Gegenwärtig“ — sagt Dr. Pontoppidan — „ist Creolisch auf St. Croix fast ganz verschwunden, auf St. Thomas werden in der Stadt nur noch hin und wieder einige alte Weiber gefunden, denen die Sprache noch geläufig ist. Nur auf mehr entlegenen Plätzen auf dem Lande, wie z. B. in den Missionen der mährischen Brüder zu Neu-Herrenhut und Niesky, und auf der kleinen halb verkommenen und halb verwilderten Insel St. Jan hat sie sich besser erhalten. Sie ist die Muttersprache der älteren Generation, welche schlecht und mit Schwierigkeit Englisch, aber Creolisch mit Geläufigkeit spricht, die Jüngeren dagegen haben Englisch adoptirt.“

Bekanntlich haben die Neger ein ziemliches Geschick, sich fremde Sprachen bis zu einem gewissen Grade zueigen zu machen; sie haben bald einen Vorrath von Verben, Substantiven und Adjectiven, aber reihen dieselben ohne grammatische Flexion aneinander, ähnlich wie Kinder zu sprechen pflegen. Selbst von Negern, die z. B. vergleichsweise fließend englisch sprechen, wird man *I is, you am, me be, a teeth* u. s. w. zu hören bekommen; ähnlich in anderen Sprachen. Die creolische Mischsprache, von welcher hier die Rede ist, hat demnach auch als von Negern geschaffen, eine beinahe vollständige grammatische Formenlosigkeit aufzuweisen, und entlehnte der dänischen und holländischen Sprache zumeist die verbindenden und zusammenhaltenden Worte, sozusagen den Mörtel der Sprache, während Substantive, Adjective und zum Theile auch Verben mehr den Sprachen mit lateinischer Wurzel entnommen wurden. Oft ist es recht schwierig zu entscheiden, welcher der verschiedenen Quellen ein Wort entstammt. So z. B. *Water kok fo fes, fes no weet.* (Das Wasser kocht für den Fisch, aber dieser weiß es nicht.) Leichter zu unterscheiden sind die nicht sehr zahlreich vertretenen französischen und spanischen Elemente. Auch kömmt es vor, dass ein und dasselbe Wort verschiedene Bedeutung erlangt, e

[1]) Siehe Näheres in „*Zeitschrift für Ethnologie*“, 1881.

nach der Sprache aus der es entnommen ist. So heißt *loop* gehen, *kurir* aber laufen. Eine ganze Reihe französischer Verben hat die holländische Endsilbe *eer* erhalten: *respekteer*, *assisteer*, *mankeer*, *pardonneer*, *permitteer*, *forceer*, *observeer*, *murmureer* und viele andere. Das Spanische ist in Worten wie *pará* (bereiten), *cabá* (vollenden), *matá* (tödten) *cabaj* (Pferd), *cubrita* (Ziege) u. s. w. leicht zu erkennen. Wenige, aber immerhin einige Worte scheinen afrikanischen Ursprungs zu sein; das Gleiche dürfte von der häufig vorkommenden, eine Verstärkung des Ausdrucks bedeutenden Verdopplung von Worten gelten, z. B. *war war* (sehr wahr, wahrlich) *peck peck* (Zusammenlesen) *gaw gaw* (sehr geschwind) *fru fru* (früh Morgens). Der Mangel an grammatischen Formen bringt eine Vieldeutigkeit beinahe aller Sätze mit sich; so bedeutet z. B. *Mi kik ju cabaj*, ich sehe (sah) dein (deine, ihr, ihre) Pferd, (Pferde). Reich ist das Creolische an Sprichwörtern, für welche Ausdrucksform die Neger wie es scheint eine besondere Empfänglichkeit besitzen. Wir wollen einige derselben nebst ihrer Verdeutschung hiehersetzen, da sie sowohl die Zusammensetzung als den Geist dieser eigenartigen Sprache sehr anschaulich machen.

Bergi mit Bergi no kan tek, ma twee mens sal teck.	Berg kann sich nicht mit Berg begegnen, aber zwei Menschen müssen sich begegnen.
Mata mumma, du die before die kint, him sal jeet; ma mata kind da die before mumma, kim no sal jeet, him sal kris.	Tödte die Mutter und setze sie dem Kinde vor, es will sie fressen, tödte das Kind und setze es der Mutter vor, sie will es nicht fressen.
Wat ple ju bottle bin, mi glas bin.	Wo Deine Flasche ist, sei mein Glas.
Een man dodt een ander man brod.	Eines Mannes Tod eines andern Mannes Brot.
Crabbo no wander, him kom no fet; as him wander attofel, him sal loop na pot.	Wenn die Krabbe sich nicht rührt, wird sie nicht fett werden, aber wenn sie geht allzuviel herum, geht sie zum Kochtopf.
Man dodt, besjet gurri na sji door.	Wenn ein Mann ist todt, dann wächst Gras vor seiner Thür.
Ekke man suk sji eigen wit.	Kein Mann bewirkt sich um sein eigenes Weib.

Außer den Bibelübersetzungen, welche von den Missionären verfasst wurden, wird kein literarisches Denkmal das Aussterben dieser merkwürdigen Sprache überdauern, und es sind die Arbeiten des Dr. Pontoppidan demnach umso dankenswerter. Außer der auf den französischen Antillen eingebürgerten französisch-creolischen Negersprache, von welcher wir ein längeres Beispiel schon auf pag. 77 gegeben haben, verdient noch ein Neger-Patois Erwähnung, welches unter dem Namen Pappiamento bekannt ist und auf Curaçao gesprochen wird. Dasselbe fußt auf Mischungen der spanischen und holländischen Sprache, zeigt also eine gewisse weitläufige Verwandtschaft mit dem Creol der dänischen Inseln, aber es erweist sich zäher als letzteres; während dieses im Aussterben begriffen ist, wird jenes auf Curaçao von der Negerbevölkerung beinahe ausschließlich gesprochen.

Nach $3^1/_2$tägigem Aufenthalte im Hafen von Charlotte Amalia lief Corvette Zrinyi am 15. December abends aus, um sich nach St. Juan auf Portorico zu begeben.

Nach Verlassen des Hafens steuerte S. M. Schiff Zrinyi direct auf Sail Rock zu. Die in See vorgefundene leichte NO-Brise gestattete, nachdem auf der Höhe des genannten Felsens der Curs NW genommen worden war, die Ausnützung der Segel und brachte das Schiff in den ersten Nachmittagsstunden des folgenden Tages dicht vor den Hafen St. Juan, welcher nach Einschiffung des königlich spanischen Regierungslotsen angelaufen wurde. Corvette Zrinyi kam um $2^h\ 20^m$ p. m. in 7 *m* Wasser zu Anker, und fand im Hafen den französischen Kreuzer Talisman vor. Kurze Zeit darauf traf auch das spanische Kanonenboot Fernando el catolico ein.

---

14. Portorico.

(Hiezu Anhang *M*).

An den Archipel der Jungfern-Inseln reiht sich westwärts die Insel Portorico — San Juan Baptista de Puerto Rico mit ihrem vollen Namen — die kleinste der vier großen Antillen, und im Vereine mit der größten — Cuba — der letzte Rest der einst unermesslichen spanischen Besitzthümer in der neuen Welt. Die ältere Geschichte von Portorico trägt denselben Charakter wie jene der anderen westindischen Inseln. Von Columbus im November 1493 entdeckt, wurde die Insel anfänglich nicht weiter beachtet. Mit der jener Zeit eigenen Sucht zur Übertreibung berichtete man, die Insel sei »bevölkert wie ein Bienenstock«, und schätzte ihre Einwohnerzahl auf 600 000. Die friedlichen Ureinwohner, unter mehreren Kaziken und einem gemeinschaftlichen Oberhaupte lebend, oblagen dem Ackerbau und blieben bis zum Jahre 1510 von den Europäern unbehelligt. Als aber Ponce de Leon, Statthalter einer der auf Hayti gegründeten spanischen Niederlassungen, im Jahre 1508 die Insel Portorico besuchte und über vorgefundene Spuren von goldführendem Sande in mehreren Bächen der Südküste berichten konnte, sandte Diego Columbus von Hayti aus den Juan Cerron zur Besitznahme der Insel und Gründung einer Niederlassung auf derselben ab. Ponce de Leon, sich hiedurch zurückgesetzt fühlend, machte sich im folgenden Jahre (1511) gewaltsam zum Herrn von Portorico. Mit blutigen Streitigkeiten unter den ersten europäischen Ansiedlern begann somit die Colonisation von Portorico; die Ureinwohner, welche den Spaniern zuerst mit aller Freundlichkeit entgegengekommen waren, wurden bald zu Frohnarbeiten und Sclavendiensten gezwungen und erhoben sich gegen ihre Bedrücker. Trotz der fortwährenden Uneinigkeiten unter den Spaniern zogen die Indianer in den zahlreichen Gefechten begreiflicherweise stets den Kürzeren; diejenigen von ihnen aber, welche nicht in Waffen gegen die Spanier standen, erlagen der harten, ihnen alsbald aufgezwungenen Arbeit, sowie den Blattern und anderen von den Spaniern mitgebrachten Krankheiten.

Der Befehl, welchen König Karl im Jahre 1523 erließ, dass die Eingeborenen nicht als Sclaven behandelt werden dürfen, kam schon zu spät; der

gänzliche Verfall dieser widerstandsunfähigen Race war nicht mehr aufzuhalten. Als sich zu den traurigen Zuständen auf Portorico noch Überfälle durch kriegerische Karaibenstämme von den kleinen Antillen, Verwüstungen durch Orkane und durch Ameisenscharen gesellten, ward die Colonie für längere Zeit ganz verlassen; die Spanier zogen sich nach St. Domingo, die Reste der Eingeborenen in die Gebirge der Insel zurück. Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts neue Ansiedler auf Portorico sich besserer Fortschritte erfreuten als ihre unklugen Vorgänger, zog die aufblühende Colonie auch die Aufmerksamkeit der jeweiligen Feinde Spaniens auf sich. Die auf der Nordküste gegründete Hauptstadt wurde 1595 von Francis Drake, 1598 vom Earl von Cumberland geplündert, 1615 vom Holländer Balduin Enrique angegriffen, welcher hier seinen Tod fand. Von dieser Zeit datirt die bessere Befestigung der Hauptstadt, welche seither alle feindlichen Angriffe mit Erfolg zurückzuweisen vermochte. Nicht allein der gefürchtete französische Corsar Ogeron, welcher von Tortuga aus seine Streifzüge unternahm, auch Engländer wurden (1702) bei einem Landungsversuche zurückgeschlagen; im Jahre 1742 schlug ein anderer Versuch Englands, Portorico zum Mittelpunkte seiner westindischen Besitzungen zu machen, ebenfalls fehl, und selbst Lord Abercrombie musste 1797, nach dreitägiger Belagerung von St. Juan, seine Truppen wieder einschiffen und unverrichteter Dinge abziehen.

Das Mutterland hatte sich sehr lange Zeit hindurch nicht viel um die Entwicklung von Portorico gekümmert; die ersten Bestrebungen der spanischen Regierung zu Gunsten der Colonie werden vom Jahre 1763 an verzeichnet. Binnen 15 Jahren entstanden damals zehn neue Ortschaften auf der Insel, welche im Jahre 1600 zwei und 100 Jahre später nur drei Ortschaften oder Niederlassungen besessen hatte. Die Bevölkerungszahl stieg schon im Jahre 1769 auf 18 000 und erhöhte sich bis zum Jahre 1778 auf 70 250. Die wohlthätige Fürsorge Spaniens für die an Bedeutung gewinnende Colonie musste nothwendig erlahmen, als die Periode der großen Kriege eintrat, in welche Spanien während der Zeit der französischen Republik und des ersten Kaiserreiches mitverwickelt wurde. Aber im Jahre 1815 erschien eine Reihe von königlichen Verfügungen, welche namentlich die Einwanderung auf Portorico lebhaft förderten. Bisher waren die finanziellen Bedürfnisse der Insel, welche von Spanien als Deportationscolonie benützt worden war, aus den reichen Überschüssen der festländischen Colonien gedeckt worden; nun aber dachte man daran, die natürlichen Reichthümer Portoricos durch Zuführung der nöthigen Arbeitskräfte besser nutzbar zu machen. Man sicherte jedem Katholiken, welcher sich auf der Insel sesshaft machen würde, die unentgeltliche Überlassung von Ländereien „im Verhältnisse zu seinem Vermögen“ zu und befreite die neuen Ansiedler auf immer von der Grundsteuer und auf 15 Jahre von dem Zehent. Unter so günstigen Bedingungen waren namentlich Royalisten vom ehemals spanisch-amerikanischen Festlande gerne bereit, auf Portorico eine neue Heimat zu suchen.

Die Wirren im Mutterlande von 1820—1823 fanden begreiflicherweise ihr Wiederspiel auf Portorico und brachten Tumulte, Mangel an Geld und Credit, Rückgang der Erträgnisse; mit der Ernennung des thatkräftigen Don Miguel della Torre zum Generalcapitän der Colonie, welcher rasch Ordnung in alle Verhältnisse brachte, trat ein rascher Umschwung zum Besseren ein. Der Wohlstand hob sich in bemerkenswerter Weise; man hat constatirt, dass damals in sieben Jahren mehr öffentliche Bauten aufgeführt wurden als früher in einem

Jahrhunderte, und die lebhafte Einwanderung aus den ehemals spanischen Colonien am Festlande brachte Capital und Arbeitskräfte nach Portorico. Seit 1828 wurde auch eine duldsamere Haltung in confessionellen Angelegenheiten angenommen; mehrere Häfen wurden neben dem bishin allein zum Handel berechtigten S. Juan eröffnet, endlich nach und nach die Eingangszölle herabgesetzt und die freie Einfuhr unentbehrlicher Lebensmittel gestattet, lauter Maßregeln, welche der Colonie bald zu kräftigem Aufschwunge verhalfen.

Der gegenwärtige Zustand der Colonie ist jener einer unfertigen Entwicklung [1]); Portorico kann heute noch keine blühende Colonie genannt werden, wenigstens nicht in dem Sinne, welchen man diesem Ausdrucke gewöhnlich mit Rücksicht auf den Nutzen der Colonie für das Mutterland beimisst; und selbst eine oberflächliche Beobachtung der Dinge lehrt den Reisenden, dass vieles noch einer Besserung bedürftig und manches einer weiteren Entwicklung fähig ist. Aber trotzdem kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, dass die rasche Zunahme der Bevölkerung und die fleißige Benützung des natürlichen Bodenreichthumes zu Zwecken des Landbaues und der Viehzucht auf Portorico Verhältnisse geschaffen haben, welche sich in mancher Beziehung von jenen einiger anderer der westindischen Inseln unterscheiden.

Betrachtet man vorerst die Zahl der Bevölkerung, so findet man, dass dieselbe (nach dem Census von 1880) 754 313 Seelen beträgt, so dass bei dem Flächeninhalte Portoricos von 9315 km^2 81 Einwohner auf den Quadratkilometer entfallen (ein Dichtigkeitsverhältnis, welches größer als jenes von Galizien und nur wenig geringer als jenes von Mähren ist). In 100 Jahren hat sich also die Bevölkerung von Portorico mehr als verzehnfacht; in den 50 Jahren von 1830 bis 1880 aber hat sie sich mehr als verdoppelt, da man in diesem letzteren Jahre nur 319 000 (nach anderen Angaben 323 828) Einwohner zählte. Im Jahre 1860, also 20 Jahre vor der letzten, im Jahre 1880 vorgenommenen Volkszählung, constatirte man eine Bevölkerungszahl von 583 181 Seelen [2]).

Mit der aus diesen Zahlen ersichtlichen rapiden Zunahme der Bevölkerung hat offenbar die Vermehrung der Bodenproduction Schritt gehalten; denn Portorico ernährt nicht allein seine zahlreiche Bevölkerung und führt Lebensmittel und namentlich Schlacht- und Lastvieh nach den benachbarten Inseln aus, sondern es wird auch noch überdies ein namhafter Ertrag eigentlicher Colonialproducte jährlich zur Ausfuhr gebracht. Die hauptsächlichsten derselben waren:

---

[1]) „Die regelmäßige Form der Insel und ihre Unzugänglichkeit“ sagt Dr. Otto Delitsch (Wappäus I. 4. 1918), „haben der ganzen Entwicklung des Lebens auf ihr etwas Einheitliches und Gleichmäßiges, d. h. eine gleichmäßige Langsamkeit und Unvollkommenheit verliehen.“

[2]) Die proportionale Zunahme der Bevölkerung in ihren einzelnen Schichten, zeigt sich in den folgenden vom Obersten Pedro de Cordova im Jahre 1838 in der *„Memoria sobre todos los ramos de la isla de Puerto Rico“* angegebenen Daten:

Man zählte i. J.	Weiße	Sclaven	freie Neger	Mulatten	Zusammen
1820	102 432	21 730	20 191	86 269	230 622
1830	162 311	34 240	26 857	100 430	323 838
1838	188 879	41 188	28 530	110 249	368 836

An der raschen Zunahme der Bevölkerung participirten übrigens auch günstige Reproductionsverhältnisse. In den Jahren 1828, 1829 und 1830 zählte man jährlich zwischen 14 000 und 15 000 Geburten gegen circa 8000 Todesfälle.

Zucker i. J. 1883:	79 738 103 *kg*;	1885: 88 959 181 *kg*
Kaffee „ „ „	17 017 508 „	„ 21 668 519 „
Honig „ „ „	29 370 340 „	„ 30 645 598 „
Tabak „ „ „	1 776 523 „	„ 3 495 393 „

Die Gesammtwerte der Ausfuhren von Portorico und der gleichzeitigen Einfuhren dahin betrugen:

	Ausfuhrswerte[1])	Einfuhrswerte
Im Jahre 1883:	59 038 600 Frcs.	68 429 215 Frcs.
„ „ 1884:	58 094 415 „	65 660 460 „
„ „ 1885:	70 243 195 „	58 725 115 „

Diese Handelsbewegung wurde vermittelt im Jahre 1884 durch ausgelaufene Schiffe 1449 von 886 605 *t* und eingelaufene Schiffe 1659 von 1 057 947 *t*; im Jahre 1885 durch ausgelaufene Schiffe 1544 von 971 737 *t* und eingelaufene Schiffe 1648 von 1 108 396 *t*.

Fügen wir hier gleich, um das Bild der wirtschaftlichen Lage von Portorico zu vervollständigen, die Budgetanschläge der Finanzjahre 1885/86 und 1886/87 hinzu:

	Einnahmen	Ausgaben
Für das Finanzjahr 1885/86:	19 297 810 Frcs.	19 220 065 Frcs.
„ „ „ 1886/87:	19 095 620 „	19 635 725 „

Zur richtigen Würdigung dieser Zahlen trägt es wesentlich bei, wenn man berücksichtigt, dass im Jahre 1830, als die Colonie weniger als die Hälfte der jetzigen Einwohnerzahl hatte, dem Ausgabsbudget von 1 626 275 Frcs. nur Einnahmen in der Summe von 153 245 Frcs. gegenüberstanden, und demnach ein Deficit in nahezu zehnfachem Betrage der Einnahmen vom Mutterlande gedeckt werden musste. Im Jahre 1862, bei einer Bevölkerungszahl von etwa 600 000 Einwohnern, wurde schon eine Einnahmensumme von 16 027 780 Frcs. erzielt.

Es ergibt sich somit, dass Portorico — eine der allerältesten spanischen überseeischen Besitzungen — erst im Laufe des letzten halben Jahrhundertes den Weg zu seiner jetzigen Bedeutung zurückgelegt hat, und diese letztere unzweifelhaft nebst seinen günstigen natürlichen Verhältnissen der werkthätigen Fürsorge des Mutterlandes verdankt. Eine weitere Erstarkung der Colonie wird davon abhängig sein, dass ihre Bewohner zur Selbstthätigkeit in der Schaffung der allerdings kostspieligen Einrichtungen schreiten, welche für den erleichterten Absatz ihrer Bodenproducte nothwendig sind, und deren Anlage sie bisher vom Mutterlande erwarten, das aber nicht finanzkräftig genug ist, um bedeutende Capitalien in der Colonie zu investiren. Dazu gehört vor allem die Herstellung der nöthigen Communicationen, Straßen, Brücken, Flussregulirungen u. s. w. im Innern der Insel; in dieser Richtung ist es gegenwärtig auf Portorico noch sehr schlecht bestellt. Eine Fahrstraße führt zwar längs der Küste um die ganze Insel und verbindet alle Hafenplätze, aber die Verbindungen nach dem

[1]) Folgende Zahlen geben ein Bild des Steigens der Production in der Periode des raschesten Aufschwunges:

Die Ausfuhrswerte betrugen

im Jahre 1810 :	328 860 Francs	
„ „ 1832 :	15 000 000 „	(rund)
„ „ 1836 :	16 762 290 „	
„ „ 1839 :	27 583 055 „	

Innern sind meist nur freigelassene Reitpfade; alle diese Wege sind beinahe nur in der trockenen Jahreszeit gut passirbar. In der Regenzeit hemmen die zahlreichen, stark austretenden Flüsse (18 an der Nordküste, 3 im Westen, 16 im Süden, nebst zahlreichen bedeutenderen Bächen, wovon allein neun an der Ostküste) den Verkehr, und nebstdem erzeugen ihre Überflutungen Versumpfungen, welche Culturen zerstören und Miasmen erzeugen. Zur Behebung dieser Misstände, welche einer weiteren Entwicklung der Cultur und des Wohlstandes auf Portorico gewiss sehr hinderlich sind, wären viele Arbeiten nothwendig, welche mit Energie in Angriff genommen werden müssten. Aber bekanntlich sind Arbeitslust und Energie Eigenschaften, welche den in Tropenländern Geborenen zumeist fehlen, und auch denjenigen bald abhanden kommen, welche diese Eigenschaften etwa besessen haben, bevor sie ihr Weg nach diesen Ländern führte. Dies gilt für Portorico wie für andere Länder der heißen Zone, trotzdem dass gerade die Bevölkerung dieser Insel sich einer Zusammensetzung erfreut, welche die Arbeitsverhältnisse günstiger gestaltet, als auf nahezu allen anderen Inseln Westindiens. Am beweiskräftigsten ist in dieser letzteren Richtung die Thatsache, dass Portorico bisher beinahe die einzige westindische Insel ist, welche die Einfuhr von Coolies entbehren konnte. Dieser Thatsache zunächst steht das günstige Verhältnis, in welchem die weiße oder wenigstens als weiße gerechnete Bevölkerung die farbigen Stämme und Mischlinge an Zahl übertrifft. Seitdem im Jahre 1873 die Sclaverei auf Portorico gänzlich aufgehoben wurde, macht die Bevölkerungsstatistik zwar keine sehr strengen Unterschiede mehr in der Race der Bewohner; aber die aus dem Jahre 1864 zugebote stehenden Zahlen geben 323 082 Weiße, 200 748 freie Farbige, 49 422 freie Neger und nur 42 642 Sclaven an, ein Verhältnis, welches seither ziemlich unverändert geblieben ist, indem man jetzt unter den 754 313 Einwohnern 429 473 Weiße zählt.

Die Weißen an und für sich sind auf Portorico zwar der überwiegenden Majorität nach spanischer Abkunft, namentlich Galizier, Catalonier, Andalusier, Basken und Mayorquier; aber die lebhafte Einwanderung nach Portorico, welcher diese Colonie, wie oben bemerkt, vor etwa 50 Jahren einen schnellen Aufschwung verdankte, hat auch viele Deutsche, Schweden, Russen, Dänen, Polen, Engländer, Irländer, Schotten (meist von Guernsey), Franzosen, Schweizer, Italiener und Ungarn nach Portorico gebracht. Dazu kommen Nordamerikaner und die sehr stark vertretenen Isleños, nämlich Abkömmlinge der Einwanderer von den canarischen Inseln. Der Typus dieser letzteren lässt auf eine Abstammung von Spaniern und den Ureinwohnern der Canarien schließen. Die Mayorquier sind meistens Choeten, d. i. Nachkommen von maurischen Juden. Diesen Stämmen von rein kaukasischer Race schließen sich diejenigen weißer Creolen an, welche Nachkommen im ersten oder zweiten Gliede von Europäern und Töchtern von als weiß angesehenen Creolen sein mögen. Die weiße Abstammung ist in vielen dieser Familien eine durchaus nicht unzweifelhafte; die Vorfahren kamen häufig vom amerikanischen Festlande, von S. Domingo, von den französischen, englischen oder dänischen Inseln her; bei vielen Individuen zeigt sich aber bei gänzlich weißer Haut das eigenthümlich gekräuselte Haar, der unangenehme, der Negerrace eigene Geruch, hie und da wieder der wulstige Mund u. s. w. als Zeichen der Mischung mit Negerblut. Übrigens wird hierauf in Portorico kein großer Wert gelegt, so lange diese Merkmale nicht besonders stark in die Augen fallen. Ein Weißling, wie man diese undefinirbaren Weißen wohl nennen könnte, nimmt keinen Anstand, sich mit

einer etwas dunkleren Frau zu verheiraten; der umgekehrte Fall aber tritt sehr selten ein.

Den Weißen stehen auf Portorico an Bedeutung zunächst der eigenthümliche Volksstamm der Gibaros, welcher einzig auf dieser Insel vorkömmt. Diese Abkömmlinge von Spaniern und Töchtern der Ureinwohner von Portorico bilden den »wahren Landestypus« der Bevölkerung, wie Bello y Espinosa schreibt[1]); sie sind zu großem Theile Besitzer kleiner Landwirtschaften, tüchtige Bauern und vorzügliche Viehzüchter; auch der besitzlose Theil der Gibaros arbeitet in dieser selben Richtung. Diese zahlreiche Race und die Isleños sind es, welchen man das Überwiegen der Weißen über die Farbigen verdankt, und durch deren Vorhandensein der Colonie bisher die Nothwendigkeit der Einführung von fremden Lohnarbeitern erspart geblieben ist. Allerdings sind auch die Gibaros weit entfernt davon, emsige Arbeiter zu sein, welche etwa jedem Zollbreit fruchtbaren Bodens sein Bestes abzugewinnen bemüht wären; der oben genannte Gewährsmann sagt von ihnen: »Ohne viel Ehrgeiz und wenig auf die Zukunft bedacht, besorgen sie ihr Vermögen mit Gleichgiltigkeit, und zufrieden mit dem heute, bekümmern sie sich wenig um das, was der nächste Tag bringen kann, ein Fehler, den gewiss unredliche Handelsleute auf beklagenswerte Art ausbeuten.« Doch tritt auch manche andere Eigenschaft bei diesem Volke zutage, welche auf seine edle andalusische Abstammung zurückgeführt werden darf: »Sie lieben eine scharfsinnige und gewandte Unterhaltung (*son conversadores agustos y listos*), sind mäßig im Essen und Trinken, aber frei in ihren Sitten bezüglich des anderen Geschlechtes. Sie sind äußerst gastfrei; und wenn es im Hause eines wohlhabenden Arbeiters dem Reisenden nicht an gutem Essen und gutem Lager mangelt, so fehlt in der Hütte des armen wenigstens nicht der *chinchorro* zum Ausruhen, eine *jiguera* schwarzen Kaffees, eine gebratene Banane und der gute Wille.« Strenger werden die Gibaros vom Consul Krug beurtheilt, welcher auf Portorico eingehende Forschungen über die bis vor etwa 20 Jahren gänzlich unbeachtet gebliebenen indianischen Alterthümer angestellt und die ethnologische Abtheilung des Berliner kön. Museums durch eine wertvolle Sammlung solcher Funde bereichert hat. In einer dem Völker- und Racengemische auf Portorico gewidmeten Abhandlung sagt er über die Gibaros: »Sie sind im allgemeinen ein sehr heruntergekommener Menschenschlag, haben sehr wenig Bedürfnisse, arbeiten nur so viel, um sich nothdürftig zu erhalten, sind meistens ohne alle Ambition und grässlich indolent; die Wenigen, welche etwas auf sich halten, weisen aber die Zumuthung einer Abstammung von den Indianern mit Zorn und Verachtung zurück, können jedoch nie Rechenschaft über ihre Voreltern geben, bekümmern sich auch gar nicht darum. In manchen Theilen der Insel findet man Gibaros, die sehr gute Feldarbeiter abgeben, aber nur sehr selten welche, die etwas beiseite legen und ihre Condition wesentlich verbessern. Gewöhnlich wird am Sonntag das Gewonnene verspielt oder vertrunken, wenngleich man nie unter ihnen einen Säufer oder schwer Betrunkenen findet. Ihre Laster sind das Spiel und das schöne Geschlecht.«

Die Gibaros und die weiter oben erwähnten Isleños bilden auf Portorico dasjenige sociale Element, welches man nach europäischen Begriffen etwa den

---

[1]) Spanisches Manuscript, mitgetheilt von Dr. v. Martens in der »*Zeitschrift für Ethnologie*« 1872.

Bauernstand nennen könnte. Ein Theil dieser Stämme und die Neger machen zusammen die Arbeiterbevölkerung aus; die grundbesitzende Aristokratie besteht zumeist aus Nachkommen von spanischen Officieren und Beamten, welche in früheren Zeiten beinahe regelmäßig Grundbesitz erwarben und sich gänzlich auf der Insel sesshaft machten. Diese einheimische Creolen-Aristokratie besitzt alle schönen und edlen Eigenschaften der Spanier, aber auch wohl ihre Schwächen in vielleicht verstärktem Maße; bei ihrem ausgesprochenen Ehrgeize muss die ausschließliche Verleihung aller Ämter, Würden und Ehren an Spanier aus dem Mutterlande ein stetes Gefühl des Neides unter den Creolen wachhalten. Außer jenen Spaniern, welche, mit Staatsämtern bekleidet, nach Portorico kommen, erhält die Colonie auch jährlich namhaften Zuzug von Kaufleuten, Krämern und Handwerkern aus dem Mutterlande. Diese Einwanderer gelten als thätiger und energischer denn die Creolen; die Kaufleute und Krämer kehren meistens in die Heimat zurück, sobald sie Vermögen erworben haben; die Handwerker aber, welche bei einigem Fleiße bald wohlhabend werden, erwerben Grundbesitz und bleiben in der Colonie.

Die Mulatten nehmen auf Portorico dieselbe Mittelstellung ein wie anderswo; arbeitsamer und thätiger als die Creolen, findet man sie in beinahe allen Berufszweigen vertreten, doch ist ihre sociale Stellung nie die gleiche wie jene ihrer weißen Berufsgenossen. Unter den helleren Mulatten findet man Schullehrer, Zeitungsschreiber, Feldmesser, Ärzte, allerlei Handwerker und auch eine gute Anzahl von kleinen Grundbesitzern. Von den dunklen Mulatten, Söhnen von ehemaligen Negersclavinnen, sind die meisten französischer Abstammung, und es finden sich unter ihnen sehr ordentliche Leute, die tüchtig arbeiten und es oft auch zu Wohlstand bringen; aber daneben gibt es unter ihnen auch viele Spieler, Schmarotzer und sonstige Taugenichtse.

Die Neger endlich, relativ gering an Zahl und durch das reichliche Vorhandensein anderer Arbeitskräfte zum Wettbewerbe im Kampfe um das Dasein gezwungen, scheinen sich auf Portorico eines besseren Leumundes zu erfreuen als auf den englischen und französischen Antillen. »Es gibt unter ihnen tüchtige, kräftige Arbeiter«, sagt Consul Krug, »welche, wenn man sie gut zu nehmen weiß und sie mit freundlichen Worten und offener Hand zur Arbeit antreibt, besser und fröhlicher arbeiten als selbst deutsche Arbeiter zur Erntezeit. ... Die gesündesten und kräftigsten Leute findet man unter den hier geborenen Negern und Mulatten. Diesen scheint das Klima am besten zuzusagen und selbst bei harter Feldarbeit nur zuträglich zu sein.«

Die in cultureller Beziehung hochwichtige, bisher so verschieden beantwortete Frage, ob die Negerrace bei sorgfältiger Pflege der Erziehung der heranwachsenden Generationen auf die gleiche geistige und sittliche Höhe gebracht werden könne, wie die Völker kaukasischer Abstammung sie erreicht haben, ist für Portorico von geringerem Belange als z. B. für die französischen Antillen, wo die Farbigen die Majorität, oder für Hayti, wo sie die Herrschaft besitzen; gleichwohl zieht Consul Krug auch diese Frage in den Kreis seiner Erwägungen und kömmt zu ähnlichem Schlusse wie Spencer St. John, welcher durch zwölf Jahre der Entwicklung der Dinge in Hayti als beobachtender Augenzeuge beigewohnt hat[1]). C. Krug resumirt seine Ansicht wie folgt: »Es scheint, dass der Neger nur einer gewissen, mäßigen Civilisation fähig ist; wo die Kunst weiter zu gehen sucht, gibt es doch nur eine Treib-

---

[1]) Vergleiche Nr. 15 Hayti.

hauspflanze und eine oder die andere Ausnahme, welche auch nur künstlich und durch äußere Hilfe auf der errungenen Höhe erhalten werden kann. Vorläufig ist der Neger kein Weißer; ob Generationen der sorgfältigsten Cultur ihn dazu machen können, ist unmöglich zu entscheiden, jedenfalls aber sehr fraglich.«

Ebenso vielseitig interessant, als die gemischte Bevölkerung Portoricos für den ethnologischen Beobachter ist, müsste die naturhistorische Durchforschung der Insel für den Fachmann sich gestalten. Es will scheinen, als ob in dieser Richtung noch ein weites, bisher gänzlich brach gelegenes Feld der Bearbeitung offen stünde. Geognostisch ist die Insel noch gar nicht durchforscht; der Pflanzer begnügt sich natürlich mit der Kenntnis der Oberflächenschichte. Diese letztere besteht in den Bergen aus einem fetten, kreidehaltigen, rothen oder weißen und überall fruchtbarem Thon, welcher auch vielfach zum Ziegelbrennen benützt wird. In den Thalgründen und Küstenauen liegt schwarzer Boden obenauf; an manchen Stellen auch unfruchtbarer Kies. An den Küsten findet sich Korallenkalk; Kalkgestein scheint überall vorzukommen. Einzelne Gänge von Pyrit und Bleierz führen Schwefel, Arsenik, Eisen, Kupfer, Silber und Gold, doch fehlt es hierüber noch an jeder gründlichen Untersuchung. Einzelne Bäche führen Goldsand, welcher wahrscheinlich aus dem Quarz silurischer Schichten stammt. Bergwerke sind übrigens nicht eröffnet worden; ein im Jahre 1847 von der Regierung ertheiltes Privilegium zum Aufsuchen von Gold hat nur geringen Erfolg gehabt. An einer schwer zugänglichen Stelle im Innern des Landes sind Steinkohlenlager aufgefunden worden. Dieselben werden noch gar nicht ausgebeutet. Zwei Salzwerke geben einen sehr unbedeutenden Ertrag.

Die Flora Portoricos ist ungemein reich und mannigfaltig; ihr Charakter ist durch das Klima bedingt, welches an den Nord- und Ostküsten feucht und regnerisch, an den Süd- und West- (Lee-) Küsten trockener ist. Im Gebirge, welches die ganze Insel von Ost nach West durchzieht und mit dem Yungue in 1119 *m* seine größte Erhebung erreicht, wachsen Steineichen, Acajoubäume, Nussbäume, Seybos, Granadillos; in den Tiefebenen Palmen, Sapotaceen, Jamaikapfeffer u. s. w. Tamarinden, Cassien und Guanabanos sind allgemein verbreitet. Die Wälder erreichen eine ansehnliche Höhe und tropische Dichtigkeit und liefern edle Bau-, Werk- und Farbhölzer. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Culturpflanzen. Es sind dies namentlich das Zuckerrohr, welches auf den weitläufigen Ebenen an der Küste gebaut wird; der Kaffee, welcher in höheren Gegenden, auf schattigen Abhängen oder im Schatten eigens dazu gepflanzter Bäume gezogen wird, wie das Guamá (Inga laurinea), der Guave (Inga vera), der Buscare (Erythrina bucare), der Maga (Thespesia grandiflora) u. s. w.; Tabak gedeiht in vorzüglichen Qualitäten; doch wird er nicht auf der Insel selbst verarbeitet, sondern nach Cuba verschifft. Nächst Zucker, Kaffee und Tabak, den Haupterzeugnissen Portoricos, verdienen die Nährfrüchte Erwähnung: vor allem die Banane, welche, in unreifem Zustande gebraten, das eigentliche Brot für die Bevölkerung bildet; Reis, Mais, kleine Bohnen und andere Hülsenfrüchte, dann mehrere Erdfrüchte, endlich viele Obstgattungen; von letzteren kommen auch einige der gemäßigten Zone angehörende, wie z. B. Feigen, Granaten und Wein, gut fort, werden aber wenig gezogen.

Die Thierwelt bietet außer einer in großer Zahl vorkommenden Gattung von Vampyren wenig der Insel Eigenthümliches dar. Reptilien und Insecten

sind, wie überall in den Tropenländern, zur Qual der Menschen und Thiere in zahlloser Menge vorhanden, doch gelten die vielen Schlangen, welche sich auf Wiesen, an den Flussufern und in der Nähe der menschlichen Wohnungen aufhalten, nicht nur als ungefährlich für den Menschen, sondern sogar als nützlich, weil sie den in ungeheurer Menge vorkommenden Mäusen nachstellen. Diese schädlichen Nager sind nicht auf Portorico heimisch, sondern Nachkommen der relativ wenigen Individuen, die von Schiffen ihren Weg ans Land gefunden haben mögen, wo sie sich ins Unendliche vermehrten. Auch andere Säugethiere haben auf Portorico die günstigsten Bedingungen zu rascher Vermehrung vorgefunden; von den aus Europa importirten Rindern stammen die jetzigen zahlreichen Herden, welche nebst den Nutzgewächsen, einer der hauptsächlichsten Reichthümer Portoricos sind. In den Bergen trifft man auch verwilderte Rinderherden an. Die Pferde, ursprünglich von S. Domingo hieher gebracht, verloren zwar an Kraft und Schönheit; sie werden wie in Südamerika im Freien gehalten und nach Bedarf eingefangen und gezähmt. Maulthiere und Esel sind zahlreich und als Tragthiere geschätzt; der Bedarf an solchen Thieren ist ein großer, da die schlechte Beschaffenheit der Communicationen sowohl die Beförderung von Lasten als von Personen kaum in anderer Weise als mittels Benützung von Tragthieren gestattet. Die Einwohner von Portorico sind demgemäß auch durchwegs tüchtige Reiter. Von den eingeführten Schweinen ist sowie von den Rindern ein guter Theil in den Bergen verwildert; diese wilden Schweine bilden das einzige Object für den Jagdsport der Bewohner, da es an sonstigem Wild mangelt. Desto eifriger wird der lohnende Fischfang betrieben; die Strandbewohner sind kühne Seeleute und erfreuen sich in der spanischen Handels- und Kriegsflotte eines besonderen Rufes.

Wenig Interessantes ist über die politische Verwaltung zu berichten. Portorico bildet mit den benachbarten Inselchen Vieques, Culebra, Desecheo und Mona ein selbständiges Colonial-Gouvernement. Wie in allen spanischen Colonien, ruhen die sämmtlichen weltlichen Gewalten in nahezu absoluter Weise in der Hand des Gouverneurs vereinigt. Die Macht des Gouverneurs, dessen Amtsdauer meistens drei Jahre beträgt, ist durch das Bestehen der Cabildos — weltlicher Rathsversammlungen — beinahe gar nicht beschränkt. Die Insel wird ihrer geographischen Beschaffenheit entsprechend in eine nördliche und eine südliche Provinz eingetheilt, von welcher jeder ein Cabildo, aus lauter ernannten Mitgliedern bestehend, vorgesetzt ist. Aber nicht allein in weltlichen, auch in geistlichen Angelegenheiten stehen dem Gouverneur ausgedehnte Machtbefugnisse zu. Nicht nur die Ernennung aller geistlichen Würdenträger und die Verwaltung des Kirchenvermögens sind vom Gouverneur abhängig, sondern es kann selbst über Entscheidungen des geistlichen Gerichtshofes, welchem der Bischof in allen Ehe-, Armen- und reinen Kirchensachen vorsteht, an den Gouverneur appellirt werden. Am wenigsten abhängig vom Gouverneur scheint die Finanzverwaltung zu sein, welche als königliche Domänen-Intendantur die Einnahme aller Zölle, Steuern, Abgaben und sonstiger Einkünfte betreibt, und die Bezahlung der Beamten, Truppen, der Ausgaben für Befestigungen und andere öffentlichen Bauten besorgt; dieser Intendantur stehen auch richterliche Befugnisse zu, indem sie Confiscationen und andere Strafen für Schmuggel oder sonstige Hintergehungen der öffentlichen Einnahmen verhängt. Die sonstige Rechtsprechung erfolgt durch den königlichen Gerichtshof von Portorico, neben welchem ein Flottentribunal als zuständige Behörde in See-Angelegenheiten und außerdem ein Handelsgericht unter dem Namen Con-

sulado bestehen. Die höchste richterliche Instanz bildet das Colonial-Obergericht zu Madrid.

Das Nebeneinanderbestehen von Militär- und Flottengerichten, von geistlichen und weltlichen Tribunalen, von Civil- und Handelsgerichten bei mitunter nicht leicht erkennbarer Abgrenzung der Competenzen erschwert namentlich für den Fremden häufig den „Kampf ums Recht“; die weite Machtsphäre des Gouverneurs darf als ausgleichender Factor angesehen werden. Für den Handelsverkehr, besonders soweit Fremde als Interessenten in Betracht kommen, ist die complicirte und theuere Gerichtsbarkeit von wesentlichem Nachtheile. Schiedsgerichtliche Einrichtungen, welche die schnelle und billige Lösung commercieller Streitsachen bezwecken, fehlen gänzlich; Handelskammern existiren ebenfalls keine und wird alles gerichtlich geregelt; das Falliment eines Kaufmannes z. B. nimmt der Richter sofort in die Hand und leitet das gerichtliche Verfahren ein. Einen besonderen Übelstand bildet die Kostspieligkeit des Gerichtsverfahrens; die Eintreibung von Schulden durch die Gerichte wird nur in seltenen Fällen versucht, da dieselbe angesichts der hohen Gerichts- und Rechtsbeistandskosten beinahe immer mit Aufzehrung der Massa endigt.

Nebst den Nachtheilen, welche diese verwickelten Justizzustände für Handel und Verkehr haben, darf auch ihr ungünstiger Einfluss auf die öffentliche Moral nicht unterschätzt werden. Die leichte Erkennbarkeit des unanfechtbar gerechten Waltens der Gerichte gehört ja gewiss zu den wichtigsten, wenn auch indirecten Mitteln der Volkserziehung. Für die directe Volkserziehung durch Pflege des Schulwesens konnte bisher auf Portorico nicht viel geleistet werden. Die Bevölkerung lebt weit zerstreut auf den Haciendas, mit Landbau und Viehzucht beschäftigt; die Communicationen sind mangelhaft und an die Errichtung von Schulen konnte demnach beinahe ausschließlich nur in den Städten mit einigem Erfolge geschritten werden. Nebstdem kam in dieser Richtung die Kostenfrage sehr in Betracht; Portorico muss, wie alle spanischen Colonien, auch für die militärischen Auslagen aufkommen, welche in englischen und französischen Colonien vom Budget des Mutterlandes getragen werden; und da ist es leicht erklärlich, dass die circa 20 000 000 Frcs. (4 000 000 $), welche das Erträgnis der Insel bilden, gänzlich durch die innere Verwaltung, die Bezahlung der 5000 Mann betragenden Militärmacht und durch die im Vergleiche zum Mutterlande $2^1/_2$fachen Gagen der zahlreichen Officiere, Beamten etc. aufgezehrt werden.

Eine Schulstatistik besteht nicht; auch sind aus den Budgetansätzen Portoricos, soweit selbe zur Verfügung stehen, die Summen nicht erkennbar, welche dem öffentlichen Unterrichte zugewendet werden. Doch kann angenommen werden, dass dieselben keineswegs sehr bedeutend sein können, wenn man folgender Eintheilung der Ausgabsbudgets pro 1886/87 Beachtung schenkt:

Von der Gesammtsumme der präliminirten Ausgaben in dem Betrage von 3 927 145 $ entfallen auf

allgemeine Staatsausgaben	1 049 783	$
Justiz	279 473	„
Krieg	1 255 558	„
Marine	148 185	„
Finanzen	253 459	„
Inneres	571 857	„
öffentliche Arbeiten	368 830	„

Von der halben Million Dollars, welche auf die innere Verwaltung entfallen, dürfte das Unterrichtsbudget kaum den Löwenantheil erhalten.

Den Haupteinfluss auf die Volkserziehung in günstigem Sinne schreibt man auf Portorico der alten Einrichtung der Volkswehr — Miliz — zu, abgesehen von dem militärischen Werte derselben, welcher sich bei der natürlichen Tapferkeit ihrer Mannschaften, den guten Vertheidigungsanstalten der Häfen, der Schwierigkeit der Verhältnisse für Eindringlinge mehrmals, namentlich aber im Jahre 1797 in schönstem Lichte gezeigt hat. Sämmtliche Grundbesitzer sind zum Dienste in der Miliz verpflichtet, und hierauf baut sich eine Art militärischer Organisation der ganzen Bevölkerung, welche namentlich am flachen Lande sehr gute Wirkungen erzeugt und in mancher Richtung die Administration erleichtert. Die Untercommandanten der Milizabtheilungen haben die Verbreitung der Regierungsbefehle zu besorgen, Wegbauten anzuordnen, Steuern einzusammeln, Gehalte auszuzahlen u. s. w. Die Küstenwache ist den Milizen anvertraut, und zum Geschäftskreise ihres in der Hauptstadt residirenden Commandanten gehört die Überwachung der Gefängnisse — letzteres wohl ein Erbstück aus der Zeit, in welcher Portorico noch zu gutem Theile Strafcolonie war. Die Abtheilungen der Miliz werden zu regelmäßigen Versammlungen berufen, in welchen auch über materielle Beitragsleistungen für Bauten, Kirchenbedürfnisse, öffentliche Arbeiten u. s. w. Beschlüsse gefasst werden.

Manche dieser Einrichtungen mögen in den Augen des europäischen Fremden einen etwas patriarchalischen Anstrich haben, so auch z. B. die Verpflichtung des Gouverneurs zu einer jährlichen Rundreise durch die Insel, zur Annahme jeder Beschwerde, und der Gebrauch, die Ablösung des Gouverneurs nach Ablauf seiner Functionsdauer unter Intervention eines königlichen Commissärs stattfinden zu lassen, welcher jeder Klage über den Abtretenden Gehör geben soll; aber es frägt sich, ob solche Einrichtungen dem noch wenig fortgeschrittenen Bildungsniveau eines großen Theiles der Colonialbevölkerung nicht besser angepasst erscheinen als die gänzlich modern repräsentativen und parlamentarischen Institutionen, wie solche z. B. auf den französischen Antillen bestehen.

Residenz des Gouverneurs und sämmtlicher höheren Ämter der Colonie ist deren Hauptstadt, San Juan. —

Der sichere, aber auch ziemlich schwer zugängliche Hafen von San Juan mag die Veranlassung geboten haben, dass die älteste Niederlassung auf Portorico an dieser Stelle gegründet wurde; im Laufe der weiteren Entwicklung der Colonie ward San Juan zur Hauptstadt, und zugleich der von natürlichen Annäherungshindernissen und künstlichen Befestigungen auf das Beste geschützte Waffenplatz der Insel und der bleibende Sitz der Regierung. Aber an Größe und Einwohnerzahl nimmt San Juan erst den sechsten Rang unter den größeren Städten von Portorico ein. Ponce im südlichen Flachlande hat 37 545, San German 30 146, Mayanguez 26 446, Arecibo 25 754, Utuado 24 917, die Hauptstadt San Juan aber nur 23 414 Einwohner. Diese Zahlenangaben basiren auf der Zählung vom Jahre 1877, zehn Jahre vorher wurde San Juan auf 18 000 Einwohner geschätzt. Die Stadt liegt auf einer Felseninsel, im Norden der weitläufigen Bai, welche zum weitaus größten Theile verschlammt ist und zahlreiche Untiefen enthält. Ein schmaler Einlaufscanal führt westlich von der Stadt und um dieselbe südwärts herum nach dem an ihrer Südostseite gelegenen Hafen. Östlich der Stadt und des Hafens scheiden ausgedehnte Lagunen und Sanddünen die Bai von der offenen See; eine Brücke, im Jahre 1776 erbaut,

stellt die Verbindung des östlichen Endes der Dünen mit dem Festlande von Portorico her. Starke Befestigungen umgeben die Stadt. Die Castelle San Felipe del Morro an der Westspitze gegen die See und den Einfahrtcanal, San Cristobal, Abanico und Princesa gegen Norden und Osten gerichtet, dann mehrere Batterien an der Südwestspitze, der sogenannten Puntilla, bilden einen geschlossenen Vertheidigungsgürtel; ein freistehendes Fort, Cannelo oder San Juan de la Cruz genannt, liegt dem Hauptfort Morro gegenüber, an der Westseite des Einlaufcanales. An der äußersten Ostspitze der oben erwähnten dünenartigen Fortsetzung der Insel, welche die Stadt trägt, ist das Fort S. Geronimo placirt, welches die Bestimmung hat, Booten und leichten Fahrzeugen, welche von der offenen See aus dort den Canal San Antonio und durch diesen etwa in feindlicher Absicht den Hafen und die Stadt erreichen könnten, den Zugang zu wehren. Außerdem ist die ganze Front der Stadt sowohl gegen das Meer als gegen den Hafen durch Mauern, Bastionen und Lünetten vertheidigt. Wie schon angedeutet, beruht die Vertheidigungsfähigkeit von San Juan außer auf diesen Werken der Befestigungskunst auch zum Theile auf günstigen natürlichen Verhältnissen. Die Zufahrt zum Hafen ist durch Untiefen vielfach verlegt; die Entfernung der künstlichen Seezeichen, welche das Fahrwasser bezeichnen, würde es selbst ortskundigen Lootsen äußerst schwierig machen, ein Schiff ungefährdet in den Hafen zu bringen. Die Stadt selbst besteht aus breiten, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen; obwohl die meisten Gebäude der Orkane wegen nur einstöckig und viele nur aus Holz erbaut sind, macht die Stadt doch im ganzen einen angenehmen Eindruck. Eine ziemliche Anzahl von Gebäuden kann als hervorragend bezeichnet werden; so vor allem die Kathedrale mit drei Schiffen und zwei Reihen von seitlichen Kapellen; ihre Säulen, Wände und Pflaster sind durchwegs von behauenem Steine, doch besitzt nur der Hauptaltar eine gewölbte Überdachung, die ganze übrige Decke ist aus Holz. Auf dem großen Hauptplatze fällt namentlich das Rathhaus auf, welches einen besonders schönen Saal enthält; endlich ist ein ansehnliches Theater zu erwähnen, dessen Errichtung in die Jahre 1824—1829 fällt, als die rasche Steigerung des materiellen Wohlstandes die bedeutenden Auslagen für diesen Bau ermöglichten, welcher einem lebhaften Bedürfnisse der spanischen und creolischen Bevölkerung entgegenkömmt. Außer zwei mit Kirchen verbundenen Klöstern können zu den bemerkenswerteren Bauwerken noch die meisten, zur Unterkunft der öffentlichen Ämter und Residenz der höheren Würdenträger bestimmten Gebäude gezählt werden; ebenso das Arsenal, das Hafencapitanat, Zollhaus u. s. w.

Mit Lebensbedürfnissen aller Art wird San Juan reichlich von den in der Nähe der Stadt liegenden Haciendas versorgt; hingegen herrscht Armut an Wasser. Die Stadt ist hauptsächlich auf Cisternen angewiesen; eine spärliche Quelle befindet sich im Graben des Castells San Cristobal; reichlicheres Quellwasser liefern zwei Brunnen in ziemlicher Entfernung von der Stadt, der eine in der Nähe des früher erwähnten Forts Geronimo, der andere auf der in der Mitte der Bai befindlichen hohen Insel Miraflores. Für Schiffe ist die Ergänzung des Wasservorrathes somit an keine besondere Schwierigkeiten gebunden.

S. M. Schiff Zrinyi war, wie schon erwähnt, am 16. December Nachmittags im Hafen von San Juan vor Anker gegangen. Die gewohnten Höflichkeitsbezeigungen fanden zum Theile sogleich, zum Theile am folgenden Tage statt. Ein französischer Kreuzer, Talisman, verließ am Tage nach der Ankunft der Zrinyi den Hafen von S. Juan mit der Bestimmung nach St. Thomas.

Am selben Tage lief ein spanisches Kanonenboot, Fernando el Cattolico, in San Juan ein.

Commandant und Stab der Corvette Zrinyi erfreuten sich auch hier aller Zuvorkommenheiten, welche dem Reisenden auf fremdem Boden um so wertvoller sind, wenn die Kürze des beabsichtigten Aufenthaltes es besonders schwierig gestaltet, aus eigenen Wahrnehmungen nähere Einblicke in die Ortsverhältnisse zu gewinnen. Sowohl der officielle als der private Verkehr gestalteten sich durch das freundliche Entgegenkommen der spanischen Behörden und Officiere zu einem angenehmen, und hatten Commandant und Stab der Zrinyi Gelegenheit, nicht nur einige militärische Institute, sondern auch das Casino etc. zu besuchen.

Im Interesse der Wiener Museen unternahm der Schiffscommandant in Begleitung des Chefarztes einen Ausflug nach Bajamon, wo Dr. Stahl eine kostbare Sammlung karaibischer Steinwerkzeuge und Ringe besitzt. In freundlichster Weise war man auch hier bereit, zu den Anknüpfungen die Hand zu bieten, welche den Zwecken der Wiener Museen dienlich sein können.

Obwohl der Gesundheitszustand der Mannschaft trotz der andauernden Feuchtigkeit im Schiffe im allgemeinen ein guter war, hielt man die Bordverhältnisse doch nicht darnach angethan, um einen am Typhus erkrankten Matrosen am Bord zu belassen. Derselbe wurde in das spanische Militärspital ausgeschifft und der Obsorge des österreichisch-ungarischen Consulates überlassen.

Schon am 21. December, nach nur $4^1/_2$tägigem Aufenthalte, verließ die Corvette den Hafen von San Juan in den Abendstunden. San Domingo auf Hayti war das nächste Reiseziel.

Nach dem Auslaufen benützte Zrinyi die günstige ONO-Brise, Stärke 3—4, um sofort Segel zu setzen, und steuerte mit guter Fahrt vorerst längs der Nordküste der Insel Portorico westwärts, und dann durch die Mona-Passage zwischen Desecheo-Island und Mona-Island. — Die tagsüber flaue Brise frischte gegen Abend erheblich. Dichte Regenschauer giengen die ganze Zeit hindurch, ohne Unterbrechung nieder. — Im nördlichen Theile der Passage machte sich hochgehende See bemerkbar, deren Ursache zum großen Theile in dem Umstande zu suchen war, dass die ca. 1,5 Meilen pro Stunde nach NW setzende Strömung, den von der Brise herrührenden Seegang kreuzte. Im weiteren Verlaufe der Fahrt sollte Saona-Island auf etwa 10 Meilen südlich passirt werden. Nachdem jedoch das Wetter am 22. sehr mistig war und den Fernblick behinderte, sah sich der Commandant veranlasst die Insel auf größere Entfernung zu passiren, mit besonderer Rücksicht auf den Umstand, dass der Commandant des spanischen Kanonenbootes Fernando el catolico, welcher diese Gegend häufig befahren hatte, die Karten als wenig verlässlich bezeichnet und angegeben hatte, dass sich die Untiefen und Riffe südlich und südöstlich von Saona auf 15 Seemeilen seewärts erstrecken.

Nachdem der Passat im Laufe des Tages noch mehr aufgefrischt und sehr steif geweht hatte, gelangte die Corvette gegen 7^h p. m. in den Schutz der Küste von San Domingo, woselbst sie auch geringeren Seegang vorfand, in welchem die Bewegungen des Schiffes ruhiger und gleichmäßiger wurden. Bei andauernd dichtem Regen, welcher alle Aussicht benahm, verblieb Zrinyi die Nacht über unter kurzen Segeln und lief am nächsten Tage unter Dampf die Rhede von San Domingo an, auf der sie um 1^h p. m. des 23. in $12^1/_2$ *m* Wasser zu Anker kam.

Der Schiffscommandant beabsichtigte während dieser Reise Daten über die Strömungsverhältnisse in der Mona - Passage zur Ergänzung der äußerst lückenhaften Angaben des West India Pilot zu sammeln, war jedoch angesichts der sehr ungünstigen Witterung außer Stande, die hiezu nothwendigen reihenweisen Beobachtungen anstellen zu lassen. Er spricht sich dahin aus, dass die Ergründung dieser Verhältnisse sich nur durch förmliche Beobachtungsstationen erreichen ließe. S. M. Schiff Zrinyi erfuhr in der Zeit von Mittag des 22. bis 9^h 40^m a. m. des 23., eine Gesammtversetzung von 22 Seemeilen.

Nach Ansicht des Schiffscommandanten entfällt der größere Theil der Versetzung auf die Stunden, welche das Schiff im Bereiche der sehr unregelmäßigen Strömungen der erwähnten Passage zubrachte, während nur ein kleinerer Theil der im allgemeinen südwestlich und westlich gerichteten Äquatorialdriftströmung zuzuschreiben käme.

---

15. Hayti.

(Hiezu Anhang *N.*)

Diese zweitgrößte der westindischen Inseln, bietet ein besonderes Interesse durch die bemerkenswerte Thatsache, dass es auf ihrem Boden der zu Sclavendiensten importirten afrikanischen Menschenrace gelungen ist, sich nach schwerem blutigen Ringen zu staatlicher Selbständigkeit zu erheben. Es bildet zwar das Territorium der Neger-Republik, welche den der ganzen Insel zukommenden Namen Hayti angenommen hat, nur den bei weitem kleineren Theil des Areales der Insel: denn von den 28 000 □Meilen (engl.), welche den Flächeninhalt Haytis ausmachen [1]), gehören nur etwa 10 000 □Meilen der Neger-Republik an, während die Größe der im östlichen Theile der Insel etablirten Republik San Domingo [2]), wegen der sehr mangelhaft definirten Grenze beider Staaten von 18 000 bis zu 20 590 □Meilen schwankend angegeben wird. Aber auf dem Territorium der Neger-Republik leben über 550 000 Menschen (nach neueren Schätzungen 800 000), während San Domingo bei doppelter Größe nur etwas über 300 000 Einwohner zählt.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein mit einigen Worten der an blutigen und grausamen Kämpfen reichen Geschichte der Insel zu gedenken.

Hayti wurde von Columbus während seiner ersten Fahrt am 6. September 1492 betreten und Espagnola genannt, welcher Name zu Hispaniola lateinisirt, für lange Zeit allgemeine Geltung erlangte. Man schätzte die bei der Entdeckung der Insel vorgefundene eingeborene Bevölkerung auf 2 Millionen Menschen; unter dem Drucke der ihnen auferlegten erbarmungslosen Sclaverei soll diese Bevölkerung schon nach 30 Jahren gänzlich ausgestorben gewesen sein. Die Einfuhr afrikanischer Neger sollte Ersatz für die schnell schwindenden Arbeitskräfte bieten, und im Jahre 1505 nahm die Überführung von Negersclaven nach Hayti ihren Anfang. Im Jahre 1517 gestattete ein königliches Edict, jährlich 4000 Schwarze nach Hayti zu bringen. Die Sclaven afrikanischer Race erwiesen sich als wider-

---

[1]) Beiläufig die Größe Irlands.

[2]) Der Name San Domingo wird ebenso wie jener Hayti, häufig für die ganze Insel gebraucht.

standsfähiger, denn ihre Vorgänger; sie ertrugen Sclavenarbeit und Misshandlung, und vermehrten sich schnell.

Die spanische Alleinherrschaft auf Hayti blieb bis zum Jahre 1697 aufrecht [1]; erst in diesem Jahre musste Spanien einen Theil der Insel (im Vertrage von Ryswick) an Frankreich abtreten. Es war dies jenes Territorium, welches die seit 1630 auf dem Eiland Tortuga (im Norden des Westendes von Hayti) sesshaften, als kühne Freibeuter gefürchteten Bucaneers [2]) nach und nach bei ihren Streifungen auf Hayti, unter ihre Macht gebracht hatten. Dieses Territorium wurde fortan als französische Colonie angesehen, und San Domingo genannt. Die Abkömmlinge der Bucaneers widmeten sich hier der friedlichen Arbeit der Colonisten, doch nahm die Colonie erst von 1722 an einen nennenswerten Aufschwung, als vielfache die Handelsfreiheit beschränkende Bestimmungen endlich aufgehoben wurden.

San Domingo war in seiner höchsten Blüte und galt als die reichste und ergiebigste der westindischen Inseln, als die welterschütternde französische Revolution von 1789 ausbrach. Man unterschied damals in der Bevölkerung Weiße, freie Farbige (meist Mulatten) und Sclaven. Die Freiheitsideen, welche im Mutterlande so glänzende Siege gefeiert, fanden bald ihren Weg über den Ocean in die Colonie: und die freien Farbigen, unter welchen viele wohlhabende Grundbesitzer, verlangten die vollständige Gleichstellung mit den Weißen, welche bishin im ausschließlichen Besitze aller politischen Rechte und öffentlichen Gewalten gewesen waren. Die Gemüther waren im Streite um diese Sache schon auf das äußerste erhitzt, als ein Decret der französischen gesetzgebenden Versammlung zu Beginn des Jahres 1791 den Mulatten die vollen Rechte französischer Bürger verlieh. Die Weißen zögerten nicht, der Ausführung dieses Decretes die schärfsten Maßregeln entgegenzusetzen und dessen Widerrufung von der heimischen Regierung dringend zu verlangen. Da zwang plötzlich ein allgemeiner Sclavenaufstand (23. August 1791) die freien Mulatten, die Waffen zur Vertheidigung ihrer Rechte gegen die Sclaven zu erheben, und die gleichfalls bedrängten Weißen trachteten nun, sich die freien Farbigen zu versöhnen. Mittlerweile hatte der Nationalconvent die Bitten der Colonisten erhört und widerrief das Decret, welches den Mulatten politische Rechte verlieh. Die Folge hievon war, dass sofort die freien Farbigen mit den Sclaven gemeinsame Sache machten, und es zu einem weitverbreiteten, mörderischen und an Acten der Grausamkeit überreichen Kriege kam, in welchem beide Parteien es einander an Blutthaten zuvorzuthun suchten. Frankreich sandte Commissäre mit absoluten Vollmachten, doch konnten diese nichts erreichen. Im Jahre 1793 hatten die Neger und Farbigen schon soweit die Oberhand gewonnen, dass sie die Abschaffung der Sclaverei auf der ganzen Insel proclamiren konnten. Im

---

[1]) Die Expedition, welche Cromwell im Jahre 1655 unter Admiral Penn und Oberst Venables nach Westindien sandte, hatte, trotzdem England und Spanien sich äußerlich der friedlichsten Beziehungen erfreuten, die Eroberung von Hayti zum Ziele. Selbst die Commandanten der Expedition erfuhren dies erst auf hoher See, als sie die ihnen mitgegebenen versiegelten Ordres öffnen durften. Die Expedition misslang vollständig, soweit Hayti in Betracht kam; aber Penn — obwohl im Herzen royalistisch — wollte nicht unverrichteter Dinge heimkehren, und wandte sich von Hayti gegen Jamaica, das sich den Engländern ohne Schwertstreich ergab. (Vergleiche Nr. 16, Jamaica.)

[2]) Ursprünglich eine Anzahl französischer und englischer Colonisten, welche von den Spaniern von San Christoph vertrieben worden waren.

September desselben Jahres erschienen britische Streitkräfte, welche die Insel unterwerfen sollten, was denselben aber nur unvollständig gelang. Der Widerstand gegen die englische Invasion gewann an Kraft, als die französische Nationalregierung (im Baseler Vertrage von 1795 war ganz Hayti von Spanien an Frankreich überlassen worden) das Decret über die vollständige Abschaffung der Sclaverei sanctionirte; denn nun trat Toussaint l'Ouverture, der Führer der Schwarzen, gänzlich auf die Seite der Franzosen, ward zum Oberbefehlshaber der auf Hayti befindlichen Streitkräfte ernannt, und es gelang ihm im Jahre 1798 die von Krankheiten und Mühsal gänzlich erschöpften Engländer zum Abzuge von der Insel zu zwingen[1]).

Im Jahre 1801 konnte Toussaint sich als Herrn der Insel betrachten; er strebte die politische Selbständigkeit derselben an und erließ eine republikanische Verfassung, welche ihm die Präsidentschaft auf Lebenszeit zutheilte. Bonaparte, damals erster Consul der französischen Republik, unternahm es aber, den Zustand der colonialen Abhängigkeit Haytis sowie auch die Sclaverei wieder herzustellen und sandte 25 000 Mann unter General Leclerc über den Ocean. Die Farbigen waren gezwungen, sich vor dieser Macht in das Gebirge zurückzuziehen; hier aber wussten sie unter Toussaints geschickter Führung einen äußerst zähen Widerstand zu leisten. Der napoleonische General nahm endlich seine Zuflucht zum Verrathe. Er wusste die Führer der Schwarzen zu einem Waffenstillstande zu bewegen und lud Toussaint zu einer Zusammenkunft ein. Bei dieser letzteren wurde Toussaint festgenommen; nach Frankreich gebracht, starb er im Jahre 1803 im Gefängnisse. Dieser Act von Verrath entflammte den Widerstand der Schwarzen von neuem; der Kampf wurde erneuert und in geradezu barbarischer Weise geführt. Die bedrängte französische Truppenmacht Leclercs sah sich außerdem bald durch das Erscheinen einer englischen Escadre bedroht; von Tag zu Tag verloren die Franzosen an Terrain und mussten schließlich sich zur Räumung der Insel verstehen. Dazu blieb aber kein Mittel als jenes, welches der französische General am 30. November 1803 anwandte, indem er sich mit 8000 Mann der englischen Escadre gefangen gab.

Im Jahre 1804 wurde die Unabhängigkeit der Insel proclamirt; der alte Name Hayti ward für die junge Republik wieder aufgenommen, deren erster, auf Lebenszeit gewählter Präsident Dessalines es aber schon im October desselben Jahres für angezeigt fand, sich zum Kaiser aufzuwerfen; nach einer pomphaften Krönung begann er bald als grausamer Tyrann zu wirtschaften. Im Jahre 1806 ward Dessalines ermordet. Mehreren Parteiführern gelüstete es nach dem freigewordenen Throne; endlich wusste der eine, Christophe, im Norden ein anderer, Pétion, im Süden der Insel die Oberherrschaft zu erlangen.

---

[1]) Die Expedition gegen San Domingo war von der britischen Regierung dem Gouverneur von Jamaica aufgetragen worden. Seine Instruction lautete dahin, Capitulationen mit allen jenen einzugehen, welche den englischen Schutz annehmen wollten. Die Engländer fanden aber unter allen streitenden Theilen niemanden, der sich ihnen anschließen oder unterwerfen wollte. Sie eroberten mehrere Küstenorte, u. A. auch Port-au-Prince *»but their victory was dead to the victors«*. Das gelbe Fieber decimirte die Reihen der Sieger. Als nun auf Jamaica Negertruppen organisirt und zur Verstärkung des englischen Corps nach Hayti nachgeschickt wurden, gesellte sich bald Verrath zu den Schwierigkeiten, mit welchen der englische Commandant, General Maitland, zu kämpfen hatte. Maitland musste mit Toussaint l'Ouverture einen Vertrag eingehen, welcher dem *»perishing remnant of the British army«* freien Abzug gewährte und die englischen Negertruppen auflösen, welche sich zum größten Theil der Sache ihrer aufständischen Stammesgenossen auf Hayti anschlossen.

Während des alsbald entbrannten Bürgerkrieges gelang es den Spaniern im Osten der Insel neuerdings Fuß zu fassen. Im Jahre 1810 kam es erst zur Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Christophe und Pétion; ersterer erklärte sich zum Könige von Hayti unter dem Namen Heinrich I., aber seine grausame Regierungsweise führte mehrere Aufstände herbei, und im Jahre 1820 endete Heinrich I. durch Selbstmord. Zwei Jahre früher war sein alter, nie vollständig besiegter Gegner Pétion gestorben. Dessen Nachfolge hatte General Boyer[1]) angetreten, welcher nun nach Heinrichs I. Tode sich zum Herrn des ganzen französischen Theiles der Insel machte, und als im Jahre 1821 die seit 1814 neu etablirte spanische Colonie (im Osten der Insel) sich unter der Führung von Nuñez de Carceres vom Mutterlande lossagte und als Republik San Domingo constituirte, wusste Boyer die unter den spanischen Colonisten bestehenden Misshelligkeiten geschickt zu benützen; er erklärte schließlich den Krieg an die Republik San Domingo und schlug den Anhang des Nuñez, so dass auch San Domingo am 21. Jänner 1822 die Herrschaft Boyers anerkannte. Boyer blieb bis zum Jahre 1843 Präsident der nunmehr die ganze Insel umfassenden Republik Hayti; erst nach der vergleichsweise langen Regierungszeit von nahezu 23 Jahren gelang es einer Revolution, ihn zu vertreiben. Schon im darauffolgenden Jahre kam es zu der inneren Spaltung, aus welcher die gegenwärtige politische Gestaltung auf Hayti hervorgegangen ist: der schwächer bevölkerte, vorwiegend spanische Osten, wo die farbige und weiße Race predominirte, erklärte sich als Republik San Domingo unabhängig von dem französischen Westen, welcher den Namen Hayti beibehielt und wo bis zum heutigen Tage die schwarze Race die weitaus überwiegende und allein herrschende geblieben ist. Von den 550.000 (800.000?) Einwohnern Haytis zählen gegenwärtig mehr als neun Zehntheile, von den 160 000 Einwohnern San Domingos nur 25 000 zur schwarzen Race. Seit der Theilung der Insel in die jetzt bestehenden zwei Republiken hat — wenigstens im Vergleiche zu der äußerst blutigen älteren Vergangenheit der Insel — eine gewisse Stabilität der politischen Gestaltungen platzgegriffen, wenn auch in jeder der beiden Republiken der — in den meisten Fällen blutige — Parteistreit um die Regierungsmacht sich häufig erneuerte, und Hayti es dreimal — in den Jahren 1849, 1850 und 1855 — versuchte, San Domingo neuerdings zu unterwerfen. In San Domingo machte Spanien im Jahre 1861 den Versuch, seine alte Herrschaft wieder aufzurichten; Truppen wurden ausgeschifft und San Domingo wieder als spanischer Besitz erklärt; aber im Jahre 1863 wurde das verfehlte und keineswegs energisch betriebene Unternehmen wieder aufgegeben.

In Hayti folgten mehrere Präsidenten rasch aufeinander; im Jahre 1846 ward Soulouque, ein gewesener Sclave, mit der obersten Staatswürde bekleidet. Auch dieser Präsident hielt es im Jahre 1849 für passend, die Kaiserwürde anzunehmen und sich im darauffolgenden Jahre krönen zu lassen. Im Jahre 1851 ward Faustin I. — so hatte sich Soulouque als Kaiser genannt — ent-

[1]) Jean Pierre Boyer, ein Mulatte, war 1776 in Port-au-Prince geboren. Er errang eine führende Rolle während des Negeraufstandes, welcher im Jahre 1791 begonnen hatte, war aber durch Zerwürfnisse mit Toussaint l'Ouverture gezwungen, nach Frankreich zu fliehen. Napoleon nahm ihn günstig auf und verlieh ihm ein Commando unter Leclerc. Nach Dessalines Tode schloss General Boyer sich an Pétion an und zeichnete sich durch eine tapfere Vertheidigung von Port au Prince gegen die Truppen Christophes aus.

thront und die republikanische Verfassung hergestellt. Der neue Präsident, Fabre Geffrard, wurde im Jahre 1867 gezwungen, das Land fliehend zu verlassen; Sylvester Salnave, sein Nachfolger, hatte schon im Jahre 1868 gegen einen Aufstand zu kämpfen; nach zweijährigem wechselvollen Ringen unterlag er seinen Gegnern, wurde gefangen genommen und erschossen.

Der gegenwärtige Präsident der Negerrepublik Hayti ist Mr. Salamon, ein zwar 79jähriger, aber rüstiger und thatkräftiger Mann.

Die öffentliche Meinung gieng zur Zeit der Anwesenheit S. M. Schiffes Zrinyi dahin, dass, wenn dieser Präsident noch für eine Regierungsperiode[1]) die Zügel in der Hand behielte, eine gründliche Besserung der Zustände Haytis erhofft werden könnte. Präsident Salamon hat durch mehrere Jahre die Republik Hayti am Hofe Kaiser Napoleon III. vertreten und versteht es, die turbulenten und arbeitsscheuen Elemente nachdrücklich zusammenzuhalten und zu beeinflussen. Wo er ohne Mittelspersonen persönlich kräftig einzugreifen vermag, wie z. B. in Angelegenheiten der Armee, ist der Fortschritt ein unverkennbarer. Der Stab der Corvette Zrinyi hatte Gelegenheit, einer vom Präsidenten abgehaltenen Revue beizuwohnen und gewann den Eindruck, dass, abgesehen von gewissen ungewohnten und mitunter theatralischen Äußerlichkeiten, die wegwerfenden Schilderungen nicht mehr ganz zutreffen, welche in manchen älteren Reisebeschreibungen von der Armee der Republik entworfen wurden[2]).

Ob es dem thatkräftigen ferneren Wirken des Präsidenten gelingen mag, auf dem complicirten Felde der Civilverwaltung ähnliche Fortschritte zur Besserung der Zustände zu erringen, muss allerdings dahingestellt bleiben.

Die Verhältnisse sind eben äußerst schwierige. Der Boden Haytis ist zwar ein äußerst fruchtbarer und wird in dieser Hinsicht kaum von irgend

---

[1]) Nach der Verfassung vom 24. Juni 1867 besteht die Volksvertretung Haytis aus einem Senate und einem Hause der Gemeinen, und beträgt die Functionsdauer des gewählten Präsidenten sieben Jahre. Die Wiederwahl des Präsidenten Salamon für eine weitere Periode von sieben Jahren ist inzwischen im Jahre 1886 erfolgt. (*Gotha'sches Diplomatisches Jahrbuch 1887.*)

[2]) Allerdings leidet die Armee Haytis schwer unter der Gewohnheit, hohe militärische Grade als Belohnung für irgend welche Verdienste zu verleihen, was die Zahl der militärischen Würdenträger — namentlich nach jeder Revolution — ins Ungemessene steigert. Nach dem Falle des Präsidenten Geffrard (1867) zählte man 6500 uneingetheilte Generale und Officiere, und 7000 Officiere auf 6500 Mann activen Militärs. Jetzt soll die Truppenstärke 16 000 Mann betragen, die Zahl der Divisionsgenerale 1500. Der Divisionsgeneral bezieht einen Gehalt von 140 £, der Soldat 2,10 £. Genaueren Angaben zufolge, will es scheinen als ob von den erwähnten 16 000 Mann etwa 9000—10 000 in einer Art von Reserveverhältnis stehen würden. Das »*Gotha'sche Diplomatische Jahrbuch für 1887*« specificirt nämlich die stehende Armee von Hayti wie folgt:

Gardetruppen der Regierung:		Linientruppen:	
		Übertrag...	650 Mann
1 Bataillon Artillerie.......	100 Mann	4 Bataillone Artillerie......	1000 „
1 Regiment Infanterie......	300 „	6 Regimenter Infanterie....	3200 „
1 Bataillon Jäger..........	150 „	46 Compagnien Gensdarmerie.	1978 „
1 Escadron Cavallerie.......	100 „		
Fürtrag...	650 Mann	Im ganzen...	6828 Mann

Die Armee ergänzt sich aus Conscribirten, welche sieben Jahre, und Freiwilligen, welche vier Jahre dienen.

Die Flotte besteht aus dem im Jahre 1886 von Stapel gegangenen Kanonenboot Toussaint l'Ouverture, und vier bewaffneten Schraubendampfern, von welchen nur der im Jahre 1883 vollendete Dessalines modernen Anforderungen zu entsprechen scheint.

einer Gegend der Erde übertroffen. Die bedeutenden Bodenerhebungen reihen auf dieser von der Natur so begünstigten Insel die verschiedensten Klimate aneinander, so dass nebst den reichen Producten der Tropenzone auch sämmtliche Bodenerzeugnisse der gemäßigten Zonen in den höher gelegenen Landstrichen gezogen werden könnten. Aber Mangel an Arbeitskraft und Arbeitslust stehen der Ausnützung des Bodenreichthumes entgegen, und viele der nach Hayti verpflanzten fremden Gewächse degenerirten, weil ihnen die nöthige Pflege nicht zutheil wurde. Zu den auf der Insel heimatlichen Nutzgewächsen zählen: Baumwolle, Reis, Mais, Tabak, Cacao, Ingwer, Indigo, Pfeilwurz (Arrowroot), die Maniokstaude, Jamaicapfeffer, Bananen, Paradiesfeigen, Artischocken, die Brotwurzel und Kartoffeln; ferners gedeihen Zuckerrohr, Kaffee, Bambus, die Brotfrucht, Klee, Kohl und zahlreiche Obstarten, worunter Mangos, Äpfel, Orangen, Maulbeeren, Feigen, Mandeln u. s. w. Die Bambusstaude leidet seit einer Reihe von Jahren von Insecten, welche ihr Gedeihen und die weitere Ausbreitung dieses nützlichen Gewächses behindern; Mango und Brotfrucht hingegen sind überall anzutreffen und sind zu unentbehrlichen Lebensmitteln geworden. Auch an Hölzern ist Hayti sehr reich, namentlich gedeihen viele Werk- und Farbhölzer, so Mahagoni, der Manschinellenbaum, Rosenholz, der Zimmtbaum, Atlasholz, Brasilienholz, Gelbholz, Sassafras u. a. m. In den Gebirgen findet man ausgedehnte Waldungen von Fichten und einer Art Eichen; in manchen Theilen der Insel sind Akazien, Eisenholz, die Cypresse, Ceder und viele Palmenarten reichlich vorhanden. An Mineralien und Erzen ist kein Mangel, und der Bergbau wurde in früheren Zeiten mit Gewinn betrieben, doch fehlt es gegenwärtig an dem für diesen Industriezweig nöthigen Capital, und die Gewinnung von Edelmetallen beschränkt sich jetzt auf einige unbedeutende Goldwäschereien in den Küstenflüssen im Norden der Insel. Viehzucht wird nicht betrieben; wilde Rinder, Schweine und Hunde — Abkömmlinge der in alten Zeiten aus Europa eingeführten Nutz- und Zuchtthiere — kommen in den dünn oder gar nicht bevölkerten Gebirgsgegenden in großer Zahl vor; die eingeborene Fauna Haytis aber ist unbedeutend, nur der Fischreichthum sehr bedeutend. Im ganzen kann gesagt werden, dass der natürliche Productenreichthum Haytis ein großer aber unausgenützter ist, und dass die weitere Entwicklung desselben an der Unthätigkeit der Bevölkerung, dem Mangel an genügenden Arbeitskräften und unternehmungsfreudigem Capital scheitert.

Unter diesen Umständen ist eine der ersten Bedingungen, an welche die Besserung der Zustände Haytis geknüpft erscheint — die Sanirung der Finanzen — nur unter den größten Schwierigkeiten erfüllbar. Die Aufstellung und Einhaltung eines geordneten staatlichen Budgets wird durch die häufigen inneren Unruhen sehr erschwert; die häufig wechselnden Regierungen haben vielfach Anleihen contrahirt oder sich durch Ausgabe von Papiergeld mit Zwangscurs behelfen müssen. Seit dem letzten Aufstande (1883) beherrscht ein solches, sehr entwertetes Papiergeld beinahe ausschließlich den internen Verkehr.

Die Heranziehung fremden Capitals — in anderer Form als jener der schwer zu effectuirenden Staatsanleihen — ist dadurch beinahe unmöglich geworden, dass es gegenwärtig den Europäern gesetzlich verwehrt ist, Immobilienbesitz zu erwerben. Die herrschende Negerpartei scheint instinctiv zu fühlen, dass jeder Fortschritt, welcher Europäer anziehen würde, ihre eigene Lage verschlimmern und ihre Mitglieder ärmer und elender machen müsste. Thatsächlich gibt es auch unter der herrschenden Partei nur sehr wenige, die

einen nennenswerten Besitz aufzuweisen hätten. Es scheint eben, dass der äthiopischen Menschenrace die Eigenschaften fehlen, durch welche sie befähigt würde, selbst unter günstigen Verhältnissen sich die Civilisation der kaukasischen Stämme anders als in rein äußerlicher Weise zu assimiliren.

Die Zustände in der Negerrepublik Hayti dürfen als giltige Probe auf diese Frage angesehen werden, denn hier sind nach beinahe vollständiger Vernichtung ihrer weißen Herren Neger zu politischer Selbständigkeit gelangt, Neger, die wir mit Recht als einen echten Zweig der Negerrace betrachten können, welcher, vom Hauptstamme losgelöst, sich unter günstigen Verhältnissen weiter entwickelt hat. Günstiger nämlich als das Klima der heimischen Guinea-Küste ist der Himmel Westindiens, und die fruchtbaren Niederungen Haytis bieten dem Bewohner ein viel ergiebigeres Feld der Thätigkeit als die afrikanische Küste. Aber der innere Antrieb zur Thätigkeit ist es, was dem Neger vollständig fehlt, und deshalb ist er unproductiv und die Freiheit für ihn das Gegentheil des Impulses zu freudigem Schaffen.

Der vielleicht genaueste Kenner und competenteste Beurtheiler der haytischen Zustände, Sir Spencer St. John, welcher 35 Jahre unter verschiedenen farbigen Stämmen zugebracht und zwölf Jahre lang englischer Geschäftsträger in Hayti gewesen, fasst sein Urtheil über die Neger in die Worte zusammen: »So lange die Neger unter dem Einflusse der Weißen stehen, geht alles gut; sind sie aber, wie auf Hayti, sich selbst überlassen, so steht ihre Entwicklung nicht nur still, sondern sie sinken in denselben Zustand zurück, in dem sie sich in ihrer Heimat befunden haben. Zu dieser Ansicht wird jeder kommen, der lange in Hayti gelebt hat, wenn er nämlich die Neger nicht mit der vorgefassten Meinung betrachtet, dass alle Menschenracen gleich befähigt seien, zur Civilisation fortzuschreiten«[1].

Die dominirenden Eigenschaften des Negers sind Eitelkeit, Trägheit und Sinnlichkeit. Es existiren charakteristische Erzählungen, in welchen die Racen der Neger, Mulatten und Weißen ihrer gegenseitigen Abneigung Ausdruck geben, immer aber kommen dabei die bezeichneten Eigenschaften dem Neger zu. So z. B.: Nach der Erschaffung der Welt befragt der Schöpfer die Vertreter der drei Racen um ihre Wünsche; der Weiße verlangt Bücher und Handwerkszeug, der Mulatte schöne Weiber und Pferde, der Neger, nach verlegenem und ängstlichem Hin- und Herwinden — ein Stückchen Goldtresse. — Oder: Ins Gefängnis gebracht, wird der Weiße sofort Papier und Schreibzeug verlangen, um einen Protest zu schreiben; der Mulatte wird sich nach Mitteln zur Flucht umsehen; der Neger wird sich schlafen legen, nach 24 Stunden aufwachen, gähnen, sich recken, und nachdem er sich umgesehen — weiter schlafen.

Welch traurige Folgen der Grundzug des Negercharakters — die Indolenz — für die Entwicklung aller Zustände haben musste, als die Neger nicht allein zur Freiheit, sondern selbst zur Herrschaft gelangt waren, ist einleuchtend,

---

[1]) Vergleiche E. Metzgers auszugsweise Wiedergabe des Werkes Spencer St. Johns »*Hayti or the Black Republic*« im Globus, 47. Band. Dieses Werk des berufenen englischen Autors gestaltet sich zu einem vernichtenden Document gegen die Negerrace. E. Metzger unterlässt es nicht, eigens zu bemerken, dass man in Spencer St. John keineswegs etwa einen Verächter der farbigen Menschenracen überhaupt vermuthen dürfe. Dafür bürge, dass St. John ein Schüler und Adept des Sir James Brooke (des bekannten Radjah von Sarawak und Gouverneurs von Labuan) sei, unter dessen Leitung er seine Laufbahn begonnen habe.

und kommt dem Besucher Haytis zum Bewusstsein, wenn er sich über die früheren Verhältnisse der einst blühenden Colonie informirt. Von 3000 Plantagen, welche vor dem Unabhängigkeitskriege bestanden haben sollen, sind kaum mehr 100 in regelrechtem Betriebe; der Bayaondbaum überwuchert mit seinem Dorngestrüppe Wiesen, Äcker und Plantagen. Die Cacaopflanzungen verwildern, die Kaffeebohne fällt vielfach abgereift ab und wird ungeschält, mit Sand und Staub gemischt, auf den Markt gebracht. Die Zuckerplantagen bringen es nicht weiter als zur Erzeugung einer schlechten Melasse, welche zu Taffia und Rum verarbeitet wird. Die Ebene von Port-au-Prince, einst, als das künstlich angelegte Bewässerungssystem noch im Gange war, ein Paradies voll zahlreicher Weiler und Herrenhäuser, ist heute eine trostlose Wüste, die kaum den Bewohnern einzelner elender Hütten Unterhalt gewährt.

Nicht besser ist der Eindruck, den man von der Hauptstadt der Republik Hayti — Port-au-Prince — erhält. Der Schiffsarzt S. M. Corvette Zrinyi beschreibt diese Stätte verfallenen Glanzes wie folgt[1]):

„Von weitem macht die Stadt — auf einem Hügel gelegen, im Hintergrunde ein scheinbar mächtiges Fort, auf dem die Flagge Haytis weht, an beiden Seiten von grün bewaldeten Bergen eingerahmt — einen günstigen Eindruck. Doch kaum ist man ans Land gestiegen, so glaubt man in den Fußtapfen der Vandalen zu wandeln. Die einst weit ins Meer ragenden Molen und Landungsbrücken sind halb verrollt. An der Riva erblickt man sofort die Ruinen eines mächtigen, palastartigen Gebäudes. Üppige Vegetation entwickelt sich auf den Trümmern und zu den Fenstern drängen sich die Zweige und Äste der darin wuchernden Bäume heraus. Derartigen Ruinen begegnet man auf allen Plätzen, in allen Straßen. Die Eigenthümer sind getödtet oder vertrieben, die Ruinen gehören dem Staate; manche von ihnen dienen eingebauten Hütten aus Brettern mit Palmendächern als Stütze. Die öffentlichen Plätze, mit den schwungvollsten Namen belegt, die ein republikanisches Wörterbuch enthalten mag, sind wahre Düngerhaufen. Die Gassen sind meist namenlos von nummernlosen Häusern gebildet und für Wagen kaum passirbar. Tiefe Gräben, meist mit ekligem, schmutzigem Wasser gefüllt, durchschneiden die Hauptverkehrsadern der Stadt. Einige morsche Balken überbrücken stellenweise diese Sümpfe. Nichtsdestoweniger schleppt eine Tramway — in diesem Chaos auf hoch aufgeworfenem Damme mehr ein Hindernis als ein Mittel des Verkehres, ihr Dasein hin. Von all den prachtvollen französischen Bauten ist keine mehr erhalten, da alles, was nur immer an die Zeit der verhassten Herrschaft erinnerte, sofort zur Ruine gemacht wurde. Nichtsdestoweniger hat aber Port-au-Prince so gut wie Paris sein Marsfeld, seine Truppenrevuen und seine Ruhmeshalle. Diese letztere sollte in. Mitte des Marsfeldes errichtet werden. Aber ehe sie noch um drei Meter den Boden überragte, war sie auch schon dem Verfalle anheimgegeben. Der prahlerisch angelegte Bau kam aus Mangel an Mitteln nicht über den Sockel hinaus. Die schönst zugehauenen Marmorblöcke verwittern an der Luft und die aus Frankreich bezogenen Eisenconstructionen verrosten, schutzlos den Unbilden der Witterung preisgegeben. Für öffentliche Gesundheitspflege hatte man in Port-au-Prince noch nie Geld. Die Stadt ist besonders im Sommer wegen des Fiebers verrufen. Ein Civilspital gibt es nicht; das Militärspital ist eine derartige Höhle, dass man aus

---

[1]) *„Bohemia“*, Nr. 336. 1886.

bewundernswertem Schamgefühl keinem Fremden den Zutritt gewährt. Das Gefangenhaus lässt sich nur mit den Casematten von Tunis und Tanger vergleichen, aber mit dem Unterschiede, dass in Hayti den Mördern, Dieben, Staatsgefangenen, Soldaten, Weibern und Kindern, die ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes zusammengewürfelt sind, auch noch — die Geisteskranken beigesellt werden.«

Wahrlich ein trauriges Bild! Und noch trauriger ist, dass Ähnliches gesagt werden müsste, wollte man den Zustand des Ackerbaues, Handels, Bergbaues, der Industrie, kurz all der Thätigkeiten schildern, auf welchen der Wohlstand sich aufbaut. Wo diese Thätigkeiten fehlen, gibt es kein Capital, kein Vertrauen, keinen Credit. Selbst auf Grund und Boden ist Geld nicht billiger als um 3% per mese zu haben.

Um so größere Anerkennung verdient unter diesen Verhältnissen das energische Streben des gegenwärtigen Präsidenten, der herrschenden Geldnoth durch Umsatz fremden Capitales abzuhelfen. Eine mit entsprechenden Privilegien ausgestattete »Bank von Hayti« ist mit französischen Capitalien in Paris zustande gekommen; in Port-au-Prince hat diese Bank ihre Hauptfiliale, welche zugleich die Regelung der Staatsfinanzen übernommen hat, Zoll und Steuern einnimmt und Zahlungen leistet. Der Leiter dieser Filiale ist somit eine Art Finanzminister der Republik; es ist dies gegenwärtig Herr A. Jung, ein geborener Ungar, zugleich österreichisch-ungarischer Consularagent in Port-au-Prince. Diese Bank hat sich zunächst die Aufgabe gestellt, die Exportfähigkeit des Landes zu heben; es heißt, dass selbst bei dem jetzigen Stande der Production der Export das Zehnfache des jetzigen Wertes erreichen könnte, wenn für die Communicationen das Nöthige geschehen würde, um sie in den Zustand zu versetzen, in welchem sie sich vor Zeiten befanden. Die einst prachtvollen Landstraßen nach Cap, Jacmel, Cayes u. s. w. sind heute kaum mehr gangbare Fußwege; die Brücken sind verfallen und überhaupt die Wege meistens kaum für Lastthiere prakticabel. Die Aufgaben, welche in dieser Richtung der Bank von Hayti harren, sind große und wichtige; bisher ist ein vielversprechender Anfang mit der Gründung heimischer Schiffahrtsgesellschaften gemacht worden, welchen weitgehende Privilegien in Absicht auf Hebung des Exportes gemacht worden sind.

Ein kritischer Blick auf die folgenden Zifferangaben lehrt, dass die Aufgabe, welche sich die Bank von Hayti gestellt hat eine sehr schwierige bleiben muss, so lange nicht die wohlthätigen Folgen wirksamer Volkserziehung sich in wesentlich gesteigerter Production und sonstiger Thätigkeit äußern. Bei einer öffentlichen Schuld von 78 148 230 Francs ist das Budget Haytis (für das am 30. September 1886 abschließende Finanzjahr) das folgende gewesen:

Finanzen und Handel	2 604 130	Francs
Auswärtiges	445 350	»
Heer und Flotte	5 480 670	»
Inneres	4 907 395	»
Justiz	1 580 990	»
Öffentlicher Unterricht	3 490 690	»
Cultus	338 245	»
Ackerbau	1 274 860	»
Andere Ausgaben	11 942 445	»
Summe	32 064 775	Francs

Dieses Ausgabsbudget muss beinahe ausschließlich durch die Erträgnisse der Zölle auf Ein- und Ausfuhr gedeckt werden. Diese Erträgnisse waren:

	Im Jahre 1882/83	1884/85
Für Einfuhr	7 297 695 Francs	18 871 755 Francs
„ Ausfuhr	9 312 830 „	11 398 320 „
Summe	16 610 526 Francs	30 270 075 Francs

Man ersieht, dass die staatlichen Einnahmen aus den Zöllen sich seit der Gründung der Bank von Hayti (1882) nahezu auf das Doppelte vermehrt haben und das Ausgabsbudget beinahe vollständig decken; dass aber auf diesem Wege allein eine Prosperität des Landes nicht wird erzielt werden können, ergibt sich, wenn man die Summe, welche die Zölle für Ein- und Ausfuhr abwerfen, mit den Werten in Vergleich bringt, welche die Gesammt-Ein- und Ausfuhr erreicht. Es zeigt dieser Vergleich, dass die Zölle von drückender Höhe sind, was wohl von fiscalischem Nutzen sein und eben von fiscalischer Nothwendigkeiten dictirt sein mag, aber gewiss nicht geeignet ist, einen wirtschaftlichen Aufschwung herbeizuführen.

Es betrug nämlich der Wert

	im Jahre 1883/84	1885/86
der Einfuhr	21 200 840 Francs	30 062 775 Francs
„ Ausfuhr	37 001 210 „	39 349 950 „

Wenn auch die möglichst rasche Sanirung der Staatsfinanzen die erste und wichtigste Aufgabe ist, welche man sich gegenwärtig in Hayti gesetzt hat, so ist doch der Blick des Präsidenten auf die Zukunft gerichtet, und er weiß, wo die Hebel angesetzt werden müssen, um Land und Volk mit der Zeit auf eine höhere Stufe des Wohlstandes zu bringen.

Diese Überzeugung äußert sich vornehmlich in der Sorge für Schule und Kirche, diese Erzieher des Volkes. Was die Schule anbelangt, so fällt schon im Budget die Höhe des bezüglichen Postens angenehm auf. Verlässliche neuere Daten über die öffentlichen Schulen Haytis stehen leider nicht zur Verfügung; im Jahre 1875 bestanden vier Liceen mit 543, sechs höhere Mädchenschulen mit 563, fünf Secundärschulen (Mittelschulen) mit 350, eine Medicinschule mit 25 und eine Musikschule mit 46 Zöglingen; 165 Elementarschulen wurden von 11 784, 200 ländliche Schulen von 5939 Schülern besucht.

Die Kirche, welcher, gegenüber einem Volke von der Culturstufe der Neger auf Hayti, eine noch weit höhere erziehliche Bedeutung zugesprochen werden darf als der Schule, hat diese Aufgabe nie und nirgends schlechter erfüllt als in der Negerrepublik. Erst im Jahre 1860 brachte Präsident Geffrard ein Concordat zustande, durch welches ein Erzbischof und zwei Bischöfe, von berufstüchtiger und gesitteter Geistlichkeit gefolgt, in das Land kamen. Bishin hatten entsetzliche Zustände unter den Priestern geherrscht. Valmy Lizaire, der 1863 Cultusminister war, schrieb: „Es genügt zu sagen, dass vielleicht nirgends in der Christenheit der Clerus die Priesterwürde, mit der er bekleidet ist, so herabgewürdigt hat, wie in Hayti“. Die Neger hatten nur eine äußerliche Tünche vom Christenthum empfangen, hingen aber insgeheim noch an ihrem alten Götzendienst, dem Schlangencultus des Vandoux, mit den wilden nächtlichen religiösen Tänzen, Beschwörungen und Opfern; insgesammt aber waren sie dem krassesten Aberglauben verfallen; Gaukler und Zauberer, Amulettenhändler, Schlangenbeschwörer nährten diesen Aberglauben und machten die besten Geschäfte. Diese Neigung des Volkes machten sich, wie Candler im Jahre 1840 es ausführlich schilderte, die katholischen Geistlichen zunutze, „meist eigen-

nützige Abenteuerer, welche ihre Religion durch ihr Leben verächtlich machten«. Der Vandouxdienst, in welchem die Gräberschändung und unleugbarer Weise auch der Cannibalismus eine Rolle spielen, besteht nach dem glaubwürdigen Zeugnis Spencer St. Johns auch heute noch auf Hayti.

Bei voller Freiheit für alle christlichen und nichtchristlichen Kirchen ist in der Republik Hayti das katholische Bekenntnis Staatsreligion und der Präsident zugleich Oberhaupt der Kirche. Aber eigentlich populär ist die römische Kirche nicht geworden. In den höheren Ständen herrscht der von Halbbildung unzertrennliche Unglaube, in den unteren Schichten der Einfluss des Vandouxcultus. Selbst auf die Frauen ist der Einfluss der Priester ein sehr geringer. Ungünstig wirkt für die katholische Sache auf Hayti der heftige Widerstand, welchen ihre Priester der Freimaurerei hartnäckig entgegensetzen, deren Formalismus, äußerer Pomp und Geheimniswesen dem Naturell des Negers zusagen. Noch größeren Abbruch aber thut dem wirklichen Eindringen der katholischen Lehre der Vandouxdienst, trotzdem dass gerade durch diesen Cultus Tausende in die Kirche geführt werden, welche ohne denselben eine solche nie betreten würden. Die Papalois, d. i. die Priester des Vandoux, weisen nämlich ihre Anhänger selbst an, die katholischen Ceremonien mit ihren eigenen zu vermischen. Ohne diesen merkwürdigen Umstand würde der Vandouxcultus der katholischen Kirche noch mehr Eintrag thun, umsomehr als die Zahl der katholischen Priester eine geringe ist, und der aneifernde Wettstreit mit dem Protestantismus fehlt. Nach Spencer St. John zählt die Protestantengemeinde kaum 1000 Mitglieder; etwas mehr Anhänger zählen die Wesleyaner. Den katholischen Priestern, welche seit Abschluss des Concordates auf Hayti thätig sind, wird rücksichtlich ihrer Sittlichkeit das beste Zeugnis ausgestellt; doch sollen sie weniger Berufseifer als Herrschsucht besitzen. Die Aufgabe, welche diese Priester auf Hayti zu lösen haben, ist jedenfalls eine an Schwierigkeiten überreiche, und wird noch lange Zeit zu befriedigender Lösung brauchen, selbst wenn die Unterstützung, welche der jetzige Präsident ihr zuwendet, ununterbrochen auch unter seinen Nachfolgern andauert. —

Geringeres Interesse als die Negerrepublik Hayti, nimmt die östliche Republik San Domingo in Anspruch (Dominikanische Republik — Republica Dominicana — mit ihrem officiellen Namen), welche man im Gegensatze zum Negerstaate Hayti einen Mulattenstaat nennen könnte. Bei der geringen Volkszahl und den bescheidenen Ansprüchen der Bewohner ist die Production und Consumtion gering, der Handel unbedeutend, die Triebfeder zu größeren Leistungen fehlt. Fast die ganze Bevölkerung lebt in den gegen die Zeiten früheren Glanzes herabgekommenen Städten, welche von mäßig großen Strecken bebauten Landes umgeben sind; ungeheuere Partien des fruchtbarsten Bodens sind menschenleer. Eine sehr zahlreiche Bevölkerung würde hier Platz finden, um die reichen Schätze des Bodens zu heben; alle Colonialproducte könnten gezogen, die edelsten Hölzer gewonnen und Mineralschätze in großer Menge geschürft werden; die nahe der Hauptstadt befindlichen Silberminen von Yasica wurden einst ein zweites Potosi genannt. Erst seit Kurzem beginnt sich aber einige Aussicht darauf zu eröffnen, dass der Naturreichthum von San Domingo mit der Zeit zur Ausbeute durch fleißige Bewohner gelangen werden, da seit den letzten Jahren eine ziemlich namhafte Einwanderung aus Cuba, Portorico, Jamaica und Nordamerika nach der Dominikanischen Republik begonnen hat.

»In San Domingo« — so charakterisirt Dr. v. Delitsch die Zustände — »waltet ein ruhiges stabiles Element vor. Der Sohn folgt dem Stande des Vaters; das abgebrannte oder von den Fluten zerstörte Haus wird an gleichem Platze und in gleicher Weise aufgebaut; Landbau, Viehzucht u. s. w. gehen im alten Schlendrian und bleiben hinter allen Nachbarländern zurück; eine Straße wird, auch wo es bequemer wäre, nicht in eine andere Linie gelegt, selbst die Mode hat keinen Einfluss auf die Kleidung. Ein Zug von Ehrenhaftigkeit, Leutseligkeit, Gastlichkeit, geht neben der steifen Würde des Spaniers und neben der Unlust zur Arbeit durch die weiße und farbige Bevölkerung.«

Seit Constituirung der Republik San Domingo hat es wohl auch hier so wie im Nachbarstaate, Parteikämpfe gegeben; doch hat hiebei das Land wenig gelitten, und nie ist den im Lande wohnenden Fremden irgend etwas zuleide geschehen. Im Staate herrscht ein conservatives, auf Ordnung und Recht haltendes Element; es kann dies als Nachwirkung der gut geordneten Verhältnisse unter der ehemaligen spanischen Regierung abgesehen werden.

Das Budget des Freistaates (1885) zeigt in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Tendenz zur Restringirung der Ausgaben, wohl mit dem Zwecke, den relativ bedeutenden Stand der öffentlichen Schuld zu verringern:

Bei einem vorzüglich auf Ein- und Ausfuhrszöllen basirenden Totaleinkommen von rund 7 500 000 Francs veranschlagte man für Ausgaben;

	1882/83 Francs	1885/86 Francs
Inneres und Polizei	1 267 570	948 055
Auswärtiges	732 430	144 500
Justiz und Unterricht	1 779 160	804 155
Finanzen, Handel	720 840	427 090
Krieg und Marine	2 189 610	1 611 920
Außerordentliche Ausgaben	510 885	
	7 200 495	3 935 720

Der Schuldenstand wird mit 7 976 170 Francs angegeben, welcher Summe eine Forderung von 4 121 890 Francs an Hayti für abgetretenes Land gegenübersteht [1]).

Die Werte der Ein- und Ausfuhr im Jahre 1885 betrugen 10 521 845 und 12 721 610 Francs; die wichtigsten Producte der Ausfuhr waren Zucker, Tabak, Kaffee, Honig, Wachs, Mahagoni- und andere Nutz- und Farbhölzer. Die Ausfuhr von Guano ist wieder aufgenommen worden, nachdem sie durch längere Zeit gänzlich aufgehört hatte.

Die Schiffahrtsstatistik weist für das Jahr 1885 an 600 Schiffe auf, welche sich auf die sieben Handelshäfen San Domingo, Puerto Plata, Monte Cristy, Samana, Macoris, Azua und Barabona vertheilen; auf San Domingo entfällt beinahe der dritte Theil mit 196 Schiffen.

San Domingo, die Hauptstadt der Republik, liegt romantisch auf einer Felsenbank, am rechten Ufer des Ozama-Flusses. Viele der öffentlichen Gebäude bezeugen durch die Pracht ihres Baues die ehemalige große Bedeutung der Hauptstadt von Hispaniola, dem Centrum der zu Ende des 15. Jahrhundertes erschlossenen neuen Welt. Den ersten Rang nimmt in dieser Richtung die von 1514—1540 erbaute gothische Kathedrale ein, welche allen Erdbeben bis jetzt

[1]) *»Diplomatisches Jahrbuch.«*

siegreich widerstanden hat, und deren Gruft bis zum Jahee 1794 die irdischen Überreste Columbus' barg. Die Einwohnerzahl wird mit 16 000 angegeben.

Die Stadt San Domingo besitzt keinen eigentlichen Seehafen, sondern nur eine gegen alle Winde offene Rhede. Wegen des beinahe ununterbrochenen Seeganges auf dieser Rhede können Waren daselbst weder aus- noch eingeschifft werden und sowohl Dampfer- als Segelschiffe müssen in den Ozama-Fluss einlaufen, dessen jetzt 3,5 *m* betragende Tiefe auf 6 *m* vergrößert werden soll. Zu beiden Seiten des Flusses bestehen Holzquais und Schienenwege zum Transporte der Waren.

Corvette Zrinyi, welcher nur ein sehr kurzer Aufenthalt vor San Domingo beschieden war, musste ihres Tiefganges halber auf der Rhede vor Anker bleiben.

Das Wetter, welches, wie bereits angeführt, die Zeit der Reise hindurch sehr ungünstig gewesen war, blieb auch während des Aufenthaltes auf der Rhede ein schlechtes, wodurch es nothwendig wurde, während des ganzen zweitägigen Aufenthaltes Dampf zu behalten.

Nebst den üblichen Besuchen machte der Schiffscommandant auch eine Aufwartung beim Präsidenten Hereaux, wurde jedoch, nachdem der Präsident zur Zeit gerade krank war, vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten empfangen.

Im Übrigen aber wurde der Verkehr mit dem Lande durch den Zustand des Wetters und den fortwährend hohen Seegang wesentlich beeinträchtigt.

Am zweiten Tage des Aufenthaltes der Zrinyi vor San Domingo — 24. December — fand an Bord die Feier des Weihnachtsabends in der in S. M. Kriegsmarine von Alters her üblichen Weise statt, indem für die Mannschaft einige erheiternde Spiele veranstaltet wurden, und der Schiffscommandant als Gast des Schiffsstabes an dem von diesem letzteren gegebenen Diner Theil nahm. Aber selbst diese bescheidene Feier sollte nicht ohne Störung durch den herrschenden kolossalen Seegang zu Ende gehen. Der am Oberdecke improvisirte Speisetisch brach plötzlich krachend zusammen, und ein Chaos von Glas- u. Porzellanscherben, Speisen und Getränken wurde durch die heftigen Rollbewegungen des Schiffes umhergeschleudert. Der allgemein beliebte Gesammtdetailofficier hatte zur Feier des Tages mit einer heimatlichen Mehlspeise überrascht werden sollen; damit war es nun vorbei, zum großen Leidwesen jener, die tagsüber ihren linguistischen und culinar-chemischen Scharfsinn angewendet hatten, um der für Uneingeweihte schwer zu enträthselnden Terminologie und Phraseologie des Kochbuches folgend, die erwünschten Leckerbissen herstellen zu lassen.

Am Morgen des Weihnachtstages, 25. December, nachdem das Wetter noch ungünstiger geworden war, musste Zrinyi den gefährlichen Ankerplatz vor San Domingo verlassen. Eine günstige Änderung des Wetters war sobald nicht zu erwarten, und der Commandant entschloss sich demnach, sofort die Reise nach Port-au-Prince fortzusetzen.

Nachdem die Corvette die Rhede von San Domingo verlassen hatte, steuerte sie mit Dampf gegen Süden bis genügend Luv gewonnen war, um Alta Vela, die südlichste der zu San Domingo gehörigen kleinen Inseln, mit Segeln passiren zu können. Hier traten leichte, zumeist günstige Brisen ein mit der Jahreszeit entsprechenden häufigen Regen und Gewittern, sowie wechselnde Strömungen, welche Zrinyi bis zum Abende des 29. begleiteten, wornach die Brise, schwächer werdend, am Morgen des 30. langsam abstarb. Diese Gelegenheit wurde benützt, um die Semestralschießübungen mit Geschützen und Mitrailleusen vorzunehmen, wozu sämmtliche Kessel in Betrieb gesetzt wurden. Nach Beendi-

gung der Übungen ließ der Commandant die Feuer in der Hälfte der Kessel abbrennen und setzte die Reise nach Port-au-Prince unter Dampf fort.

Gegen 6^h abends des 30. passirte Zrinyi Cap Tiburon und nahm Curs auf Gonave Island, um den Rochelois-Rocks auszuweichen. Starker NNO-Strom bewirkte jedoch die Nacht über eine solche Versetzung, dass der Commandant die ursprünglich gehegte Absicht, südlich von Gonave zu passiren, aufgab und die von den Postdampfern benützte Route durch den St. Mark Channel einschlug. Mittag den 31. December passirte die Corvette die Arcadins und wurde um $3^1/_2{}^h$ p. m. auf der Rhede von Port-au-Prince in 16 *m* Wasser, eine Seemeile vom Lande entfernt, vor Anker gelegt.

Der Aufenthalt in Port-au-Prince dauerte sieben volle Tage. Diese im Vergleiche zu den bisherigen Aufenthaltsdauern der Corvette etwas ausreichendere Zeit wurde benützt, um möglichst viel Informationen in commercieller Beziehung einzuholen. Die Ergebnisse dieser Erkundigungen sind aus dem Anhange *N* zu ersehen.

Selbstverständlich wurden auch hier die vorgeschriebenen zahlreichen officiellen Besuche gemacht und erwidert.

Die Aufwartung, welche der Commandant S. M. Schiffes Zrinyi in Port-au-Prince dem Präsidenten der Republik machte, wurde durch den commandirenden General und den ersten Adjutanten des Präsidenten erwidert.

Das nächte Reiseziel der Corvette war Kingston auf Jamaica. Am 8. Jänner morgens wurde die Fahrt dahin angetreten.

Auf der Reise nach Jamaica fand Zrinyi vorerst sehr flaue und ungünstige Brisen, sowie Windstillen vor, aus welchem Grunde bis Mittag des nächsten Tages die Dampfkraft in Verwendung blieb. Auf der Höhe von Navassa Island sprang nordöstliche Brise auf, worauf Segel gesetzt und wegen der nach den Angaben aller Handbücher das ganze Jahr hindurch herrschenden starken SSW-Strömung der Curs zehn Meilen nördlich von Morant-Point genommen wurde. Es zeigte sich jedoch, dass die Strömung zur Zeit nicht vorhanden war, und musste dann das Schiff, in Sicht dieser Spitze angelangt, Südcurs nehmen, um selbe zu dobliren. Bei Port-Morant schiffte sich der Lotse ein, und die Corvette setzte ihre Reise gegen Cowbay-Point fort. Nach Erhalt des Gesundheitspasses in Port-Royal ankerte man um $2^1/_2{}^h$ p. m. im Hafen von Kingston in 14,5 *m* Wasser, $3^1/_2$ Kabel vom Lande.

Wie erwähnt, wurde die in den Segelhandbüchern angegebene SSW-Strömung zwischen Hayti und Jamaica nicht vorgefunden, dafür aber bei Gonave eine solche von 0,5 Knoten, bei Morant-Point von 1 Knoten, nach Nord gerichtet, beobachtet. Die näheren Angaben hierüber wurden in den vom hydrographischen Amte der k. k. Kriegsmarine herausgegebenen periodischen *„Hydrographischen Nachrichten“* publicirt.

In Kingston wurde die Reparatur des Gabelarmes der Steuerhangerkette, sowie die eines schadhaft gewordenen Pumpenrohres durchgeführt und der Lebensmittel- und Kohlenvorrath ergänzt, wodurch sich der Aufenthalt länger als beabsichtigt ausdehnte. Der Gesundheitszustand in Port-Royal war kein zufriedenstellender; so konnte z. B. der Commandant der Zrinyi dem englischen Commodore keinen Besuch abstatten, da das seine Flagge führende Hafenwachtschiff wegen des an Bord herrschenden gelben Fiebers außer Verkehr mit dem Lande gesetzt war.

---

16. Jamaica.

(Hiezu Anhang *O.*)

Die Insel Jamaica bildet durch ihre Lage und Größe das Centrum der englischen Besitzungen in Westindien. Zwischen Cuba, Hayti, den kleinen Antillen, Honduras, Panama, Columbien und Venezuela gelegen, scheint Jamaica bestimmt zu sein, der Mittelpunkt des Handels in Westindien zu werden.

Der günstigen Lage der Insel entsprach in früheren Zeiten ihre große Bedeutung; durch Zusammenwirken von Umständen, welche später Erwähnung finden sollen, hat Jamaica von dieser Bedeutung viel verloren. Der Verbesserung der inneren Zustände wird in neuester Zeit zielbewusste, kräftige Fürsorge gewidmet, und einer günstigen Gestaltung äußerer Umstände — vor allem Inslebentreten des Panama-Canals — mag es vorbehalten sein, Jamaica einen großen Theil seiner alten Bedeutung wiederzugeben.

Gegenwärtig aber steht Jamaica unstreitig gegen andere englisch-westindische Colonien in manchen Dingen zurück.

Von allen westindischen Colonien ist Jamaica vielleicht am härtesten durch die Maßregel betroffen worden, welche den Negern die Freiheit gab und damit — zum schmerzlichen Erstaunen der Gesetzgeber im Mutterlande — die einstige Blüte Westindiens mit einem Schlage vernichtete. Nur allmählich können die westindischen Plantagencolonien sich von dem Schlage erholen, welchen ihnen vor einem halben Jahrhunderte die plötzliche Desorganisation der Arbeit versetzt hat; langsamer als an anderen Orten vollzieht sich der Gesundungsprocess auf Jamaica. Aber immerhin haben die Anstrengungen der letzten Jahrzehnte manchen Erfolg aufzuweisen, und für die heutigen Zustände würden die Urtheile, welchen man (infolge der über Westindien sehr spärlich fließenden Literatur) selbst in vergleichsweise neueren Fachwerken über Jamaica zu begegnen gewöhnt ist, wegen ihrer Strenge den wirklichen Verhältnissen nicht mehr entsprechen.

So gibt z. B. Dr. Otto Delitsch (im Jahre 1871) eine treffliche, vergleichende Schilderung des Ganges der allgemeinen Entwicklung Westindiens, in welcher von der damaligen Zeit Folgendes gesagt wird:

»Jetzt ist die gesammte westindische Inselwelt in einem Übergangsstadium begriffen. In der Colonialpolitik Schwanken und Anstellung neuer Versuche, Änderung der Besteuerungs- und Zollsysteme; in der Colonialregierung das Drängen nach Selbstverwaltung; in der Arbeiterfrage ein Umhersuchen nach fremden Arbeitskräften aus China, Indien, Afrika; in dem landwirtschaftlichen Betriebe Einführung aller Verbesserungen und Erfindungen, mit denen die Wissenschaft und Industrie in neuerer Zeit zu arbeiten gewohnt ist — und zu alledem das begehrliche Hereingreifen des großen amerikanischen Nachbarstaates, der die reichen Inselländer wohl schon längst an sich gezogen haben würde, wenn nicht die Nordstaaten der Union fürchten müssten, dass eine Annectirung der Antillen den Südstaaten einen größeren Zuwachs geben werde.«

»In diesem Übergangsstadium bieten die Antillen jetzt kein erfreuliches Bild. Cuba über den Gipfel seines Wohlstandes hinaus und abwärts gehend. Jamaica eine verkommene Colonie, die Negerstaaten auf Hayti kümmerlich eine elende Existenz fristend, die meisten Colonien der kleinen Antillen hart ums Dasein kämpfend — wenig von dem Glanze und Reichthume früherer Zeit, Ruinen von Wohnhäusern und Fabriken, zwischen denen die tropische Vegetation ungebändigt aufwuchert, ein engherziges Epigonengeschlecht von kleinen Pflanzern ohne die Wohlhabenheit und Gastfreiheit der alten Besitzer; wenig Reisende, die das Land sehen, keine Schriftsteller, welche es schildern mögen.«

»Doch sind diese Zustände nicht überall gleich unheilvoll und niederdrückend. Unter den kleinen Antillen befinden sich Barbadoes, Antigua, Martinique, Guadeloupe in besseren Verhältnissen als die übrigen; Trinidad fängt jetzt erst seinen Entwicklungsgang an, Portorico und Cuba, die spanischen Colonien, sind noch die reichsten und productivsten, und haben durch ein besseres Zahlenverhältnis der weißen zu der farbigen Bevölkerung weit bessere Aussichten für die Zukunft.«

Dieses Urtheil über die westindischen Zustände, obwohl vor 15 Jahren ausgesprochen, behält allerdings auch heute noch im allgemeinen seine Richtigkeit, und manche ungünstige Verhältnisse haben sich durch die Überproduction an Zucker, welche sowohl an Ort und Stelle, als selbst in den einstigen sicheren Absatzgebieten Westindiens eintrat und eine tiefgreifende Krise hervorbrachte, wohl noch verschärft; aber trotzdem glauben wir, dass Jamaica gewiss Unrecht geschehen würde, wollte man die Bezeichnung einer »verkommenen Colonie« für die schöne und fruchtbare Insel auch heute noch aufrecht erhalten. Die stetige Vermehrung der Einwohnerzahl auf Jamaica muss mit der Zeit günstigere Productionsverhältnisse hervorrufen; wenn auch bis jetzt die Vermehrung der Bevölkerung noch nicht von einer verhältnismäßigen Zunahme der von ihr geschaffenen und in Bewegung gesetzten Wertmengen begleitet ist, so darf doch nicht verkannt werden, dass die Colonialregierung eifrigst bestrebt ist, Arbeitskräfte und Capital herbeizuziehen, um der stagnirenden Production aufzuhelfen. Von diesem Gesichtspunkte aus darf wohl behauptet werden, dass Jamaica wenigstens nicht weiter verkommt, d. h. müßig die ungünstigen Verhältnisse die Oberhand behalten lässt, sondern dass man redlich bestrebt ist, der Ungunst der Zeiten und überkommener Verhältnisse entgegenzuarbeiten.

Wir müssen es den Daten vorbehalten, welche wir später über Production, Handel und Verkehr auf Jamaica anführen werden, die eben ausgesprochene Ansicht zu begründen; vorerst aber wollen wir versuchen, durch

einen möglichst gedrängten Rückblick auf Jamaicas Geschichte einen Einblick in das Werden der Zustände zu gewinnen, welche gegenwärtig in der Colonie bestehen.

Am 11. Mai 1655 ergab sich Jamaica nach kaum nennenswertem Widerstande dem englischen Admiral Penn und dem ihm beigeordneten General Venables, welche als Befehlshaber einer Streitmacht von 10 000 Mann von Cromwell zur Eroberung Hispaniolas (Haytis) ausgeschickt worden waren [1]). Mehr als anderthalb Jahrhunderte, seit der Entdeckung Jamaicas durch Columbus am 3. Mai 1494, hatte Spanien das Hoheitsrecht über die Insel besessen. Wir können diesen langen Zeitraum füglich übergehen: er ist durch Vertilgung der milde gesitteten Ureinwohner, Einführung der Negersclaven zur Bestellung der nach und nach gegründeten Plantagen und Wirtschaften gekennzeichnet; bis nahe zur Mitte des 16. Jahrhundertes reichen die mitunter zu Kämpfen sich gestaltenden Rechtsstreitigkeiten zwischen den Abkömmlingen des Entdeckers und den Lehensmännern der spanischen Krone; unter Königin Elisabeth und König Karl I. kamen englische Aggressionen gegen Jamaica vor, welche aber ohne Belang und ohne weitere Folgen für die Geschicke Jamaicas blieben. „*The transactions of the Spaniards during a century and a half, in the settlement of Jamaica*“, sagt Bryan Edwards, der maßgebende Geschichtschreiber Westindiens, „*have scarcely obtained the notice of history*“. Erst mit der Einnahme Jamaicas durch die früher genannten englischen Führer beginnt die Entwicklungsgeschichte Jamaicas. Penn und Venables ließen die von ihnen befehligten Streitkräfte unter Admiral Goodson und General Fortescue zur Behauptung der leicht eroberten Insel zurück und segelten heim, um dem allgewaltigen Protector Bericht abzustatten; dieser aber steckte sie in den Tower „*for having deserted the forces committed to their charge*“. Diese strenge Maßregel war von Cromwell vielleicht nur in Ausführung gebracht worden, um den als royalistisch bekannten und nun durch die Eroberung Jamaicas in der Volksgunst gestiegenen Penn vorläufig unschädlich zu machen [2]); aber thatsächlich hatte die Entfernung der beiden Oberbefehlshaber von den englischen Streitkräften auf Jamaica die ernstesten Folgen, welche leicht den Verlust der eben erst eroberten Colonie hätten mit sich bringen können.

Durch die feindselige Haltung der spanischen Colonisten erbittert, vielleicht nicht gehörig in Zaum gehalten von ihren Oberen, hatten sich die englischen Soldaten und Seeleute auf Jamaica einer blinden Zerstörungswuth hingegeben. Im October kam der von Cromwell zum Civilgouverneur Jamaicas abgesendete General Sedgewich auf der Insel an, und musste schon im darauffolgenden Monate an den Protector berichten, dass alle Vorräthe an Lebensmitteln, Schlachtvieh, ja auch die Pflanzungen zerstört seien, und das äußerste Elend die Engländer erwarte, wo immer sie hinkämen. Ein Zustand offener Meuterei scheint geherrscht zu haben, vielleicht durch den Verdacht genährt, man wolle die Soldaten und Seeleute von ihrem geliebten und damals so lucrativen Berufe abzuziehen und sie zu Colonisten zu machen versuchen. Auf Ähnliches deutet die Stelle im Berichte Sedgewichs hin, welche lautet: „*Dig or plant, they neither will nor can, but are determined rather to starve than work.*“ Eine entsetzliche Hungersnoth war die baldige Folge dieser Zustände; Schlangen,

---

[1]) Vergleiche Nr. 15, Hayti, pag. 128, Anmerkung.

[2]) Nah wenigen Jahren, noch unter Cromwell, wurde Penn in den Ritterstand erhoben.

Eidechsen und ähnliches Gethier wurde gierig gegessen, der Genuss unreifer Früchte brachte tödtliche Dysenterien hervor; längere Zeit hindurch starben an 140 Personen wöchentlich (bei einer Einwohnerzahl von kaum 3000 Seelen), und auch Gouverneur Sedgewich fiel der Seuche zum Opfer. Im Heimatlande erkannte man die Nothwendigkeit, Abhilfe zu schaffen. Im Juni 1656 kam Oberst Brayne, der neue Gouverneur, von England an und brachte nicht nur viermonatlichen Proviant für 3000 Mann, sondern auch 1000 Mann Truppen mit, um die Ordnung herzustellen; bald wurden auch an 1500 Einwanderer von Nevis, Bermuda und Barbadoes herangezogen. Dazu kamen noch bei 1000 junge Männer und Mädchen, welche man, meistens in Irland und Schottland, zur Ansiedlung auf Jamaica geworben hatte, allerdings *„idle, masterless persons, robbers, vagabonds, male and female“*. Auf die moralische Qualification dieser Auswanderer dürfte es wohl ebensowenig angekommen sein, als auf ihren freien Willen bei der Werbung, und der Ausdruck mag sehr zutreffend sein, welchen die Prinzen Albert Victor und Georg von Wales anwenden, indem sie bei Erwähnung dieser Angelegenheit sagen: *„Irish and Scotch people were, by Cromwell's order, gathered together, and as labourers sent thither.“*

Gouverneur Brayne starb schon im Jahre 1657 und seinem Nachfolger D'Oyley gelang es im folgenden Jahre, den spanischen Gouverneur Don Arnold Sasi, welcher von Hispaniola aus mit 1000 Mann Truppen und 500 ehemaligen spanischen Ansiedlern von Jamaica den Versuch einer Wiedereroberung der Insel wagte, vollständig zu schlagen. Gouverneur Sasi selbst entgieng der Gefangennahme nur durch die Flucht mittels eines Canoes, in welchem er Cuba glücklich erreichte. Die Bucht, von welcher aus diese gefährliche Fahrt angetreten wurde, führt heute noch den Namen Runaway-Bucht.

Infolge dieses Wiedereroberungsversuches wurden nun sämmtliche, noch auf Jamaica befindlichen Spanier von der Insel vertrieben. Bei ihrem gezwungenen Abzuge blieb der größte Theil der Negersclaven auf Jamaica zurück; zum Theile war ihnen von ihren Herren die Freiheit geschenkt worden — vielleicht schon in der Absicht, den Engländern Verlegenheiten zu schaffen — zum Theile hatten sie die Verwirrung benützt, um sich die Freiheit selbst zu nehmen; diese zurückgebliebenen Neger zogen sich in die gebirgigen Theile des Innern der Insel zurück und wurden dort, in zügelloser Freiheit verwildert, zu einer Macht, deren Niederhaltung gewaltige Kraftanstrengungen der Engländer erheischte und dieselben sogar mehr als einmal zum Paktiren zwang. Bis zu Ende des vorigen Jahrhundertes gaben diese mit dem Namen Maroons oder Maroon-Neger bezeichneten Stämme den Engländern auf Jamaica viel zu schaffen. Die Maroons waren ein böses Erbstück, welches die Spanier den Engländern auf Jamaica hinterließen; die Verhandlungen mit den Maroons mit dem Zwecke, diese wilden Neger zu ruhigen Colonisten zu machen, und die förmlichen Feldzüge zu ihrer Unterwerfung sind das Charakteristische in der Entwicklungsgeschichte Jamaicas. Schon im Jahre 1662 verhieß eine Proclamation des königlichen Gouverneurs Lord Windsor allen Maroons, die sich den Engländern unterwerfen und anschließen würden, Belehnung mit Land und alle Freiheiten und Privilegien englischer Bürger; aber nur wenige folgten diesem Rufe zu friedlicher Arbeit, und der Maroon-Neger Juan de Bolas, welcher, mit der Würde eines Milizobersten bekleidet, mit Unterhandlungen betraut wurde, fiel bei Ausführung seiner Aufgabe in einen Hinterhalt und wurde von seinen Stammesgenossen grausam getödtet.

Der von dieser Zeit an beinahe nie zur Ruhe kommende kleine Krieg gegen die in unzulänglicher Gebirgswildnis hausenden Maroons kostete zwar fortwährend Opfer an Geld und Blut, und war ein Hindernis für das raschere Vordringen der neuentstehenden Plantagen nach dem Innern der Insel; aber trotzdem machte die neue englische Colonie schnelle Culturfortschritte, wozu die ihr noch von Cromwell verliehenen, vom Könige Karl II. nachher bestätigten Freiheiten und Privilegien viel beitrugen. Die gesetzgebende Versammlung war vom Mutterlande gänzlich unabhängig; die Executivbeamten einzig dem Gouverneur verantwortlich, welcher sie nach Belieben anstellte und entließ; keinerlei Zölle und Abgaben konnten in anderer Weise als auf Beschluss der Legislative erhoben und zu keinen anderen als zu Zwecken der Colonie verwendet werden. Der vom Könige ernannte Gouverneur war das einzige Band zwischen der Colonie und dem Mutterlande. Die Colonie hob sich rasch; im Jahre 1664 constatirte der vom Gouverneur Eduard Morgan veranlasste Census eine Gesammtbevölkerung von 4205 Seelen, aber schon im Jahre 1673 zählte man 7768 Weiße und 9504 Neger auf der Insel. Die Einwanderung wurde mit allen Mitteln gefördert; so brachte z. B. der im Jahre 1664 zum Ablöser des Gouverneurs Morgan ernannte Sir Th. Modyford tausend Ansiedler von Barbadoes mit sich; im Jahre 1675 wanderten 1200 Einwohner der an Holland cedirten Colonie Surinam ein; 1686 fand ein bedeutender Zuzug von Juden statt, welch letztere zur Belebung des Handels beitrugen. Schon im Jahre 1670 lieferten 57 Zuckerfabriken 17 100 Centner Zucker, 47 Cacaomühlen 1800 Centner Cacao, 49 Indigoplantagen 490 Centner Indigo; man gewann 500 Centner Jamaica-Pfeffer, 10 000 Scheffel Salz, und mit dem Anbau von Baumwolle und Tabak war der Anfang gemacht; der Viehstand, welcher vor wenigen Jahren nur 60 Stück betragen hatte, war auf 60 000 Stück gestiegen.

Außer diesen Erträgnissen des natürlichen Bodenreichthumes hatte Jamaica auch große Reichthümer durch die Begünstigung erworben, welche mehrere der häufig wechselnden Gouverneure in jener classischen Zeit des Freibeuterthumes zur See den Corsaren angedeihen ließen. Der eben erwähnte Sir Thomas Modyfort gieng in dieser Richtung so weit, die Freibeuter als im Namen des Königs von England handelnd zu proclamiren und auf eigene Verantwortung Krieg gegen Spanien und andere Länder zu erklären, um den Raubzügen der Corsaren eine Art legitimer Unterlage zu geben. Die kühnen Piraten nahmen Tobago den Holländern weg, plünderten Tobascoe und Villa de Mors im Golf von Mexiko, San Spirito und Providencia auf Cuba. Capitän Georg Morgan, der berühmtest gewordene Corsarencapitän, nahm und plünderte Panama und Porto Bello. Dem Gouverneur kostete seine Eigenmächtigkeit zwar seine Stelle und er wurde als Gefangener nach England gebracht, um sich zu verantworten; aber Capitän Morgan erhielt den Baronetstitel und war nach wenigen Jahren selbst Gouverneur von Jamaica, zu dessen Aufgaben nun die Unterdrückung des Freibeuterthumes zählte. Der Colonie hatte das Corsarenwesen nur große Vortheile gebracht, und die von den Raubzügen mitgebrachten Negersclaven waren auf Jamaica sehr willkommen, da erst im Jahre 1672 durch die Gründung der „*Royal African Company*“ eine regelmäßige Einfuhr von Negersclaven begann. Man hat berechnet, dass von 1700 bis 1786 nicht weniger als 610 000 Negersclaven nach Jamaica gebracht wurden, von welcher Zahl etwa ein Fünftel wieder von der Insel wegtransportirt worden sein mag.

Der stetige Zuwachs an Arbeitskräften brachte eine entsprechende Hebung der Production und Zunahme des Reichthumes auf Jamaica mit sich; zu Ende

des vorigen Jahrhundertes waren die Begriffe eines Pflanzers auf Jamaica und eines ostindischen Nabobs synonym.

Von zerstörenden Elementarereignissen abgesehen, litt Jamaica in seiner weiteren Entwicklung nur unter seinen ewigen Verwaltungsstreitigkeiten, zu welchen die außerordentlich weitgehenden Rechte der gesetzgebenden Versammlung[1]) sowie die relative Machtlosigkeit der Gouverneure die stete Handhabe boten, und ferners durch die häufig wiederkehrende Nothwendigkeit, die Maroons zu bekämpfen oder Aufstände der Negersclaven zu unterdrücken.

In ersterer Richtung würde es sich für uns nicht verlohnen, den bis in die neueste Zeit fortgesetzten ewigen parlamentarischen Zänkereien auf Jamaica zu folgen, welche häufig zu gänzlicher Einstellung der gesetzgeberischen Thätigkeit, Verweigerung der für die Verwaltung nöthigen Finanzvotirungen und derartig oft zur nothgedrungenen Auflösung der Assembly durch den Gouverneur führten, dass erst der Herzog von **Manchester**, welcher von 1808 bis 1827 Jamaica administrirte, eine gesetzgebende Versammlung erlebte, welche ihre natürliche Auflösung durch Ablauf der vollen gesetzlichen Mandatsdauer fand. Bis zum Jahre 1728 — über 60 Jahre — hatte es gedauert, bevor die Assembly ein regelmäßiges Einkommen (damals von 8000 £) für die öffentlichen Ausgaben zu votiren sich herbeiließ, und der geradezu in erblicher Weise störrisch gewordene Charakter der Legislative auf Jamaica spielte bis in die neueste Zeit herein eine so schädliche Rolle in der Entwicklung der Dinge auf dieser Insel, dass im Jahre 1866 der Schrecken, den ein Negeraufstand über die Legislative gebracht hatte, dazu benützt wurde, um deren Zustimmung zur Aufhebung der alten, über 200 Jahre in Wirksamkeit gewesenen Verfassung der Colonie zu erhalten. Die Insel wurde nun durch Gouverneure, welche mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet waren, in einer nahezu gänzlich absoluten Weise regiert; erst im Jahre 1884, nachdem die zerrütteten Verhältnisse sich großentheils gebessert hatten, wurde der Colonie wieder ein gewählter Vertretungskörper zugestanden, und seither ist die Verfassung Jamaicas jener der anderen Kroncolonien im ganzen und großen gleichgestellt. Nach der im Jahre 1884 neugewährten Repräsentativverfassung ergab der ganz neu aufgestellte Wahlcensus 9298 Wähler oder 1 Wähler auf 62 Einwohner; unter der alten Repräsentativverfassung hatten (bei einer Bevölkerung von damals 441 264 Seelen) nur 1798 Personen das Wahlrecht besessen, d. i. 1 Wähler auf 245 Einwohner. Die neue Verfassung zieht also viel breitere Volksschichten zur politischen Thätigkeit heran und wird hoffentlich Jamaica ein besseres Schicksal bereiten als jenes, welches der Colonie unter der Herrschaft einer engherzigen und trotzigen Oligarchie beschieden war.

Über die zweite der oben erwähnten Quellen von Schwierigkeiten für die ungestörte Entwicklung Jamaicas, nämlich die Niederhaltung der Maroons und unbotmäßigen Neger, sei Folgendes erwähnt.

Während des 16. Jahrhunderts war es zwar nie gelungen, die Maroons durch Unterhandlungen gefügig zu machen oder sie mit Waffengewalt vollständig zu unterwerfen; aber man erwehrte sich der Streifzüge, die von den gänzlich verwilderten Negern von Zeit zu Zeit unternommen wurden, mit leidlichem

---

[1]) Ein competenter Beurtheiler äußert über die Macht der alten Legislative Jamaicas „.... *a Representative Institution which had existed for 202 years, and which had exercised powers, in some respects, in excess of those of the British House of Commons itself*“.

Erfolge. Man war aber zu schwach an Zahl, um einen Vernichtungskrieg gegen die in ebenso weitläufigen als schwer zugänglichen Gebirgsterritorien hausenden Neger unternehmen, und dabei auf dauernden Erfolg hoffen zu können.

Auch hatte man bei einzelnen Streifzügen bittere Erfahrungen gemacht, welche bewiesen, dass beim Kampfe in der Wildnis, trotz überlegener Bewaffnung und europäischer Kampfesweise, die Colonisten den kriegerischen Instincten und geschärften Sinnen der wilden Gegner häufig unterliegen mussten. Als nun im Jahre 1718 die Streifungen der Maroons wieder einen gefährlicheren Charakter anzunehmen begannen, gieng man mit den kriegerischen Indianerstämmen der Mosquitoküste einen Vertrag ein, welchem zufolge einer der Indianerkönige mit einer namhaften Zahl seiner Krieger nach Jamaica überführt wurde und dort an der Bekämfung der Maroons thätigen Antheil nahm. Die im Vereine mit diesen Bundesgenossen errungenen Vortheile konnten aber nicht weiter verfolgt werden, weil die Legislative wieder einmal wegen untergeordneter Verwaltungs-, Personal- und kirchlichen Angelegenheiten in heftigem und hartnäckigem Hader mit der Regierung sich befand, alle Geldmittel verweigerte und den Regierungscredit so tief herabgedrückt hatte, dass Geldforderungen an die Regierung mit 50% Verlust kaum verkäuflich waren; der Pflanzer Sir Nicolas Lawes, seit 1718 Gouverneur von Jamaica, sah sich damals gezwungen, seinen privaten Grundbesitz zu veräußern, um den dringendsten öffentlichen Ausgaben gerecht werden zu können. Der Krieg gegen die Maroons wurde nur lässig weitergeführt, und nachdem die Mosquito-Indianer, deren Geldforderungen man kaum imstande war zu befriedigen, wieder abgezogen waren, kehrte der alte Zustand nothdürftiger Defensive an den bedrohtesten Punkten wieder. Erst nach einer Reihe von Jahren entschloss man sich zur Errichtung eigener vorgeschobener, befestigter Lager mit starken Garnisonen. In diesen Lagern wurden zuerst jene aus Cuba importirten bösartigen Schweißhunde als Wächter benützt, welche später auch im Offensivkriege gegen die Maroons treffliche Dienste leisteten. Im Jahre 1734 gieng man endlich wieder zu größeren Operationen gegen die Maroons über. Dem Capitän Stoddart gelang es, bis zu dem Nanny genannten, auf einem der höchsten Gipfel der »Blauen Berge« gelegenen Hauptlager der Maroons vorzudringen; ein grässliches Blutbad wurde unter ihnen angerichtet und viele stürzten sich verzweifelnd kopfüber die jähen Abhänge hinab in den Tod. Trotz wilder und regelloser Flucht waren die Maroons doch bald wieder vereint und stark genug, den Verfolgern die Spitze zu bieten, ja sogar dieselben, welche namhaften Zuzug von Miliz und Matrosen erhalten hatten, im Gebirge zu umzingeln, so dass nur ein Rückzug mit schweren, blutigen Opfern erkämpft werden konnte. Die Bestürzung auf Jamaica war darüber eine allgemeine, und der am 30. April 1738 angelangte Gouverneur Trelawny betrat sofort unter allgemeiner Zustimmung den Boden der Verhandlungen. Die beinahe unmöglich zu lösende Aufgabe gelang dem vom Gouverneur zum Unterhändler ausersehenen Obersten John Guthrie vollständig. Die Maroons unterwarfen sich nicht nur der englischen Herrschaft gegen Anweisung von 2500 Acres Land, sondern verpflichteten sich auch, unter ihrem zum Obercommandanten ernannten bisherigen Führer Cudjoe bei Abwehr feindlicher Invasionen oder Unterdrückung innerer Aufstände kriegerisch thätig zu sein.

Der langjährige, sogenannte erste Maroonkrieg nahm somit mit der Unterwerfung des größten Theiles der Maroons sein Ende.

Der zweite Maroonkrieg brach im Jahre 1795 aus und wurde durch einen Aufstand der in Trelawny Town angesiedelten Maroons eingeleitet. Die Aufständischen zogen sich, als sofort eine bedeutende Übermacht gegen sie

aufgeboten wurde, in die Wälder gegen das Gebirge zurück; ein halbes Jahrhundert vorwiegend friedlicher Existenz hatte die kriegerischen Instincte nicht wegzutilgen vermocht und die Verfolger hatten kein leichtes Spiel. Unnahbar in ihren Verstecken in Wäldern, Schluchten, Berghöhlen, brachen die Maroons meist zur Nachtzeit hervor und fügten den Truppen und Milizen schweren Schaden zu. Da erinnerte man sich der trefflichen Dienste, welche die Bluthunde schon in früheren Zeiten geleistet, und ließ neuerdings eine ansehnliche Anzahl derselben von Cuba kommen. Die Thätigkeit dieser sonderbaren, aber von den Negern über alles gefürchteten Alliirten trug hauptsächlich dazu bei, dass die Maroons sich bald zur Capitulation entschlossen. Diesmal begnügte sich die Colonialregierung nicht mit der Unterwerfung; man wandte ein radicales Mittel an, um Jamaica wenigstens von einem Theile des unruhigen und gefährlichen Elementes zu befreien, das schon so viel zu schaffen gegeben hatte: die aufständischen, nun aber unterworfenen Maroons wurden deportirt. Man brachte sie nach Neuschottland und bald darauf von dort nach Sierra Leone.

Im Jahre 1828 soll man noch 1158 Maroon-Neger auf Jamaica gezählt haben; die neuere Zeit und besonders die Aufhebung der Sclaverei hat den Unterschied zwischen Maroons und anderen Negern auf Jamaica so ziemlich verwischt; doch werden auch heute noch die Neger des Kirchspieles Trelawny als Abkömmlinge der Maroons angesehen und demgemäß benannt.

Aber nicht allein die verwilderten Maroons waren Ursache blutiger innerer Kämpfe auf Jamaica, sondern auch die während der Zeit der englischen Herrschaft importirten Neger, die Negersclaven, haben im Laufe der Zeit manchen Aufstand inscenirt, welcher meist blutige Niederwerfung forderte und stets eine solche fand. Besondere Erwähnung verdienen die Sclavenaufstände in den Jahren 1776, 1777, 1798. Zur Niederwerfung dieses letzteren Aufstandes mussten nicht weniger als 2000 Mann regulärer Truppen und 6000 Mann Milizen in Action treten; auch leisteten diesmal die treugebliebenen (Accompong) Maroons hervorragende Dienste. Den größten Umfang aber gewann die Insurrection, welche am 28. December 1831 zum Ausbruche kam; dieser Aufstand war durch den Widerstand der Pflanzer gegen die bevorstehende Sclavenbefreiung veranlasst worden und wurde von den Negern wie gewöhnlich durch Sengen und Brennen eingeleitet. Der angerichtete Schaden erreichte die Summe von 666 977 £ und die Regierung des Mutterlandes sah sich gezwungen, der arg geschädigten Colonie durch Garantie eines Anlehens von 200 000 £ theilweise Hilfe zu bringen.

Mit der Aufhebung der Sclaverei wären wir bei jener Zeitperiode angelangt, welche für Jamaica so verhängnisvoll werden sollte. Denn trotz der Maroons, trotz ewiger innerer Verwaltungsstreitigkeiten, trotz der vielen Kriege, welche Westindien in Mitleidenschaft gezogen hatten, war Jamaica bis in das erste Drittel des gegenwärtigen Jahrhundertes stetig aufgeblüht und reich und reicher geworden. Die Blüte, zu welcher Jamaica trotz seiner zu einem chronischen Übel gewordenen Verwaltungskämpfe, trotz der Maroonkriege und Negeraufstände, trotz ungeheueren, durch Naturereignisse wiederholt entstandenen Schadens sich emporgeschwungen hatte, darf umsomehr Bewunderung erwecken, als die Colonie auch durch die in Westindien beinahe unausgesetzten Äußerungen der Feindseligkeiten zwischen den europäischen Seemächten mit in Anspruch genommen war.

Gleichwie die innere war eben auch die äußere Geschichte Jamaicas zu Zeiten eine recht bewegte, und mögen folgende Hauptbegebenheiten derselben hier Erwähnung finden.

Im Juni 1694 landete der französische Admiral Du Casse Truppen in Port Morant, am Ostende der südlichen Küste Jamaicas. 50 Plantagen wurden verwüstet, durch entsetzliche Greuelthaten den Pflanzern große Geldsummen erpresst, Colonisten in großer Zahl, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, gemordet. Als aber die Franzosen in Carlisle Bay landeten, um dort das gleiche Zerstörungswerk zu beginnen, wurden sie von der Colonialmiliz geschlagen und mussten mit einem Verluste von 700 Mann auf ihre Schiffe flüchten.

Als im Jahre 1702 der Krieg Englands gegen Frankreich sich erneuerte, segelte Admiral Benbow von Port Royal mit zwei Linienschiffen, einem Zweidecker von 54 Kanonen und vier starken Fregatten gegen Du Casse. Am 20. August dieses Jahres fand das merkwürdige Gefecht zwischen Du Casse und Benbow statt, welches einen in der englischen Seekriegsgeschichte einzig dastehenden Fall aufweist. Von Hass gegen ihren Admiral erfüllt, verhielten sich fünf von den sieben Capitänen, welche Benbow unter seinen Befehlen hatte, mehr als passiv; nicht nur nahmen sie keinen Antheil an dem vom Admiral mit aller Energie eingeleiteten Gefechte, sondern herrschten jene ihrer Untergebenen zur Ruhe, welche ihnen die wiederholten und dringenden Signale des Admirals, ihre Pflicht zu thun, zur Kenntnis brachten. Von einer einzigen Fregatte, der Ruby, Capitän Walton, gefolgt, nahm der berühmt tapfere »old Benbow« das Feuer der ganzen feindlichen Escadre auf sich, enterte dreimal erfolglos das Flaggenschiff des Admirals Du Casse und wurde zweimal verwundet, bevor ihm eine Kartätschenkugel das Bein zerschmetterte. Die übrigen englischen Schiffe lagen unthätig außer Schussweite. Als eines derselben, die Defiance von 64 Kanonen, gegen den Willen ihres Capitäns in wirksamen Schussbereich gelangte, verweigerte dieser dennoch, auch nur einen einzigen Schuss abzugeben. Nur einer der pflichtvergessenen Capitäne, jener der Fregatte Falmouth von 48 Kanonen, kam endlich zur Unterstützung des Admirals herbei, als dessen Schiff schon nahe daran war zu erliegen. Benbow erreichte Port Royal auf Jamaica, ohne ein Schiff verloren, aber auch ohne den Sieg errungen zu haben, welchen selbst sein Gegner Du Casse für unausbleiblich angesehen hatte. Als tüchtiger Seemann und Soldat empört über das Verhalten der englischen Capitäne, schrieb Du Casse an Benbow: »er habe am Tage der Begegnung wenig Hoffnung gehabt, den Abend anderswo als in Benbows Kajüte als Gefangener zuzubringen, und danke Gott, der es anders gefügt; was aber Benbows Capitäne anbeträfe, die ihren Admiral schmählich im Stiche gelassen, so möge er sie henken lassen, denn sie verdienten nichts anderes«. Der Verrath, den die Capitäne an ihrem Admiral geübt, fand seine Sühne noch bevor Benbow im November an seinen Wunden starb; einer der Capitäne war durch den Tod der Verurtheilung entgangen; zwei wurden kriegsrechtlich erschossen, einer cassirt, und nur der Commandant der Falmouth erreichte in Würdigung seiner wenn auch späten Reue die Begnadigung. Ob die meuterischen Capitäne durch ihr Verhalten, trotz des unabwendbaren schmachvollen Schicksales, das sie für sich selbst voraussehen mussten, ihren verhassten Admiral ins Unglück stürzen oder ob sie — was noch schlechter — nur den Moment abwarten wollten, dass Benbow gefallen oder doch der Übermacht erlegen sein würde, um dann erst das Gefecht gewissermaßen auf ihre eigene Rechnung aufzunehmen, wird kaum je klar werden. Gewiss scheint zu sein, dass Hass gegen Benbow der Beweggrund ihrer Handlungsweise und dass dieselbe durch meuterische Verabredung vorbereitet war. »*A day of cowardice, or treachery, or both*«, nennt Younge in seiner Geschichte der englischen Flotte den 20. August 1702, und fügt in seiner

maßvollen Schreibweise über Benbow bei: *„He was a resolute and skilful officer, but a man of a somewhat rough and stern temper, which had excited a feeling of insubordination and hostility against him in the breasts of some of his officers.“*

In der Reihe der berühmten Seeleute, deren Thaten mit der Geschichte Jamaicas verflochten sind, folgt auf den tapferen, aber bis zur Erregung von Hass und Hervorrufung von rachsüchtigem Verrathe hartsinnigen „old Benbow“ die liebenswürdige Erscheinung des kaum 22jährigen Capitäns der Fregatte HICHINBROKE, Horatio Nelson. Vom Gouverneur von Jamaica, General Dalling, für die Aufgabe ausersehen, das gegen San Juan de Nicaragua von Jamaica ausgesendete Corps von 1379 Mann an den Bestimmungsort zu convoyiren, fällt dem jungen Capitän, als sich am Bestimmungsorte ungeahnte Schwierigkeiten zeigen, von selbst die leitende Rolle in der Expedition zu [1]), welche nur durch seine Geschicklichkeit, Energie und Tapferkeit zu glücklichem Ende geführt wird. Sehr treffend bemerkt Younge über die Eroberung von San Juan de Nicaragua: *„The importance of this exploit is principally due to its being the first occasion in which Nelson, in anything like an independant command had an opportunity of showing his daring, his energy, and the universality of his genius“;* und weiter: *„the success of the expedition is principally to be attributed to Nelsons ability and zeal, and the influence which, even at that early age, he exercised over every one who had the good fortune to be brought in contact with him.“* Welch eigenthümlicher Gegensatz zwischen dem alten Admiral, der durch rohen Zwang nicht erreicht, was dem Zauber der Persönlichkeit des blutjungen Capitäns gelingt — freudige Pflichterfüllung und Selbstaufopferung hervorzurufen. Übrigens beide an Selbstaufopferung allen ein Muster; so wie Benbow mehrfach schwer verwundet nach Jamaica nur zurückkehrte, um dort zu sterben, so kam auch Nelson und der kleine, der Malaria noch nicht erlegene Rest der Seinigen von San Juan de Nicaragua auf den Tod krank nach Jamaica zurück [2]) und wenig fehlte, dass das tückische Sumpffieber den Faden eines jungen Lebens abgeschnitten hätte, dem noch so Großes vorbehalten war.

Rodney, den Sieger über die Flotte des Admirals De Grasse, deren Operationen auf Vereinigung mit den Spaniern zur Eroberung Jamaicas gerichtet

---

[1]) Der nachmalige Oberst Polson, als Capitän zuerst Leiter der Expedition gegen San Juan, berichtete am 30. April 1780 als Nelson todtkrank nach Jamaica zurückkehren musste: *„I want words to express the obligations I owe that gentleman. He was the first on every service wether by night or day. There was scarcely a gun but what was pointed by him....“* Gouverneur Dalling berichtete an den Kriegssecretär: *„humbly entreating that His Majesty would be graciously pleased to manifest a satisfaction of Captain Nelsons conduct. Such minds, my Lord, are most devoutly to be wished, for Governements sake!“* Der Kriegssecretär scheint die Bitte des Gouverneurs nicht beachtet oder ihre Wichtigkeit nicht verstanden zu haben, denn von einer weiteren Anerkennung oder Belohnung der Dienste Nelsons vor San Juan ist nichts bekannt. Solche Geringschätzung hervorragender persönlicher Leistungen wirft ein erklärendes Licht auf die Möglichkeit von Zuständen, wie sie z. B. in Rodneys Escadre noch im selben Jahre (1780) herrschten (vergleiche Nr. 9, Dominica) und welche erst durch die glorreichen Thaten Rodneys, Jervis und vor allen Nelsons in Vergessenheit geriethen.

[2]) Nelson schrieb im Jahre 1803 für die zweite Auflage von Dr. Benjamin Moseley's Werk: „*Treatise on Tropical Deseases*“ einige Bemerkungen über seine Erfahrungen während der Nicaragua-Expedition. In demselben kömmt die Stelle vor:

waren, haben wir bereits an anderem Orte[1]) genannt. Hier müssen wir aber erwähnen, dass man damals auf Jamaica mit Enthusiasmus daran gegangen war alle Vorbereitungen zu treffen, um die bevorstehenden Angriffe abzuwehren. Die ganze Miliz stand unter Waffen, überall wurden Vertheidigungsanstalten gegen das Vordringen etwa gelandeter Streitkräfte improvisirt und die Bevölkerung wetteiferte mit den Soldaten an Thätigkeit. Der hiebei gezeigte Geist der Anhänglichkeit an das Mutterland, welches eben daran war, seinen nordamerikanischen Besitz endgiltig zu verlieren, brachte Jamaica den Dank des Königs ein. Rodney, dessen Sieg alle Besorgnisse auf Jamaica zerstreut hatte, erhielt eine Marmorstatue in Spanish Town, der damaligen politischen Hauptstadt der Colonie.

Der letzte englische Seesieg, der auch noch für Jamaica unmittelbare Bedeutung hatte, war jener, den Admiral Sir J. T. Duckworth im Frühlinge des Jahres 1806 in den Gewässern von San Domingo über die Franzosen unter Léssigues errang[2]). Die Assembly von Jamaica votirte 1000 £ zur Anschaffung eines Ehrensäbels und weitere 3000 £ für ein anderes Ehrengeschenk an den siegreichen Admiral. Diese Votirungen hatten aber das ärgerliche Nachspiel, dass die Einwohnerschaft von Kingston sich zusammenrottete und tumultuarisch gegen solche Verschwendung öffentlicher Gelder protestirte. Sie erreichte aber nichts, als dass die Journalisten, welche den bezüglichen Beschluss des Hauses

---

»I cannot give a stronger instance than that in the Hichinbroke, with a complement of two hundert men, eighty-seven took to their beds in one night; and of the two hunderd, one hunderd and forty five were buried in mine and Captain Collingwoods time; and I believe very few, not more than ten, survived of that ships crew.«

[1]) Vergl. Nr. 9, Dominica.

[2]) Dieses Gefecht, durch welches die von Seestreitkräften damals gänzlich entblößten englischen Antillen von großen Gefahren befreit wurden, war die Folge einer Reihe von Zufällen, wie sie der Seekrieg in der Zeit der Segelflotten häufig mit sich brachte. Admiral Dukworth, zur Führung eines Commandos unter Nelson bestimmt, war durch Verzögerungen in der Reparatur seines Flaggenschiffes Superb zu spät in die Gewässer von Cadix gelangt, um am Tage von Trafalgar theilnehmen zu können. Collingwood, als Nachfolger Nelsons im Commando der Mittelmeerflotte, sandte Duckworth zur Aufsuchung einer französischen Escadre aus, welche zwischen Madeira und Teneriffa gesehen worden war und deren Bestimmung Ostindien sein sollte. Nach längerem Suchen fand Duckworth eine französische, vom Admiral Villaumez befehligte Escadre in den Gewässern von Madeira. Auf der sofort aufgenommenen Jagd zerstreute sich die englische Flotte infolge der ungleichen Segelfähigkeit der Schiffe über einen so großen Raum, dass kaum ein Schiff in Sicht eines andern blieb und Duckworth nach einigen Tagen die Jagd aufgeben musste. Mittlerweile war er aber in den Bereich des NO-Passats gelangt; da er Wasser und einige Reparaturen brauchte, beschloss er seine zurückgebliebenen Schiffe abzuwarten und lieber mit frischem sicheren Winde nach dem 3500 Meilen von seiner Station entfernten Barbadoes zu segeln, als die vielleicht langwierige Rückfahrt nach Europa zu wagen. Von Barbadoes steuerte Duckworth nach San Christoph, wo er die Nachricht erhielt, eine französische Escadre liege auf der Rhede von San Domingo. Es war dies zwar eine ganz andere Streitmacht als jene zu deren Aufsuchung Duckworth ausgesendet worden war; aber er benützte eben die günstige Gelegenheit und segelte sofort mit seinen sieben Linienschiffen und einer Fregatte gegen San Domingo. Die französische Escadre des Admirals Léssigues zählte einen Dreidecker von 130 Kanonen, vier Linienschiffe, zwei Fregatten und eine Corvette, und gieng beim Insichtkommen der Engländer in See, um das Gefecht anzunehmen. Nur die Fregatten und die Corvette entgiengen dem Schicksal der Wegnahme durch die Engländer; wie gewöhnlich, zeigte auch dieses Gefecht das große Missverhältnis in den beiderseitigen Verlusten, welche auf englischer Seite 74 Todte und 264 Verwundete, bei den Franzosen aber an 1500 Mann betrugen.

veröffentlicht hatten, wegen Verletzung der Privilegien desselben eingekerkert, aber bald wieder entlassen wurden.

Wenn schon die Votirung einer für die reiche Insel kaum in Betracht kommenden Summe zur Bethätigung der Dankbarkeit gegen einen siegreichen Flottenführer die Gemüther in solcher Art zu erhitzen vermochte, so kann man sich denken, welcher Grad von Erregung auf Jamaica platzgriff, als die Frage der Sclavenbefreiung in Fluss kam und die Pflanzer nicht nur die Grundlage ihres Wohlstandes und Reichthumes in Frage gestellt sahen, sondern auch noch besorgen durften, die einmal befreiten Neger in die Fußstapfen der Maroons treten zu sehen. Seit dem Jahre 1789 schon war in England die von Wilberforce inaugurirte Agitation für die Sclavenbefreiung im Gange, und mit wachsender Spannung und Erregung verfolgte man auf Jamaica die Zunahme der Chancen für die Aufhebung der Sclaverei durch die gesetzgebenden Factoren des Mutterlandes, in welchen Jamaica keine Vertreter hatte. In der Session vom Jahre 1823 wurden der Legislative Jamaicas die Canning'schen Resolutionen vorgelegt, nach welchen »wirksame und entscheidende Maßregeln ergriffen werden sollten, um die Verhältnisse der Sclavenbevölkerung der königlichen Colonien zu verbessern und diese Bevölkerung darauf vorzubereiten, derselben bürgerlichen Rechte und Privilegien theilhaftig zu werden wie andere Classen des englischen Volkes«. Die Maßregeln, um welche es sich vorerst handelte, waren nur Einführung der Sonntagsruhe, Abschaffung des willkürlichen Gebrauches der Peitsche gegen Männer während der Arbeit auf freiem Felde, und gänzliche Abschaffung der Körperstrafe gegen Weiber. Die Assembly verwarf diese Vorschläge einstimmig, erklärte den bestehenden Sclavereicodex als den herrschenden Umständen völlig entsprechend und wies die Einmischung des englischen Parlaments in innere Angelegenheiten Jamaicas als ungerechtfertigte Anmaßung zurück. Jahrelang dauerte der erbitterte Kampf der Legislative Jamaicas gegen die immer bestimmtere Formen annehmende Absicht der englischen Regierung, die Sclaverei gänzlich aufzuheben. In welchem Geiste verbissenen Widerstandes die Assembly die ihr über diese Sache zukommenden Vorlagen endlich zu bekämpfen anfieng, wird durch die Thatsache beleuchtet, dass ein Mitglied dieser Versammlung (C. P. Berry) nicht anstand, den förmlichen Antrag zu stellen, einen zu erster Lesung vertheilten, an sich nicht sehr wesentlichen Vorschlag der Regierung zur Verbesserung des Loses der Sclavenbevölkerung, auf öffentlichem Platze, in Gegenwart der Versammlung, durch Henkershand verbrennen zu lassen; ein anderes Mitglied (Stamp) schlug vor, die Regierungsbotschaft gar nicht zu beachten, aber sich zu erinnern, dass man stark genug sei, den englischen Streitkräften zu widerstehen, und die Pflanzer kamen endlich so weit, die Annexion der Colonie an die Vereinigten Staaten oder ihre Unabhängigkeitserklärung nach dem Beispiele der spanisch-amerikanischen Festlandscolonien in ernste Erwägung zu ziehen[1]). So weit war es in der Colonie gekommen, welche zur Zeit des Abfalles der nordamerikanischen Colonien keinen Augenblick in ihrer Treue gewankt und noch wenige Jahre vorher dem durch die langjährigen Kriege gegen Frankreich erschöpften Mutterlande einen freiwilligen Kriegsbeitrag von einer Million Pfund Sterling geleistet hatte. Wie schon früher erwähnt, büßten die Pflanzer Jamaicas ihren besonders leidenschaftlichen Widerstand gegen die sich vorbereitende Abolition durch den schrecklichen Negeraufstand von 1831/32. Aber selbst die Greuel

[1]) Life of J. M. Philippo, von Dr. Underhill.

dieses Aufstandes brachen den Widerstand der Pflanzer noch immer nicht; ihr Kampfeseifer wandte sich nach Niederwerfung des Negeraufstandes gegen die dissentirenden Prediger, welchen die Schuld beigemessen wurde, die Neger durch ihre freiheitlichen Lehren (welche allerdings identisch mit den Grundlagen der abolitionistischen Agitation im Mutterlande waren) zum Aufstande angeleitet zu haben. Eine »*Colonial Church Union*« verbreitete sich auf der ganzen Insel, mit dem erklärten Zwecke die Sectirer auszurotten. Viele Kirchen und Kapellen der Baptisten, Wesleyaner u. s. w. wurden zerstört, ihre Geistlichen beschimpft und ihnen der Zutritt zu den Sclaven verwehrt. Endlich erklärte eine königliche Proclamation die Union für ungesetzlich und verbot den Trägern öffentlicher Würden dieser Vereinigung anzugehören. Ein Milizoberst, der dieses Verbot missachtete, wurde vor der Front öffentlich cassirt, viele Officiere und Beamte theilten dieses Schicksal.

Der Sclavenaufstand von 1832 auf Jamaica gab den Abolitionisten in England das Mittel in die Hand, den Erlass der Befreiungsgesetze zu beschleunigen. Obwohl die Assembly von Jamaica neuerdings erklärte, die Oberhoheit des Königs zwar anzuerkennen, nicht aber zugeben zu können, »dass ein Theil englischer Bürger im Mutterlande über die englischen Bürger auf Jamaica eine Herrschaft ausübe«, erlangte doch das Gesetz auch für Jamaica Geltung, dass vom 1. August 1834 an alle Neger frei sein, die im Landbau beschäftigten eine sechsjährige, die übrigen eine vierjährige »Lehrzeit« bis zur Erreichung der vollen Bürgerrechte durchmachen sollten. Auch dieses Übergangsstadium wurde noch abgekürzt, und das neue Gesetz, welches für alle Neger ohne Unterschied vom 1. August 1838 an volle Freiheit schuf, ward vom Gouverneur Sir Lyonel Smith am 16. Juni dieses Jahres in der Assembly durchgebracht, aber nicht ohne dass diese Versammlung »*before God and man*« ihren Protest gegen die Einmischung des englischen Parlaments in die Angelegenheiten Jamaicas feierlich erneuert hätte. Gleichzeitig mit Erlass des Abolitionsgesetzes hatte das britische Parlament 20 Millionen £ zur Entschädigung der Sclavenhälter votirt. Eine eigene, aus fünf Mitgliedern bestehende königliche Commission wurde ernannt, welche die Vertheilung dieser — weitaus ungenügenden — Summe unter die Colonien: Bermuda, Bahamas, Jamaica, Honduras, Jungfern-Inseln, Antigua, Montsarrat, Nevis, St. Cristoph, Dominica, Barbadoes, Grenada, St. Vincent, Tobago, St. Lucia, Trinidad, Guyana, Cap der guten Hoffnung und Mauritis zu regeln hatte. Auf Jamaica wurden 255 290 Personen von der Befreiung betroffen, von welchen aber 55 780 jenen Kategorien angehörten, für welche keine Entschädigung gezahlt wurde; für die gesammten 311 070 Sclaven erhielt Jamaica 5 853 975 £ [1]). Wie schwer

---

[1]) Sonderbarerweise besteht rücksichtlich dieser Ziffern keine Übereinstimmung in den Angaben der verschiedenen, die Angelegenheit der Entschädigung der Pflanzer behandelnden Quellenwerken. J. L. Ohlson (in der »*Enc. Brit.*«) gibt an, dass auf Jamaica 6 161 927 £ für 309 338 befreite Sclaven bezahlt wurden. Dieselben Zahlen führt die »*Colonial Office List*« an; Dr. O. Delitsch gibt die Zahl der emancipirten Neger mit 311 692 an; die oben im Texte gegebenen Summen entstammen dem »*Handbook of Jamaica*«; endlich sei noch das von Montgomery Martin im Jahre 1839 über die englischen Colonien veröffentlichte Werk erwähnt, welches 311 070 Sclaven und 6 149 898 £ angibt. Nach dem der königlichen Vertheilungscommission durch das Abolitionsgesetz vorgeschriebenen Repartitionsmodus, war in jeder Colonie einzeln, unter Zuziehung der Localbehörden und von Vertretern der Pflanzer, zuerst der Mittelwert des einzelnen Sclaven zu ermitteln, eine Arbeit, welche gewiss der verschiedensten Ansichten und Einflüssen Raum gab; dieser Mittelwert mit der Anzahl

geschädigt sich die Colonisten durch die Aufhebung der Sclaverei erachten durften, wird — selbst abgesehen von der von ihnen vorausgesehenen und auch wirklich eingetretenen Desorganisation der Arbeit — schon dadurch klar, dass die Entschädigungssumme als gänzlich unzureichend erachtet wurde. 45 Jahre vor Aufhebung der Sclaverei (1789), als die Pflanzer zuerst Protest gegen Wilberforces Befreiungsplan einlegten, hatte man den Wert der auf Jamaica bestehenden Pflanzungen auf 39, den Wert der damals nur 250 000 Köpfe starken Sclavenbevölkerung auf $12^1/_2$ Millionen £ berechnet. Die Pflanzer hätten sich somit mit 15 Millionen £ kaum für entschädigt gehalten und erhielten nur 6 Millionen trotz aller Proteste. Noch greller erscheint die Unzulänglichkeit der gewährten Entschädigungssumme, wenn man von einem anderen Berechnungsmodus ausgeht, den die Pflanzer zur Zeit der Emancipation aufstellten und nach welchem sie zu einem Mittelwerte von 89,7 £ per Kopf der Sclavenbevölkerung gelangten, so dass dieselbe auf Jamaica allein einen Gesammtwert von über 27 Millionen £ dargestellt hätte. Allerdings konnten auch die Sclavenhalter sich nicht verhehlen, dass das in ihren Sclaven investirte Capital einer der mittleren menschlichen Lebensdauer entsprechenden natürlichen Amortisation unterliege; dieser Auffassung stand aber wieder die Vermehrung des gedachten Capitales im Wege der natürlichen Reproduction gegenüber. Es ist begreiflich, dass ein alle Theile befriedigender Berechnungsmodus ebensowenig gefunden werden, als von dem Mutterlande erwartet werden konnte, eine mehr als viermal so große Entschädigungssumme zu votiren, als thatsächlich geschehen. Für die Zukunft der Pflanzer und der Colonie überhaupt kam ja aber eigentlich weniger das abstracte Eigenthumsrecht über die Sclaven, als vielmehr der Wegfall des Rechtes, die gezwungene Arbeit der Sclaven im vollsten Maße auszunützen, in Betracht.

Die Voraussicht der Colonisten über den geringen Arbeitswert der einmal befreiten Neger haben sich allerdings in vollstem Maße bestätigt; aber eben deshalb wären die Pflanzer auf richtigerem Wege gewesen, wenn sie sich gleich im vorhinein ernstlich damit befasst hätten, nach einer neuen, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragenden Organisation der Arbeit zu forschen, als sich in Klagen, Vorwürfen und Protesten gegen die Regierung und das britische Parlament zu erschöpfen.

Die Aufhebung der Sclaverei war mit 1. August 1834 zur Thatsache geworden; die Erbitterung der Pflanzer über diese Maßregel, von welcher sie totalen Ruin erwarteten, wurde durch die Erfahrungen nicht gemildert, die während der Übergangsperiode — der sogenannten Lehrzeit — über den Wert der Arbeit des freien Negers gemacht wurden. Die ehemaligen Sclaven waren durch die Bestimmungen des Abolitionsgesetzes zu unentgeltlicher Arbeit während

Sclaven multiplicirt sollte die Entschädigungssumme bilden, welche dann genau nach dem für die Einzelnkategorien der Sclaven (Aufseher, Plantagenarbeiter erster, zweiter, dritter Classe. Lastträger, Bediente, Greise und Kinder festgesetzten Werten zur Auszahlung kommen sollten. Die ermittelten Summen mussten aber, da die votirten 20 Millionen £ weitaus zu wenig waren, proportional reducirt werden. Nachträgliche Reclamationen u. s. w. mögen die zuerst festgesetzten Summen alterirt haben, woraus obige Verschiedenheiten erklärt werden mögen. Der als Basis für die Entschädigung angenommene (vor der Auszahlung proportional reducirte) mittlere Wert war in den einzelnen Colonien sehr verschieden; es erhielten z. B. pro Kopf der Sclavenbevölkerung: Trinidad 50 £ 1 sh., Guyana 51 £ 17 sh., Honduras 53 £ 7 sh.; die kleinen Antillen ziemlich gleichmäßig 19—26 £, Jamaica 19 £ 15 sh., die Bahamas 12 £ 14 sh., Bermuda 12 £ 10 sh

sechs, beziehungsweise vier Jahren bei ihren früheren Eigenthümern verpflichtet, welche nur zur Erhaltung, nicht aber zur Bezahlung der nunmehrigen »freien« Arbeiter verpflichtet waren. Aber die Arbeit, welche der von keiner Peitsche mehr bedrohte Neger leistete, war eben darnach. Die gesammte Production fiel in erschreckender Weise. Im Jahre 1833 hatte man auf Jamaica producirt:

Ctr. Zucker	Fässer Rum	Fässer Melasse	Ctr. Ingwer	Ctr. Piment	Ctr. Kaffee
1 195 614	34 976	755	28 118	84 231	98 661

Das Jahr 1837 ergab unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen nur mehr

Ctr. Zucker	Fässer Rum	Fässer Melasse	Ctr. Ingwer	Ctr. Piment	Ctr. Kaffee
861 070	21 076	173	27 598	57 442	89 552

und bis zum Jahre 1841 sank die Production auf

Ctr. Zucker	Fässer Rum	Fässer Melasse	Ctr. Ingwer	Ctr. Piment	Ctr. Kaffee
482 874	11 769	51	18 341	35 954	64 334.

In der Haltung der Pflanzer Jamaicas zu jener Zeit vermisst man aber das energische Aufraffen gegenüber der neuen, gefahrdrohenden Lage, wie solches in den allerdings durch die große Dichte ihrer Bevölkerung[1]) besser situirten Colonien Barbadoes und besonders Antigua damals stattfand. Das Verlassen der Pflanzungen seitens ihrer Eigenthümer und Vertretung derselben durch Verwalter — ein schädlicher Zustand, für welchen die Engländer ein eigenes Wort: *»absentism«*, erfunden haben — nahm noch mehr gerade zu jener Zeit überhand, in welcher die Pflanzer um so einmüthiger hätten zusammenwirken müssen, um den sie gemeinsam bedrohenden Gefahren zu begegnen; die Verbleibenden aber wendeten ihre Energie zumeist nur dem unfruchtbaren, oft geradezu nergelnden Kampfe gegen die Regierung zu, welche den im Mutterlande in Gesetzeskraft erwachsenen Principien Nachdruck verschaffen musste. Einstellung der gesetzgeberischen Thätigkeit in der Assembly, persönliche Angriffe gegen Gouverneure und Regierungsbeamte, eine jahrelang fortgesetzte Agitation für Herabsetzung ihrer Gehalte, Verweigerung der für öffentliche Zwecke nöthigen Gelder füllen

---

[1]) Die mittlere Dichte der Bevölkerung Jamaicas kann aus dem sonderbaren Grunde nicht mit voller Bestimmtheit angegeben werden, weil die Angaben über die Größe des Flächeninhaltes der Insel von einander merkwürdig weit differiren. *»Petermanns geographische Mittheilungen«* (1870, p. 345) widmen unter dem Titel: »Wie groß ist die Insel Jamaica« einen beinahe humoristisch gehaltenen Artikel der Thatsache, dass »auf dem statistischen Bureau in London, Jamaica für doppelt so groß (6000 □Meilen engl.) gilt, als in der Colonialregierung (3250½ □Meilen engl.)«. Fr. Hanemann berechnete die Größe Jamaicas mit 4248.27 □Meilen engl.; vom Resultate, zu welchem Somerville gelangt, nämlich 4271,14 □Meilen engl., differiren Robertson sowie Sawkins und Brown nur um sehr geringe Werte; die *»Colonial Office List«* gibt 4200, der *»Statistical Abstract for the Colonial Possessions«* 4193 □Meilen, welche Zahl auch im *»Handbook of Jamaica«* aufgenommen ist. Ohlson behilft sich (in der *»Enc. Brit.«*) mit der sonderbar klingenden Angabe: *»the area is about 4200 square miles, or, as stated in the Report of the Geological Survey 3250 square miles.«* Das *»Gothasche dipl. stat. Jahrbuch«* hält sich auch an die Ziffern von 4193 engl. □Meilen = 10 859 km^2. Der Census, dessen Datum der Periode der Sclavenbefreiung am nächsten liegt, ist jener vom Jahre 1830, welcher (wie es scheint nach nur oberflächlichen Zählungen) 402 000 Einwohner, dann der genauere vom Jahre 1844, welcher 377 433 Einwohner angibt. Darnach wäre die Bevölkerungsdichtigkeit auf Jamaica zur Zeit der Emancipation etwa 35 Einwohner pro Quadratkilometer gewesen. Die analoge Zahl ergibt für die gleiche Zeitperiode auf Barbadoes 239, auf Antigua sogar 259 Einwohner pro Quadratkilometer.

durch Jahrzehnte hindurch die Chronik der Colonialvertretung[1]). Im Jahre 1853 musste das Schatzamt Jamaicas geradezu als bankerott angesehen werden; die in Ermanglung von barem Gelde von der Colonialregierung an Zahlungsstatt ausgegebenen Bons erlitten ein Disagio von 30% und 40%.

Unter allen öffentlichen Angelegenheiten wurde durch die Aufhebung der Sclaverei naturgemäß die Frage der Herbeiziehung von Arbeitskräften am meisten in den Vordergrund gerückt. Aber selbst in dieser Sache war es anfänglich, und zwar durch ziemlich lange Zeit hindurch nur die Regierung und nicht die Pflanzer, welche Abhilfe zu schaffen trachtete. Allerdings hatte die Colonialregierung mit den noch während der sogenannten Lehrzeit (1834—1840) herbeigezogenen europäischen Ansiedlern zwar erreicht, dass sich manche kleine, neue Anwesen bildeten; bis zum Jahre 1844 zählte man 5969 solcher Einwanderer und hatte 128 271 £ für sie ausgegeben, und die Nachkommen dieser Leute bilden auch heute noch in einzelnen Bezirken (Hannover, Portland, Manchester, Trelawny u. a.) einen Stand von Kleinbauern, deren Besitz gerade hinreicht, um sie davor zu bewahren, als Taglöhner auf fremdem Besitze arbeiten zu müssen. Aber für die eigentliche Aufgabe, nämlich dem ausgedehnten Grundbesitze der großen Pflanzer Arbeiter zuzuführen, war mit der Einwanderung von Europäern nichts gewonnen, da man diese nur durch Anweisung von Grundstrecken, welche ihr Eigenthum wurden, zur Einwanderung überhaupt bewegen konnte. Erst im Jahre 1844 schlug Gouverneur Earl von Elgin der Assembly vor, das System der Einführung von ostindischen Coolies anzunehmen, welches schon seit mehreren Jahren auf Mauritius befriedigende Resultate gegeben hatte. Die Versammlung ließ sich bereit finden, die Kosten für die Einführung und die nach zehnjähriger Arbeitsdauer zu gewährende Repatriirung von 5000 Ostindiern zu gewähren. Auf das hin ließ die Colonialregierung im Jahre 1845 zuerst 261 und in den beiden folgenden Jahren noch weitere Transporte dieser Arbeiter kommen, so dass im Jahre 1847 deren 2400 auf Jamaica vorhanden waren. Es mag sein, dass man sich damals, so kurze Zeit nach Aufhebung der Sclaverei, noch scheute, derartig strenge Arbeitscontracte zu etabliren, wie sie heute dem Cooliewesen zugrunde liegen, das sich wahrlich nicht sehr weit von der ehemaligen Sclaverei unterscheidet; Thatsache ist, dass die volle Freiheit der Arbeit, welche man damals glaubte gewähren zu müssen, zur Folge hatte, dass die Coolies zum größten Theile bald dem Vagabundenthume, Elend und Verbrechen verfielen, in Spitälern, Armenhäusern und als Landstreicher verkamen. Man darf in dem Umstande, dass die Pflanzer nicht selbst auf den richtigen und von ihnen nach Übereinkommen gleichartig zu handhabenden Modus der Verwendung der Coolies ver-

---

[1]) Ein Bericht der königlichen Finanzcommission über Jamaica (1884) enthält den bemerkenswerten Schlussatz: »Es ist unleugbar, dass Jamaica von viel Unglück heimgesucht worden ist (*has passed trough many trials*), aber eben so gewiss ist, dass daran die Betroffenen den größten Theil der Schuld selbst trugen. Ihre ewigen lauten Prophezeiungen sicheren Ruins, das stete Herabsetzen der Vorzüge der Insel, ihre hartnäckigen Angriffe auf jede Art der Regierung, haben überall den Glauben an eine mögliche gedeihliche Zukunft der Colonie erschüttert und verfügbares Capital ferngehalten.«

»In letzter Zeit« (hier ist die Periode seit Aufhebung der Verfassung im Jahre 1866 gemeint, s. o. pag. 146) »hat diese unpolitische Tendenz ihre Äußerung in unaufhörlichen und maßlosen Schmähungen des Kronregimes gefunden, in allgemeinen Behauptungen, dass die Ausgaben die je erreichbaren Einnahmen übersteigen, und in heftiger und sinnloser Opposition gegen jeden von der Regierung ausgehenden Vorschlag.«

fielen, auch wieder eine Wirkung des Absentismus und zugleich jener Art von stumpfem Groll erblicken, in welchem der Mensch ein ihm vermeintlich zugefügtes Unrecht lieber weiter leidet, als thätig an der Bekämpfung von dessen üblen Folgen zu arbeiten. In dieser Ansicht wird man durch die Thatsache bestärkt, dass nicht etwa nach einer Verbesserung der Verwendungsweise der Coolies geforscht, sondern deren weitere Einfuhr einfach gänzlich aufgegeben wurde. Erst im Jahre 1858 wurde der Import ostindischer Arbeiter wieder aufgenommen, nachdem einige Jahre zuvor mehrere tausend Arbeiter, worunter 472 Chinesen, vom Bau der Panama-Eisenbahn erschöpft, krank und siech nach Jamaica gebracht worden waren, wo sie größtentheils gänzlich arbeitsunfähig wurden und im Elende starben oder den öffentlichen Anstalten zur Last fielen. Diesmal — 1858 — sollte die Einwanderung der Coolies sowohl als ihre Verwendung auf eine gesündere Basis gestellt werden. Ein Capital von 150 000 £ sollte die Kosten decken und durch Zahlung von 1 £ jährlich für jeden Arbeiter verzinst und amortisirt werden; ein anderer, ebenfalls aus Beiträgen der Arbeitsgeber nach Maßgabe der Zahl der von ihnen beschäftigten Coolies zu bildender Fond erhielt die Bestimmung, für die Rückkehr der Coolies in ihre Heimat aufzukommen; die Verpflichtung der Arbeiter sollte eine zehnjährige sein und genaue Regeln über Bezahlung, Verpflegung, Krankenpflege u. s. w. wurden aufgestellt. Im allgemeinen sind diese im Jahre 1858 gefassten Beschlüsse die Basis der seit 1860 wieder aufgenommenen Einführung ostindischer Coolies geblieben; aber bald war es die geringe Arbeitsfähigkeit der von den Agenten in Calcutta Angeworbenen, bald wieder Überlastung und Erschöpfung der nur unvollständig zustande gebrachten Immigrationsfonds, welche zur zeitweiligen, mitunter mehrere Jahre dauernden Unterbrechung der Coolie-Einfuhr führten. Erst seit dem strammeren Regime, welches auf Jamaica seit der Verfassungsänderung im Jahre 1866 herrscht, weist auch die Angelegenheit der Coolie-Zufuhr mehr Stetigkeit auf. Bemerkenswert ist, dass ein großer Theil der Coolies nach contractsmäßigem zehnjährigen Aufenthalte (zuerst fünf Jahre bei den ihnen zugewiesenen Herren, dann weitere fünf Jahre als freie Arbeiter) auf Jamaica auf das erworbene Recht der Rücksendung in die Heimat verzichtet und die Summen beansprucht, welche in diesem Falle zum Zwecke der bleibenden Ansiedlung aus öffentlichen Fonds ausbezahlt werden, nämlich 12 £ für jeden Erwachsenen über 16 Jahre und 6 £ für jedes Kind von 3—16 Jahren. Zu Ende des Jahres 1884 gab es auf Jamaica nur 3415 Coolies, deren Contract noch nicht abgelaufen, aber 9741 solche, welche freiwillig daselbst bleibend angesiedelt waren. Diese große Zahl freiwillig Verbleibender gibt ein günstiges Zeugnis für die Leichtigkeit des Lebenserwerbes auf Jamaica; wie gering dort die materiellen Bedürfnisse sind, geht auch daraus hervor, dass die Coolies bei einem Taglohne von 1 sh. für Männer und 9 d. für Weiber ziemlich namhafte Ersparnisse machen. Zu Ende des Jahres 1881 waren 456 Coolies Besitzer von Spareinlagen im Betrage von 11 491 £; zu Ende des Jahres 1884 hatten sich diese Zahlen auf 899 und 20 658 erhöht. Die während der Zeitperiode von 1871 bis 1884 repatriirten Coolies, 4641 an Zahl, nahmen an Verdienstüberschüssen (welche ihnen erst nach der Ankunft in Ostindien unter Regierungscontrole ausbezahlt werden) 48 311 £ mit sich, und es heißt, dass sie ziemlich dieselbe Wertsumme an Pretiosen mitgeführt haben mögen, welche sie mit Vorliebe erwerben, um sie in der Heimat zu verkaufen. Die Einführung von Coolies nach Jamaica ist übrigens gegenwärtig in Abnahme begriffen, wozu wohl auch die Calamitäten beigetragen haben mögen, welche

in den letzten Jahren den Markt der Colonialproducte betroffen haben; im Jahre 1875 betrug die Zahl der eingeführten Coolies zum letztenmale mehr als 1000; im Jahre 1883 war diese Zahl bis auf 396 gesunken; 1884 war die bezügliche Bestellung in Calcutta zu spät gemacht worden, und mit specieller Bewilligung der englischen Regierung wurden an Stelle von Ostindiern 680 Chinesen von Hongkong nach Jamaica gebracht, mit denen es anfänglich infolge überspannter Forderungen ernstliche Schwierigkeiten gab, bevor sie sich an die Arbeit auf den Plantagen begaben.

Unter den Factoren von volkswirtschaftlicher Bedeutung, aus welchen auf die gegenwärtigen Zustände Jamaicas geschlossen werden kann, mag vorerst die Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung Erwähnung finden.

Um die Zeit der Sclaven-Emancipation war die Einwohnerzahl (siehe oben) von circa 402 000 im Jahre 1830 auf 377 433 im Jahre 1844 gesunken. Obwohl der Census des Jahres 1861 wieder eine Bevölkerung von 441 264 Seelen constatirte, so war doch durch die enorme Entwertung des Grundeigenthumes[1]), bei gleichzeitiger fortschreitender Zersplitterung des Grundbesitzes, Jamaica zu jener Zeit in Verhältnisse gerathen, welche die Bezeichnung der Insel als »verkommene Colonie« rechtfertigten und ihren besten Ausdruck darin finden, dass nach dem blutig niedergeschmetterten Aufstande von 1866 die widerhaarige, am Rückgange des Gemeinwesens in erster Linie schuldtragende Assembly »ihre Überzeugung aussprach, dass nichts anderes als die Einsetzung einer kräftigen Regierungsgewalt die Insel davor bewahren könne, ein zweites Hayti zu werden«. Wir haben schon früher zu erwähnen Gelegenheit gehabt, dass infolge dieser Selbsterkenntnis an Stelle der unabhängigen oligarchischen Verfassung Jamaicas ein absolutes, sogenanntes »Kronregiment« eingeführt wurde (S. 146). Seit dieser Zeit haben zwei Volkszählungen stattgefunden, welche eine progressiv steigende Einwohnerzahl constatiren. Der Census des Jahres 1871 ergab nämlich 506 154, jener des Jahres 1881 aber 580 804 Einwohner.

Aber die Zusammensetzung der Bevölkerung ist eine ungünstige; nicht der vierzigste Theil der Bevölkerung gehört der weißen Race an, und die Zahl der Angehörigen dieser letzteren bleibt nahezu stationär, während die Farbigen und die Neger sich rapid vermehren. Nebst 1125 Personen von nicht näher bezeichneter Abstammung, dann 99 Chinesen und 11 016 Coolies (Ostindiern und Yukateken) wies nämlich der Census des Jahres 1881 auf:

	Weiße	Farbige	Neger
	14 432	109 946	444 186
dagegen zählte man im Jahre 1871:	13 101	100 346	392 707
und im Jahre 1861:	13 816	81 065	346 374.

In 20 Jahren haben sich also die Neger um 97 812 oder 29%, die Farbigen um 28 881 oder beinahe 36%, die Weißen nur um 616 oder weniger als 5% vermehrt. Während bei den Weißen das männliche Geschlecht um 842 Personen die Zahl jener des weiblichen übersteigt, besteht bei Farbigen und Negern ein Überwiegen von rund 7000 und 11 000 Weibern über das männliche Geschlecht,

---

[1]) Jegor von Sivers gibt einige Beispiele, die wenn auch vielleicht auf etwas übertriebenen Erzählungen beruhend, einen entsetzlichen Verfall der Grundwerte durchblicken lassen. »Eine Zuckerpflanzung, welche einst 250 000 £ wert war, findet 1860 kaum für 1000 £ einen Käufer. Nach dem »Jamaica Dispatch« von 1848 wurden die Bryams Estates in Portland und St. Thomas in the East mit genauer Noth um 1200 £ an Mann gebracht, während sie doch früher 17 000 £ Einkommen abwarfen« u. s. w.

ein Umstand, welcher ein fortgesetztes Wachsen des Übergewichtes der Farbigen und Neger über die Weißen in sichere Aussicht stellt.

Vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus hat das große Übergewicht der Negerbevölkerung hauptsächlich wegen der notorischen Abneigung des Negers vor der Arbeit seine bedenkliche Seite. Man schätzt gegenwärtig die Zahl der Neger auf Jamaica, welche selbständige Grundbesitzer sind, auf 50 000, dieselben nennen 108 000 von den 592 405 Acres cultivirten Landes ihr Eigen. Aber die weitaus größere Zahl dieser Negerbauern begnügt sich damit, dem Boden soviel abzugewinnen als sie für sich und ihre Familien zum nothdürftigsten Lebensunterhalte brauchen. Auf fremdem Boden zu arbeiten entschließt sich der Neger nur unter dem Drucke der äußersten Noth und auch da nur so weit, um sich vor dem Verhungern zu schützen. Der Bericht einer officiellen Enquête in der Arbeitsfrage (1884), welcher zum Schlusse kam, dass für das Wiederaufblühen Jamaicas die Heranziehung von Coolies in weit größerem Maßstabe sattfinden müsse als bisher, enthält die Bemerkung, es stehe fest, dass selbst durch hohe Tageslöhne oder Accordarbeit, welche das Einzelnverdienst auf das Doppelte des Taglohnes bringen könnte, „der Neger sich keinesfalls bewegen lassen würde, mehr als die 3—4 Stunden tägliche Arbeit zu leisten, welche ihm einen Verdienst von durchschnittlich 1 sh. einbringt, diese geringe Leistung aber nur an drei bis vier Tagen in der Woche, und auch nur in der ihm passenden Jahreszeit zu erreichen sein werde“. Dazu kommt noch, dass die jüngere Negergeneration eine ausgesprochene Abscheu vor der manuellen Arbeit überhaupt an den Tag zu legen beginnt. Ein noch so geringer Grad von erreichter Schulbildung erscheint diesen Negern schon genügend, sich für materielle Arbeit zugut zu halten, und eine große Zahl sucht als Schreiber, Winkeladvocaten und Prediger ohne Gemeinde ein zweifelhaftes Fortkommen; eine noch größere Zahl bildet ein gefährliches halbgebildetes und beschäftigungsloses Proletariat.

Aus der fortgesetzten Entwertung des Grundbesitzes und der andauernden Schwierigkeit, Arbeiter in genügender Zahl, von genügendem Leistungswerte und unter annehmbaren Bedingungen zu bekommen, ist eine weitgehende Zersplitterung des Bodenbesitzes hervorgegangen. Von den 55 168 Einzelnbesitzern an Grund und Boden, welche Jamaica enthält, kommen 10 536 auf solche, welche weniger als 1 Acre, 28 302 auf solche, welche mehr als 1 aber weniger als 5 Acre Fläche haben. Zwischen 1000 und 1500 Acres Größe weisen 235, über 1500 237 Besitzungen auf. Zieht man aber in Betracht, wie groß in jeder Kategorie von Grundbesitzen die eigentlich cultivirte Bodenstrecke, die Weideländer und das unergiebige oder von Wald bedeckte Land sind, so ergibt sich, dass die großen Complexe relativ am wenigsten mit Nutzculturen bedecktes Land haben. So z. B. entfallen auf jede der 237 Besitzungen über 1500 Acres im Durchschnitt nur 103 Acres, auf jeden der 235 Complexe zwischen 1000 und 1500 Acres nur 69 Acres durchschnittlich, von eigentlich cultivirtem Terrain. Diese Verhältnisse beweisen, dass es auf den großen Gütern an Arbeitskräften zur Ausbeute des Bodens fehlt; dass die kleinen Besitze wenig oder keine Productionsüberschüsse ergeben können, erklärt sich nach dem früher Gesagten von selbst.

Gleichwohl will es scheinen, dass die Prosperität der kleinen Grundbesitzer im Zunehmen ist. Ein Bericht des Gouverneurs Sir A. Musgrave betonte im Jahre 1880 die Fortschritte des Wohlstandes des fleißigeren Theiles der Negerbevölkerung, welche auf ihren kleinen Besitzthümern Kaffee oder Cacao bauen, oder es selbst bis zur Errichtung einer kleinen Zuckermühle brachten.

Als sich in den letzten Jahren durch die Panama Canalarbeiter ein neuer Markt für Nährfrüchte (Yams u. dgl.) eröffnete, hob sich der Exportwert derselben nach diesem Absatzgebiete in einem Jahre von 2679 auf 9918 £, ohne dass die dem Gewinne dieser Producte gewidmete Bodenfläche eine Zunahme erfähren hätte; man schloss daraus nicht nur auf Überfluss an Nahrungsmitteln für die eigene eingeborene Bevölkerung, sondern auch auf den erfreulichen Umstand, dass günstige Absatzverhältnisse es vermögen, die herrschende Arbeitsunlust zu besiegen. —

Die Großproduction findet ihren besten Ausdruck in den Zahlenangaben über die Bodenarea, welche dem Anbau der verschiedenen Erzeugnisse gewidmet ist und in den Mengen und Werten der zum Export gelangenden Colonialproducte. Bei den nachstehend gegebenen diesfälligen Ziffern ist aber leider nicht zu verkennen, dass die Steigerung der Production, welche der thatsächlichen Bevölkerungszunahme entsprechen würde, nur bei jenen Erzeugnissen auch wirklich eingetreten ist, welche zur directen Ernährung der Einwohner gebaut werden, während der auf Ausfuhr berechnete Bau der eigentlichen Colonialproduction so ziemlich stagnirt.

Es waren bebaut mit

	Zuckerrohr	Kaffee	Ingwer	Tabak	Cacao	Nährfrüchte
im Jahre 1875	48 246	21 199	160	360	44	51,840
„ „ 1876	47 683	21 616	273	460	45	53,958
„ „ 1877	46 215	22 940	199	373	42	54,714
„ „ 1878	46 474	23 309	150	398	21	57,838
„ „ 1879	44 948	22 853	130	341	37	58,444
„ „ 1880	43 247	22 278	158	295	34	62,871
„ „ 1881	39 804	19 885	112	448	26	55,786
„ „ 1882	40,045	22 842	130	359	50	74,630
„ „ 1883	42 107	21 132	102	227	170	74 034
„ „ 1884	42 518	20 731	171	62	282	72 084

} Acres Land

Etwa 120 000 Acres sind mit dem sogenannten Guinea-Gras bewachsen, an 280 000 Acres werden von gewöhnlichen Weidegründen bedeckt; im ganzen schätzt man das unter Cultur oder Aufsicht befindliche Areal auf 592 405 Acres. Zu Ende des Jahres 1883 gab die officielle Colonialstatistik die Ausdehnung des cultivirbaren, aber noch nicht dem Privateigenthum überwiesenen Landes mit 321 333 Acres an. Für eine wenigstens räumlich fortschreitende Zunahme der agriculturellen Thätigkeit spricht die Thatsache, dass neuerer Zeit die entgeltliche Zuweisung solchen Landes wieder in Aufnahme kömmt; die erwähnte Statistik weist im Jahre 1879 : 1447, im folgenden Jahre 942, dann 1882 : 6429 und 1883 : 1961 Acres in Privatbesitz übergebenen cultivirbaren Bodens aus.

Zu den enormen Flächen von vorhandenen und verfügbaren Weidegründen, steht die in der Colonie existirende Anzahl von Nutzthieren in einem Verhältnisse, welches beweist, dass die Viehzucht mit Leichtigkeit zu einer viel bedeutenderen Entwicklung gebracht werden könnte; bei etwa 400 000 im Privatbesitze befindlichen Acres Weideland zählte man nur 46 076 Pferde, 13 400 Esel und 80 430 Stück Hornvieh. Bezeichnend dafür, dass sowohl Viehzucht als Ackerbau nicht genügend leistungsfähig sind, um den directen Consumtionsbedürfnissen der Colonie zu genügen, ist ferners auch der Umstand, dass ein bedeutender jährlicher Import an Lebensmitteln stattfinden muss. Der mittlere Wert des Nahrungsmittelimports pro Kopf der Bevölkerung betrug in der Zeit von 1879—1883 jährlich $1^1/_2$ £; die Gesammtwerte dieser Importartikel zwischen

1875 und 1884 beliefen sich auf 484 554 bis 698 089 £ im Jahre; dazu noch der Import an geistigen Getränken von 51 337 bis 71 950 £. Diese Importwerte, nebst jenen für alle Industrieartikel, da auf Jamaica beinahe gar keine Industrie besteht, muss der Export decken, über welchen folgende Daten hier Platz finden mögen.

Die Gesammt-Exportwerte betrugen in den Jahren 1875—1884:

1875	1 410 484 £	1880	1 512 978 £
1876	1 517 015 „	1881	1 178 594 „
1877	1 458 669 „	1882	1 549 057 „
1878	1 210 704 „	1883	1 469 447 „
1879	1 357 530 „	1884	1 483 989 „

Diesen Exportwerten, welche keine größeren als die durch Ernteverschiedenheiten bedingten Schwankungen aufweisen, aber, wie schon früher angedeutet, eine stetige Steigerung vermissen lassen, stehen in der gleichen Zeitepoche die folgenden Importwerte gegenüber:

1875	1 760 176 £	1880	1 475 197 £
1876	1 700 255 „	1881	1 392 656 „
1877	1 552 339 „	1882	1 322 060 „
1878	1 492 721 „	1883	1 625 412 „
1879	1 347 342 „	1884	1 568 641 „

Im ganzen und großen equilibriren sich diese Werte mit jenen des Exportes, wenn man in Rücksicht zieht, dass in den Importwerten auch die bedeutenden jährlichen Ausgaben für landwirtschaftliche und andere Maschinen, dann Baumaterialien u. s. w. inbegriffen sind, welche Werte als Investitionen für den ertragsfähigen Grundbesitz betrachtet werden dürfen.

Von Interesse ist die Vertheilung der Export- und Importwerte auf die einzelnen Hauptrubriken. Von den Exportwerten entfielen

	im Jahre 1884	im Decennium 1875—1884	
		Maximum	Minimum
Auf Zucker	428 445 £	614 283 £	336 901 £
Rum	220 613 „	330 731 „	174 406 „
Kaffee	98 841 „	271 449 „	98 841 „
Jamaicapfeffer	92 796 „	145 568 „	39 973 „
Farbhölzer	140 070 „	308 678 „	100 590 „
Früchte	253 019 „	253 019 „	9 336 „
Tabak und Cigarren	2 455 „	16 412 „	1 955 „
Verschiedene geringere Erzeugnisse	108 525 „	108 525 „	54 661 „
Schlachtvieh	1 971 „	17 030 „	—
Pferde	4 165 „	6 796 „	—
Vermischtes	133 089 „	133 089 „	36 013 „

In ähnlicher Gruppirung zeigen die Hauptrubriken des Importes während der gleichen Zeitperiode Folgendes:

Es wurden importirt:

	im Jahre 1884	im Decennium 1875—1884	
		Maximum	Minimum
Lebensmittel	550 052 £	698 089 £	484 554 £
Geistige Getränke	71 950 „	71 950 „	51 336 „
Tabak und Cigarren	11 479 „	19 153 „	10 969 „
Hauseinrichtungsgegenstände	21 697 „	22 076 „	13 611 „

	im Jahre 1884	im Decennium 1875—1884 Maximum	Minimum
Kleider, Wäsche, Beschuhung	477 229 £	501 206 £	312 433 £
Eisen- und Metallwaren	74 723 „	89 626 „	53 287 „
Baumaterialien	65 256 „	84 201 „	46 158 „
Landwirtschaftl. Maschinen u. Geräthe	49 719 „	93 422 „	32 463 „
Andere Maschinen und Werkzeuge	6 658 „	13 245 „	2 537 „
Steinkohle und Coaks	28 859 „	69 008 „	14 513 „
Bücher und Druckwerke	10 161 „	10 161 „	6 386 „
Vermischtes	200 849 „	239 795 „	135 492 „

Der größte Theil des Imports nach Jamaica entfällt auf das Mutterland Großbritannien. Von der Einfuhr des Jahres 1884 z. B. kamen 58% auf England (nebst Schottland und Irland), 27,2% auf die Vereinigten Staaten, 11,3% auf Canada und nur 3,4% auf andere Länder. Ähnliche Verhältnisse walten beim Export vor, doch nimmt der Wert jenes Theiles desselben, welcher nach dem Mutterlande geht, in den letzten Jahren ab, während andere Exportbeziehungen eine steigende Tendenz aufweisen. Es betrug nämlich in Procenten des gesammten Ausfuhrswertes

die Ausfuhr nach:	im Jahre 1880	1881	1882	1883	1884
Großbritannien	67,8%	66,5%	62,5%	54,5%	43,4%
Canada	5,2 „	6,2 „	12,9 „	16,7 „	13,4 „
den Vereinigten Staaten	20,1 „	18,9 „	17,8 „	19,0 „	31,1 „
anderen Ländern	7,4 „	8,4 „	6,8 „	9,8 „	12,1 „

Was die Schiffahrtsbewegung betrifft, welche der Export und Import zu vermitteln hat, so mögen folgende Hauptangaben hier Platz finden. Von 1875 bis 1884 hat die Zahl der in Jahresfrist eingelaufenen Segelschiffe von 808 mit 381 777 *t* auf 391 mit 89 060 *t* abgenommen, die Zahl der eingelaufenen Dampfer von 216 mit 264 617 *t* auf 474 mit 404 998 *t* zugenommen. Ähnlich bei den ausgelaufenen Schiffen; im Jahre 1875 829 Segelschiffe mit 384 601 *t*, und 217 Dampfer mit 262 229 *t*, im Jahre 1884 nur mehr 386 Segelschiffe mit 83 963 *t* aber dafür 459 Dampfer mit 391 528 *t* Gesammtgehalt. Weitaus die größte Zahl der Schiffe, und zwar besonders der Dampfer, gehören der englischen Flagge an.

Wie schon angedeutet, kommt unter den Einfuhren nach Jamaica den Lebensmitteln eine besondere Bedeutung zu, nicht allein dem absoluten Werte nach, sondern auch gegenüber der Erwägung, dass ein großes fruchtbares und relativ dünn bevölkertes Land wie Jamaica, dessen Arbeitskräfte durch keinerlei Industrie gebunden sind, wohl vermögend sein sollte für die Ernährung der Bewohner direct selbst aufzukommen. Den überwiegend größten Theil der importirten Lebensmittel liefert Nordamerika. Von den 550 052 £, für welche im Jahre 1884 Lebensmittel eingeführt wurden, entfielen nicht weniger als 298 486 £ auf die Vereinigten Staaten für Fleisch und Selchwaren, Mehl, Körnerfrüchte, Käse, Öl u. s. w.; Canada lieferte für 158 268 £ getrocknete und gesalzene Fische. Der Lebensmittelimport hat auf Jamaica auch eine erhebliche finanzielle Bedeutung; die Bevölkerung ist der directen Besteuerung sehr abhold, und in der indirecten Besteuerung spielt die Einhebung ansehnlicher Verzehrungssteuern eine wichtige Rolle. Als im Laufe der letzten Jahre eine Action eingeleitet wurde, welche zum Zwecke der Unterstützung der leidenden Zuckerproduction darauf hinarbeitete, in Nordamerika Herabsetzung des Zuckereinfuhrzolles gegen Herab-

setzung des Zolles auf nordamerikanische Lebensmittel in Jamaica zu erlangen, musste zugleich durch Erhöhung der Ausfuhrszölle auf gewisse mit der Zuckerproduction in Verbindung stehende Artikel, wie z. B. Rum, und der Einfuhrszölle auf Producte von nicht nordamerikanischer Provenienz Deckung für den finanziellen Ausfall gesucht werden.

Es wird übrigens behauptet, dass der Einfluss, welchen die größeren oder geringeren Verzehrungssteuern in Jamaica auf die Finanzen nehmen, höher anzuschlagen sei als die Einwirkung dieser Steuern auf die Lebensverhältnisse des Volkes. Die Bedürfnisse des weitaus größten Theiles der Bewohner sind eben äußerst geringe, und die klimatischen und Bodenverhältnisse so günstig, dass beinahe gar keine Anstrengung dazu gehört, diesen Bedürfnissen gerecht werden zu können. Ein auf Jamaica landläufiges Axiom spricht aus, »dass dort 30 Arbeitstage im Jahre auf einer Grundfläche von 1 Acre genügen, um eine Familie zu ernähren, und auch noch überschüssige Werte von 10—30 £ zu erzeugen, welche stets einen offenen Markt finden«. Unter solchen Umständen wird die Behauptung erklärlich, dass Veränderungen in der Besteuerung und daher auch im Preise von Lebensmitteln, welche anderswo als unentbehrlich angesehen werden dürfen, keine großen Schwankungen im Consum dieser Lebensmittel hervorrufen. Mehl und Kornfrüchte sind auf Jamaica so hoch besteuert, dass das Brot nahezu doppelt so theuer ist als in England; aber der Neger entbehrt es leicht, da seine Kost vorzüglich aus Yams, Brotfrucht, Pataten u. s. w. besteht, zu welchen gesalzener Fisch als Würze tritt. In Monserrat soll durch neun Jahre hindurch, als die Korn- und Mehleinfuhr gänzlich freigegeben ward, der Consum der ganz gleiche geblieben sein; der gesalzene Fisch wird in Trinidad frei eingeführt und zahlt auf Jamaica einen hohen Einfuhrszoll; dennoch ist der Consum per Kopf der Bevölkerung auf beiden Inseln derselbe.

Zweifellos sind die Bedürfnislosigkeit, bei gleichzeitiger Leichtigkeit für die Erfüllung der materiellen Bedingungen des Lebens zugleich Umstände, welche einer intensiveren Ausbeute des Naturreichthumes von Jamaica wesentliche Hindernisse entgegensetzen. Denn nur im harten Kampfe ums Dasein entwickelt sich jene Thätigkeit und Arbeit, welche große Werte schafft, immer neue Bedürfnisse hervorruft und auch diese zu befriedigen vermag. Gegenwärtig kann man aber wohl sagen, dass Jamaica gewiss unter dem Fünftel der Productionsmenge bleibt, welche seine Bevölkerung zu erzielen vermöchte, trotzdem die Colonialregierung es sich sehr angelegen sein lässt, angesichts der immer ungünstiger werdenden Marktverhältnisse, namentlich des Zuckers, die Gewinnung von Producten zu fördern, welche früher auf Jamaica gar nicht gezogen wurden.

Noch immer ist der Zucker das Hauptproduct, wie aus den früher gegebenen Daten ersichtlich ist, welche über die Area des Zuckerrohrbaues und die Werte des Zuckerexportes gegeben wurden. Die Zahl der Zuckerplantagen beträgt 194, was einer mittleren Größe der Plantagen von 214 Acres entspricht. In der That entfernt sich die Größe der meisten dieser Plantagen nicht viel von dem Mittelwerte; nur 20 haben ein Areal von unter 100, nur 17 ein solches von über 300, nur 2 die Größe von 500 Acres. Die intensivere Ausnützung der Zuckerpflanze macht Fortschritte; nur etwa der vierte Theil der auf jeder Pflanzung befindlichen Zuckermühlen arbeitet noch nach den veralteten Methoden, bei welchen viel von dem nutzbaren Pflanzensafte verloren wird. Aber auch in der Einführung von ergiebigeren Arten des Zuckerrohres äußert sich das Bestreben, der in neuester Zeit so gefährdeten Zuckerindustrie zuhilfe zu kommen. Die Regierung hat durch den Director der öffent-

lichen Gärten eine Pflanzschule anlegen lassen, welche gegenwärtig schon 60 neuimportirte Varietäten des Zuckerrohres zählt, die von Mauritius, Martinique und aus Südamerika importirt wurden.

Der Kaffeebau leidet zwar nicht in so hohem Maße wie die Zuckergewinnung unter der Ungunst der Zeiten, aber auch in diesem Artikel haben ungünstige Marktverhältnisse auf Jamaica einen Rückgang in der Production zur Folge gehabt, welcher sich unter anderem auch darin äußert, dass minder ergiebige Kaffeeplantagen, auf welchen der Boden schon theilweise ausgesogen war, seit einigen Jahren gänzlich unbebaut blieben.

Der Bau von Ingwer hat zwar im Jahre 1884 einen Ertrag von 12 136 Centner ergeben, d. i. weitaus mehr als sonst während einer Reihe von Jahren; doch ist der Bau dieses Artikels weit entfernt, seine frühere Bedeutung zu besitzen, und wird nur von wenigen, und zwar meist kleinen Grundbesitzern — vorwiegend Weißen — betrieben.

Ein entschiedener Fortschritt ist während der letzten Jahre im Bau von Cacao zu verzeichnen. Sowohl die Regierung als Private haben von Trinidad und Venezuela vorzügliche Mutterpflanzen importiren lassen, und die Erfolge sind sehr befriedigende. 4016 Centner im Werte von 8997 £ waren das Erträgnis des Jahres 1884, und es werden fortwährend Cacao-Pflanzungen an Stelle minder ergiebiger anderer Culturen angelegt.

Zu den Nutzpflanzen, deren Einführung auf Jamaica in neuerer Zeit von der Colonialregierung patronisirt wird, gehören vornehmlich Cinchona und der Thee.

Was die erstere Pflanze anbelangt, so ist derselben in den officiellen Ausweisen über die Culturareale von Jamaica vorerst noch kein eigener Platz eröffnet, weil der Bau von Cinchona zumeist auf Gründen geschieht, welche zugleich anderweitig bepflanzt und demgemäß registrirt sind; aber die Pflanzungen, welche die Regierung zu Versuchszwecken mit verschiedenen Arten der Cinchona bebauen lässt, bedecken eine Bodenfläche von 143 Acres und man erwartet, dass auf im ganzen mehr als 5000 Acres Boden der Anbau von Cinchona Verbreitung finden wird. In letzter Zeit sind allein 2688 Acres geeigneter Boden an Pflanzer um Minimalpreise unter der Bedingung überlassen worden, Cinchona-Pflanzungen daselbst anzulegen. Von den verschiedenen, dem Versuche unterzogenen Arten der Pflanze gedeiht die Cinchona officinalis am besten; dieser zunächst werden Cinchona hybrid. und succirubra genannt, während C. ledgeriana sehr empfindlich ist und, wie es scheint, auf Jamaica nicht so gut fortkommen wird wie die früher genannten Arten. Die zuletzt eingeführten Arten sind C. verde und C. morada; doch kann über ihr Fortkommen noch kein giltiges Urtheil abgegeben werden. Der Ertrag von Chinarinde ist aber schon gegenwärtig ein ansehnlicher zu nennen; im Jahre 1884 gelangten 73 533 Pfund im Werte von 16 327 £ zur Ausfuhr. Mit Rücksicht auf die Thatsache, dass erst im Decennium 1860—1870 die ersten Versuche mit Cinchona gemacht worden sind, kann der Zukunft dieses Erzeugnisses ein sehr erfreuliches Prognostikon gestellt werden.

In derselben Pflanzschule, in welcher die Regierung Cinchona-Arten ziehen lässt, wurden Versuche mit Thee begonnen. Die Pflanzen (Camellia thea) gedeihen vortrefflich und erreichen 9—12 Fuß Höhe. Proben, welche von diesem Thee nach London gebracht worden sind, haben sehr günstige Beurtheilungen von Seite mehrerer großer Theefirmen erfahren.

Solche Versuche, wie die mit Cinchona und Thee angestellten, beweisen am besten das eifrige Bestreben der Colonialregierung, auf Jamaica gewinnbringende Thätigkeiten hervorzurufen, von welchen eine Besserung der allgemeinen wirthschaftlichen Zustände erhofft werden darf.

Von der Thätigkeit der Regierung, durch Werke von allgemeinem Nutzen der Production und dem Verkehre aufzuhelfen, zeugen auch die bedeutenden Capital-Investitionen, welche auf Jamaica in öffentlichen Bauten stattfanden, seit die Regierung durch die Verfassungsaufhebung im Jahre 1866 freiere Hand bekommen hatte. Allerdings bilden diese Investitionen eine ziemlich bedeutende öffentliche Schuld; aber der Nutzen der aufgeführten Bauten ist ein unverkennbarer, und die erzielte Hebung der Production und Erleichterung des Absatzes befähigen die Finanzen der Colonie, die entstandene Schuldenlast stetig zu amortisiren.

Der Stand der öffentlichen Schuld betrug im Jahre 1885 1 257 916 £. Zu Ende September des Jahres 1882 war die gesammte, noch unbezahlte Schuldenlast 1 352 726 £. Die gesammten gemachten Anlehen waren die folgenden:

Im Jahre 1854 für allgemeine Zwecke unter königl. Garantien.	500 000	£
von 1863—1865 für Straßen, Brücken und andere öffentliche Bauten	107 739	„
von 1869—1878 für Immigration	210 800	„
1872 für Bewässerungsanlagen	126 500	„
1879—1882 für die Eisenbahn	540 000	„
von 1879 an für Telegraphen	14 971	„
von 1865—1872 für öffentliche Bauten in Kingston	239 000	„
Im ganzen...	1,739 010	£

Von diesen einzelnen Posten mag die für Bewässerungswerke nothwendig gewordene Summe einiges Befremden erregen, da man meinen sollte, solche Werke könnten in einem Lande, welches sechs Monate des Jahres dem heftigen Tropenregen ausgesetzt ist, wohl entbehrt werden. Es ist auch nicht Regenmangel, welcher zur Anlage der Bewässerungswerke gedrängt hatte, sondern die poröse Beschaffenheit des Bodens und geologische Eigenthümlichkeiten der tieferen Grundschichten, welche zur Folge haben, dass ein großer Theil des in den Gebirgsregionen niedergehenden Regenwassers einen namhaften Theil seines Weges zum Meere in unterirdischen Läufen zurücklegt. Die Anlage künstlicher Wasserreservoirs ist demnach beinahe bei allen Pflanzungen zur Nothwendigkeit geworden. Wo es die Mittel der Grundbesitzer erlaubten solche Reservoirs anzulegen, tritt selbst in trockenen Jahren kein Wassermangel ein, aber die kleinen Besitzungen leiden in diesem Falle sehr. Daher das Bestreben, aus öffentlichen Mitteln Abhilfe durch Errichtung von größeren Bewässerungswerken zu schaffen. Das bedeutendste solche Werk ist der vom Gouverneur Sir J. P. Grant im Jahre 1872 begonnene Bewässerungscanal, welcher sich in einer Gesammtlänge von 30¼ englischen Meilen über die Ebene von St. Catherine (bei Spanish Town, der alten Hauptstadt) verzweigt und imstande ist, 50 000 Acres Land ausreichend zu bewässern. Dieser Canal wird vom Rio Cobre gespeist; große Schwierigkeiten bei der Anlage desselben, welche nahe an vier Jahre in Anspruch nahm, bereiteten die Hochfluten, welchen der genannte Fluss wie alle zahlreichen Flüsse Jamaicas in der Regenzeit unterworfen ist. Wenn diese Hochfluten auch nicht so unwiderstehlich vernichtend auftreten wie die Wasserstürze auf Martinique (die sogenannten *déscentes*,

siehe S. 72), so kann man sich von ihrer Gewalt doch einen Begriff machen wenn man hört, dass die Wasserbewegung des Rio Cobre in der Gegend der Canaleinmündung einen Mittelwert von circa 40 000 m^3 in der Stunde (im Minimum 30 000 m^3) darstellt; dass aber bei der Hochflut des Jahres 1874 während des Canalbaues der analoge Wert auf 8 Millionen m^3 stündlich veranschlagt werden konnte. Die Erhaltungskosten des Canals und die Amortisation des Anlagecapitals werden durch Benützungstaxen hereingebracht, die im verkehrten Verhältnis zum stündlichen Wasserbezuge stehen, welch letzterer durch Zählwerke controlirt wird. Wer unter 75 m^3 stündlich bezieht, zahlt 15 sh., wer über 300 m^3 stündlich bezieht, $11^1/_2$ sh. pro m^3 und Jahr, die zwischenliegenden Beträge sind nach einer von 25 zu 25 m^3 steigenden Scala proportional abnehmend fixirt. Bis jetzt sind aber nur 2700 Acres Grund der Wohlthat der Bewässerung durch den Rio Cobre-Canal theilhaftig gemacht worden, von welchen 1200 mit Zuckerrohr und 300 mit Bananen bepflanzt sind. Von den 50 000 Acres aber, welche vom Rio Cobre-Canal bewässert werden können, sind 30 000 thatsächlich mit Culturen bedeckt, und die geringe Inanspruchnahme des Canals mag als Zeichen von symptomatischer Bedeutung gedeutet werden, dass noch immer eine gewisse Indolenz der Grundbesitzer gegen alle von der Regierung zur Förderung der Production ergriffenen Maßregeln vorwaltet. Der Rio Cobre-Canal versorgt auch die alte Hauptstadt Jamaicas, Spanish Town, mit Nutz- und Trinkwasser.

Von den übrigen Anlagen, in welchen die Capitalien der öffentlichen Schuld Jamaicas investirt sind, nehmen noch die Verkehrswege und die Eisenbahn sowie der Telegraph unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine der ersten gesetzlichen Verfügungen nach Einnahme Jamaicas durch die Engländer überwies den Bau und die Erhaltung der öffentlichen Verkehrswege den Gemeinden. Der hieraus resultirende Mangel einheitlichen Vorgehens, die Zerfahrenheit, welche in öffentlichen Angelegenheiten auf Jamaica während des 200jährigen Bestandes des Selfgovernements überhaupt obwaltete, hatten zur Folge, dass noch in der Mitte unseres Jahrhundertes der Zustand der Communicationen auf Jamaica ein unglaublich schlechter war[1]). Das Straßenwesen wurde erst energisch verbessert, als die Regierung (nach der Verfassungsänderung) die gesammten Straßenbaufonds sammt ihren Schulden centralisirte und in eigene Verwaltung übernahm. Im Jahre 1878 konnte Gouverneur Musgrave constatiren, dass »in einem gebirgigen, heftigem Regenfalle ausgesetzten Lande häufige Beschädigungen der Straßen wohl unvermeidlich seien, dass aber alle Reisenden bezeugen müssen, der Zustand der Straßen und Wege auf Jamaica beweise unwiderleglich, dass allen Verkehrsbehinderungen und Zerstörungen durch Elementarereignisse sofort ausreichende Abhilfe zutheil werde«. Gegenwärtig werden jährlich circa 28 000 £ (1884: 26 816 £) auf Erhaltung und Vervollständigung des Straßennetzes ausgegeben und das Straßenwesen ist auf das Budget der Colonie übernommen.

Ähnlich wie mit den Verkehrsstraßen wurde es mit der im Jahre 1845 eröffneten, von einer Privatgesellschaft erbauten Eisenbahn erst dann besser,

---

[1]) *The roads were a disgrace to a civilized community, and militated considerably against the agricultural prosperity of the country. Even the lines of communication between the principal towns were very little better than river courses which placed the life of every traveller in jeopardy; deaths from this cause indeed were of frequent occurence.* (*Phillippo, Past and Present State of Jamaica.*)

als die Regierung im Jahre 1879 die ganze, ziemlich vernachlässigte bestehende Strecke ankaufte, die Bahn selbst, Brücken und sonstige Objecte restauriren ließ, das Betriebsmateriale beinahe gänzlich neu anschaffte und einen regeren und dadurch ergiebigeren Betrieb einführte. Die alte, 24 Meilen lange Linie von Kingston nach Spanish Town wurde seither auch durch Strecken nach Porus (24 Meilen) und Ewarton (17 Meilen) erweitert.

Der Telegraph, welcher gegenwärtig die Hauptstadt Kingston mit 40 Städten und Orten der Insel verbindet, hat seine Thätigkeit erst im Jahre 1879 begonnen. 20 Jahre zuvor hatte Gouverneur Darling die Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen den Hauptorten bei der Assembly in Anregung gebracht, ohne dass er oder seine unmittelbaren Nachfolger es erreichen konnten, auf Jamaica dieses nun schon überall als unentbehrlich angesehene Verkehrsmittel zu schaffen. Gleichfalls seit dem Jahre 1879 ist Jamaica durch die westindischen und Panama-Telegraphen in transoceanische, telegraphische Verbindung (mit der alten Welt über London, mit Centralamerika über Panama, mit Südamerika über Demerara, mit den westindischen Inseln direct) gebracht worden. Die Colonie subventionirt die transoceanische Telegraphengesellschaft mit einem Jahresbetrage von 2000 £, wogegen die Handels- und Börsennachrichten, Schiffahrtsanzeigen, Passagierlisten, officielle Ernennungen u. s. w. von der Telegraphengesellschaft unentgeltlich vermittelt und zur allgemeinen Benützung veröffentlicht werden müssen.

Wenn wir nun auf das allgemeine Budget der öffentlichen Verwaltung Jamaicas übergehen, so bieten sich uns die nachfolgenden Daten zur Betrachtung dar.

Die öffentlichen Einnahmen betrugen im Jahre 1884 561 287 £. Während des Zeitraumes von 1871—1884 zeigt das Jahr 1883 mit 577 241 £ die höchste, das Jahr 1871 mit 408 785 £ die niedrigste Einnahmensumme. Mit ganz geringen Schwankungen ist in diesem Zeitraume eine steigende Tendenz der Einnahmen wahrnehmbar. Den weitaus größten Betrag der Einnahmen liefern die Ein- und Ausfuhrszölle (1884: 257 148 £), der nächsthohe Posten fällt der Accisse zu (1884: 85 333 £). Wie gering die directe Besteuerung des Bodens ist, zeigt die geringe Totalsumme des Grundsteuerertrages mit 5202 £; die Steuersätze betragen $^1/_4$, $^3/_4$, $1^1/_2$ und 2 Pence pro Acre. Die Zahl der von directen Steuern betroffenen Personen beträgt 86 655, von welchen 72 467 unter 1 £, 7719 unter 2 £ jährlich zahlen. Die Gesammteinnahme entspricht einer Zahlung von 20 sh. 9 d. pro Kopf der Bevölkerung und zeigt dieser Verhältniswert, dass die Besteuerung auf Jamaica eine sehr mäßige im Vergleiche zu anderen englischen Colonien ist, da auf den Kopf der Bevölkerung beispielsweise entfallen: in Trinidad 60 sh 9 d., in Mauritius 36 sh. 8 d., in Britisch-Guyana 32 sh. Dabei muss bemerkt werden, dass seit dem Jahre 1867 keine directen Steuererhöhungen auf Jamaica stattgefunden haben [1]).

[1]) Für diese Behauptung müssen wir J. N. Dalton, den Erzieher der englischen Prinzen Albert Victor und Georg von Wales, als Gewährsmann nennen. — Dalton machte sich (in „*The Cruise of H. M. Sh. Bacchante*) zum Anwalt der Einführung höherer Grundsteuern auf Jamaica, bei gleichzeitiger Herabsetzung der Einfuhrszölle auf Lebensmittel; er meint, dass nach den in anderen englisch-westindischen Colonien gemachten Erfahrungen der Widerstand der Neger gegen directe Steuern kein unbesiegbarer sein dürfte, und eine höhere Grundbesteuerung, abgesehen von ihrem finanziellen Nutzen, der schädlichen Vagabondage auf verlassenen Plantagen entgegenwirken würde. Gewiss ist, dass der Neger auf Jamaica heute noch weit davon entfernt ist, in der Zahlung

Die öffentlichen Ausgaben betrugen im Jahre 1884 531 885 £. Im Zeitraume von 1871—1884 erreichten die Ausgaben ihr Maximum mit 568 521 £ im Jahre 1880, das Minimum wies das Jahr 1871 mit 376 798 £ auf. Die steigende Tendenz der Ausgaben hält mit jener der Einnahmen ziemlich gleichen Schritt. Von einzelnen Ausgabsposten sind bemerkenswert:

Straßen, öffentliche Bauten und Leuchtfeuer	48 156	£
Schuldverzinsungen und Amortisation	43 158	„
Sanitätswesen	48 504	„
Polizei	49 173	„
Justizwesen	34 561	„
Gefängnisse und Besserungsanstalten	24 085	„
Seelsorge	7 450	„
Unterricht und Erziehung	25 862	„
Post und Telegraph	23 022	„
Pensionen	48 155	„
Zollwesen	32 232	„

Die Gehalte der Functionäre und Beamten sind in den einzelnen Ausgabstiteln inbegriffen. Seit Einführung des „Kronregiments“ wurde bei jeder Gelegenheit über die Höhe der Gehalte der Regierungsfunctionäre gehadert, so dass die Regierung sich endlich entschloss, eine Reduction vorzunehmen und die erzielten Ersparungen einem neu zu gründenden Fonds für Witwen und Waisen der Colonialbeamten zuzuweisen. Die Reductionen erstreckten sich auf alle Gehalte über 100 £, und sind namentlich bei den Gehalten der höheren Functionäre recht bedeutend; der Gehalt des Gouverneurs (6000 £) wurde um 750 £, jener des Chief Justice (2000 £) um 500 £, jener des Attorney General (1800 £) um 300 £ u. s. w. gekürzt. Im ganzen erfolgte eine Herabsetzung der Gehalte in der Summe von 9830 £. Auch in der Zahl der Beamten traten Restrictionen ein und entfällt von den Pensionsauslagen die Summe von 5154 £ auf Personen, die infolge Aufhebung der von ihnen bekleideten Amtsposten stellenlos wurden.

Zu den Posten für Polizei, Justiz und Gefängniswesen wäre die Bemerkung zu machen, dass eine vergleichende Strafrechtsstatistik für Jamaica sehr günstige Verhältnisse constatirt. Der tägliche Mittelwert der in Bezirks- und Centralgefängnissen zusammengenommen strafweise Angehaltenen beträgt im Jahre 1869 851 Personen; diese Zahl steigt bis zum Jahre 1881 auf 1303 und nimmt bis 1884 auf 760 Personen ab. Diese letztere Zahl entspricht 0,138% der Bevölkerung. Die Zahl der jährlichen gerichtlichen Verurtheilungen beträgt zwischen 7000 und 9000 im Jahre; 1884 fanden 8621 solche statt, was einem Procentsatze von 1,48 der Bevölkerung entspricht. Die analoge Procentziffer betrug aber im gleichen Jahre in Britisch-Guyana 4,6, auf Barbadoes 4,98, auf Trinidad 6,21.

Die ausgedehnten Gewalten der Polizei mögen übrigens die größte Zahl der geringeren Vergehen dem ordentlichen Gerichtsverfahren entrücken. Ein

---

von Steuern eine Leistung zu erblicken, die er zu allgemeinem Besten und demnach auch zu seinem eigenen Nutzen darbringt. Ein amtlicher Bericht (*Report of the Royal Finance Commissioners*) enthält die bemerkenswerte Stelle: „*the average negro, anxious though he may be to have the Magistrate, the Doctor and the Schoolmaster brought to the poor man's door, is extremely unwilling to pay any taxes toward obtaining these advantages*“.

eigenes Capitel eröffnet die erwähnte Strafrechtsstatistik dem Felddiebstahle. Im Jahre 1884 kamen nur 561 solche Fälle, von 1875—1882 durchschnittlich 1200, aber im Jahre 1881 die auffallend hohe Zahl von 3460 Fällen vor, welche als eine Folge der Trockenheit nach der Cyklone von 1880 erklärt wird. Damals wurden 629 Diebe von Feldfrüchten der körperlichen Züchtigung unterzogen, im Jahre 1884 nur mehr in 55 Fällen Gebrauch von der entwürdigenden Peitschenstrafe gemacht.

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung Jamaicas in culturellem Sinne ist unstreitig das öffentliche Schul- und Erziehungswesen, für welches wir unter den Ausgabsposten den Betrag von 25 862 £ ausgeworfen finden; denn nur die Hebung der intellectuellen und moralischen Eigenschaften der breiteren Volksschichten wird es vermögen, auch die allgemeinen Lebensverhältnisse der unteren Classen und die Production auf eine höhere Stufe zu bringen.

Das öffentliche Schulwesen hat erst im Laufe der letzten Jahrzehnte unter kräftigster Fürsorge der Colonialregierung eine befriedigende Entwicklung genommen. In den ersten Jahrzehnten nach Aufhebung der Sclaverei wollte es mit dem Schulwesen, das von der Regierung des Mutterlandes und von philantropischen Gesellschaften patronisirt und subventionirt wurde, in keiner Weise vorwärtsgehen. Es fehlte an einheitlicher Organisation, an passenden Lehrkräften, an physischem oder moralischem Zwange zum Schulbesuche. Von den Resultaten des Schulbesuches wird gesagt, dass die Kinder keine besseren Arbeiter als ihre Eltern, wohl aber eingebildet, eigenwillig und ungehorsam wurden. Im Jahre 1864 hatte man es auf 289 Schulen gebracht, von welchen aber nur 25 den gestellten Anforderungen in genügender Weise entsprachen, 110 als eben noch in tolerablem Zustande befindlich erklärt, 154 aber, also die größere Hälfte, als in jeder Beziehung ungenügend erklärt wurden — „*absolute failures in every respect*“, hieß es im ersten Berichte des zu jener Zeit von der Colonialregierung neu aufgestellten Schulinspectors. Von dieser Zeit an wurde zur Förderung der Thätigkeit der Schulen ein eigenes System eingeführt, welches die Subventionirung der Schulen, Remunerirung der Lehrer und der als Correpetitoren verwendbaren Schüler von den Leistungen abhängig machte, welche der Schulinspector bei seinen periodischen Visitationen constatirte. Unter der Einwirkung dieses stimulirenden Vorganges, auf dessen complicirte Einzelheiten wir hier leider nicht eingehen können, hat sich das Schulwesen und der Schulbesuch stetig gehoben. Nur so viel mag zum Verständnis der unten folgenden Übersichtsdaten bemerkt werden, dass auf Grund der mittelst Classification nach Punkten in den Haupt- und Nebengegenständen festzustellenden Prüfungsresultate jede Schule die Einreihung in die erste, zweite oder dritte Classe erlangt, insoferne sie vorzügliche, gute oder genügende Erfolge aufweist; als „exceptionell“ werden neuerrichtete oder solche Schulen bezeichnet, die aus besonderen Gründen keine der drei Classen erreicht haben, aber auch noch nicht in die „ungenügenden“ („*failures*“) eingereiht werden sollen. Die Zunahme der Schulen, des Schulbesuches und der relativen Qualität der Schulen zeigt sich nun in folgenden Zahlen:

Jahr	Zahl der Schüler, welche Subventionen erhielten	Zahl der Schüler			Jährliche Ausgaben für die Schulen	Classification der Schulen				Nicht eingereiht
		Eingeschrieben	Mittlere Zahl des Besuches	Bei der Inspicirung gegenwärtig	£	Erste	Zweite	Dritte	Ungenügend	
1868	184	19 764	12 216	14 453	2 978	1	6	89	102	88
1881	601	48 960	26 649	32 575	17 523	52	194	343	88	11
1882	627	53 336	29 894	41 638	18 225	47	164	409	50	7
1883	645	56 312	32 203	41 765	19 254	47	212	376	23	10
1884	663	57 557	34 294	42 409	20 353	60	215	384	36	4

Aus dieser Zusammenstellung ist auch ersichtlich, dass die Anzahl der Schulen, welche von der Regierung subventionirt werden, eine im Verhältnis zur Totalanzahl der bestehenden Schulen stets wachsende ist; auch dies spricht für eine Besserung des Schulwesens, weil nur jene Schulen subventionirt werden, deren Erfolge ein bestimmtes, befriedigendes Maß erreichen. Ein einziges Jahr machte eine Ausnahme in der stetigen Tendenz der Besserung, welche obige Schulstatistik erkennen lässt. Es war dies das Jahr 1881 und auch hier dürften die ungünstigen Resultate als Folge des Orkans vom Jahre 1880 angesehen werden, welcher Verwüstung und andauernde Trockenheit und im Gefolge derselben Armut und Noth brachte. Sowie wir früher erwähnt haben, dass im Jahre 1881 die Verbrechen sich auffällig mehrten, so wurde auch im gleichen Jahre eine wesentliche Beeinträchtigung der Schulthätigkeit fühlbar. Der Mittelwert des Schulbesuches fiel von 32 871 auf 26 649, die Zahl der in die erste Classe eingereihten Schulen von 70 auf 52, jene der zweiten Classe von 238 auf 194. Trotz gradueller Erholung sind die eben angeführten günstigen Zahlen, wie sie das Jahr 1880 aufwies, seither noch nicht minder erreicht worden. Dem Schulwesen der Colonie steht ein Inspector mit fünf Assistenten und zwei anderen Beamten vor; eine fortwährende Fürsorge wird der weiteren Entwicklung und Verallgemeinerung des öffentlichen Unterrichtes gewidmet. Der Census von 1881 war der erste, welcher den Grad erreichter Elementarbildung in Rücksicht zog. Es ergab sich, dass 115 418 Personen des Lesens und Schreibens, 115 750 des Lesens allein kundig waren. Dazu wurden 67 402 „schulbesuchende“ Kinder registrirt, welche Zahl aber allerdings weit höher ist als die oben gegebene, welche für das Jahr 1881 nur 48 960 in die verschiedenen Schulen eingeschriebene Kinder beträgt. Für den Nachwuchs an Lehrkräften sorgt ein „*Training College*“, eine Lehrerbildungsanstalt, im Jahre 1871 errichtet und im Jahre 1876 von Kingston nach Spanish Town verlegt. Dieses Institut gibt jährlich acht bis zehn neu ausgebildete Volksschullehrer an die Schulen der Colonie ab und es genießen diese sorgfältig herangebildeten jungen Leute den Ruf, dass sie es verstehen, die Schulen, an welchen sie wirken, bald in eine der besseren Leistungskategorien zu bringen.

Bis zur Zeit, in welcher die Colonialregierung das Schulwesen energisch selbst in die Hand zu nehmen begann, war Jamaica bezüglich der Lehrkräfte für den Volksschulunterricht beinahe ausschließlich auf die absolvirten Schüler der »*Lady Mico's Charity*« beschränkt gewesen. Diesen Namen führt eine Lehrerbildungsanstalt auf Jamaica, die zur Zeit der Sclavenbefreiung auf der Insel aus dem Fond gegründet und bis heute aus demselben erhalten wurde, welchen Lady Mico, Witwe eines Lord Mayors von London, um die Mitte des 17. Jahrhundertes durch ein Legat von 1000 £ zur Befreiung von Christensclaven aus den Barbareskenstaaten gegründet hatte. Dieser Fond war auf 120 000 £ angewachsen, als mit der Unterwerfung Algiers die Christensclaverei in Nordafrika ein Ende nahm und bald darauf die Neger-Emancipation erfolgte. Ein Parlamentsact überwies die »*Lady Mico's Charity*« nunmehr dem Zwecke, Lehrer aller in den Colonien vertretenen christlichen Bekenntnisse für die befreiten Neger auszubilden und Schulen in den Colonien zu errichten. Die englische Regierung bewilligte zum selben Zwecke für fünf Jahre einen Beitrag von jährlich 17 000 £, und eine Lehrerbildungsanstalt wurde auf Jamaica, eine andere auf Antigua, eine Anzahl Schulen auf Trinidad, den Bahamas, Santa Lucia, Demerara, Mauritius, den Seychellen u. s. w. errichtet. Die beiden Lehrerbildungsanstalten und die auf Santa Lucia errichteten Schulen bestehen auch heute noch auf Basis der »*Lady Mico's Charity*«. Seit dem Jahre 1835 hat die auf Jamaica existirende Anstalt (bis 1884) 550 Lehrer ausgebildet; ihr Schülerstand beträgt gegenwärtig 30.

Mehrere Freischulen, »*Free Schools*«, bestehen gleichfalls auf Grund von Stiftungen und Legaten, und einige von ihnen greifen über den Rahmen der elementaren Volksschulen mehr oder weniger hinaus.

Für den Mittelschulunterricht sorgt außer einigen Privatinstituten die im Jahre 1879 errichtete »*Jamaica High School*«. Diese Anstalt hat größtentheils interne Zöglinge, von welchen ein Theil mit Frei- und Stiftungsplätzen betheilt ist; sie wurde im Jahre 1879 hauptsächlich zu dem Zwecke ins Leben gerufen, um den auf Universitätsstudien vorbereitenden Unterricht jenen Jünglingen zu gewähren, für welche die existirenden derlei Privatinstitute zu kostspielig waren. In der »*Jamaica High School*« beträgt das Kost- und Schulgeld für jeden der drei Curse, in welche das Schuljahr zerfällt, 16—20 £; das jährliche Schulgeld für externe Zöglinge 20—25 £.

Vielleicht hauptsächlich zum Zwecke, die Thätigkeit der Mittelschüler anzuspornen, verleiht die Regierung jährlich auf Grund von Concurrenzprüfungen (seit dem Jahre 1881) ein drei Jahre dauerndes Stipendium von jährlich 200 £ für den Besuch einer der Universitäten des Mutterlandes. Keine wie immer geartete Bedingung für die Berufswahl oder dergleichen ist an die Erwerbung dieses Hochschul-Stipendiums geknüpft, welches, wie erwähnt, durch drei aufeinander folgende Jahre bezogen werden kann, vorausgesetzt, dass der Bezugsberechtigte an einer heimischen Universität immatriculirt wurde und über Wohlverhalten und fleißiges Studium regelmäßig die erforderlichen Bestätigungen der Universitätsbehörde beibringt.

Manche der sonst noch bestehenden »*High Schools*«, für welche wir ihrem Lehrplane nach den uns geläufigen Ausdruck »Mittelschulen« festhalten müssen, verdanken dem lebhaften religiösen Sectenwesen ihre Gründung und Erhaltung. So z. B. die von den Wesleyanern seit 1876 für Knaben und die seit 1881 für Mädchen errichtete Schule; eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt der Mährischen Brüder; ein von den Baptisten geleitetes Colle-

gium u. s. w. Ebenso das katholische „*St. George's College*", nach mehrmaliger Stockung seiner Thätigkeit im Jahre 1872 wieder eröffnet; das vom Jesuiten Pater Jaeckel im Jahre 1878 gegründete „*Mary Villa College*" u. a. m. Die namentlich in Kingston recht zahlreichen Israeliten besaßen ebenfalls seit langer Zeit zwei eigene Schulen, welche im Jahre 1882 vereinigt wurden.

Die Thätigkeit der Kirche im allgemeinen ist auf Jamaica gewiss in erziehlicher Richtung eine segensreiche; doch wird ihr sittigender Einfluss durch das Sectenwesen und die von demselben unzertrennlichen Reibungen wohl auch in fühlbarer Weise beeinträchtigt. Von den nichtprotestantischen Bekenntnissen vorerst abgesehen, finden wir Folgendes: Die englische Staatskirche, unter dem Bischofe von Jamaica und einem ansehnlichen Diöcesanrathe stehend, verfügt über 99 Kirchen, rechnet 29 080 in ihren Kirchenbüchern eingetragene Mitglieder, hat im Jahre 1884 7532 Taufen, 966 Verehelichungen registrirt und für ihre Zwecke 21 805 £ unter ihren Bekennern aufgebracht. Die schottische Kirche besitzt drei Gotteshäuser und zählt an 1500 Mitglieder. Die Wesleyaner zählen 19 264 Mitglieder, besitzen 106 Kirchen und Kapellen, 86 Predigtstationen, 31 Priester und 158 Laienprediger; 11 528 Schüler werden von ihnen in 103 Sonntagsschulen unterrichtet; 101 tägliche Schulen nehmen 8250 Schüler auf.

Die Baptisten-Mission zählt über 60 000 Anhänger, besitzt 130 Kirchen, versieht 92 Sonntags- und 137 tägliche Schulen mit 15 407 und 10 281 Schülern. 1407 Personen betheiligen sich activ am Unterrichte. Die Presbyterianer zählen an 20 000, die Methodisten 3 332 Anhänger, erstere verfügen über 48 Kirchen, letztere über 32 Missionsstationen. Die Londoner Missionsgesellschaft hat über 5000 Adepten; die Mährischen Brüder zählen 15 765 Anhänger; die nordamerikanische „Christian Church" zählt 1500 Mitglieder auf Jamaica u. s. w.

Der römisch-katholischen Religion gehören 9292 Personen an, welchen 29 Kirchen und Kapellen zur Verfügung stehen.

Die genaue Zahl der Mitglieder der ansehnlichen israelitischen Gemeinde ist uns nicht bekannt; Kingston hat zwei Synagogen.

Wenn man die hier angeführten, einer officiellen Statistik entnommenen Zahlen summirt, so findet man, wie sehr die erhaltene Summe von der Bevölkerungszahl Jamaicas differirt, obwohl alle Anhänger der hauptsächlichsten Bekenntnisse ziffermäßig angeführt wurden. Daraus folgt, dass ein großer Theil der Einwohner in einem Zustande von weitgehendem religiösem Indifferentismus sich befinden mag, welcher zur Folge haben muss, dass so viele keiner der zahlreichen, vollständig freien Religionsgenossenschaften zugezählt werden. Hieraus mag wohl ein Wetteifer unter den Predigern und Missionären entstehen, recht zahlreiche Proselyten zu gewinnen, und wenn dieser Wetteifer gewiss dem Schul- und Erziehungswesen viel Vortheile bringt, so mag er doch immerhin seine Schattenseiten haben, welche der so wünschenswerten sittlichen Hebung der unteren Volksclassen auf Jamaica eher entgegenzuwirken vermögen.

Wie schon angedeutet, sind die verschiedenen religiösen Bekenntnisse vollständig frei, und es bestehen demnach auch zahllose untergeordnetere Secten außer jenen, welche als die hauptsächlichsten früher aufgeführt worden sind und deren Verhältnisse so weit geordnet worden sind, dass sie eine Statistik ihrer Wirksamkeit zulassen.

Diese Secten nehmen auch in der Publicistik Jamaicas eine hervorragendere Stellung ein, indem jede von ihnen über eine eigene Monatsschrift verfügt.

Neben sechs Tages- und drei Wochenblättern, welche in Kingston herausgegeben werden, zählt man auf Jamaica noch zwei in Falmouth und ein in Black River 14tägig erscheinende Journale, und daneben an geistlichen Monatsschriften: „*The Jamaica Churchman*“, „*The Baptist Reporter*“, „*The Jamaica Witness*“, „*The Methodist Messenger*“, „*The Christian Home Journal*“, endlich „*The Wesleyan Chronicle*“. Alle diese Monatsblätter erscheinen in Kingston.

Die im Budget für kirchliche Zwecke ausgeworfene Summe kömmt nur der englischen und der schottischen Staatskirche und dem römisch-katholischen Bekenntnisse zugute.

Wenn wir die Angaben überblicken, die wir in Vorstehendem über die Bevölkerung, Production, Handel, Schiffahrt, Verwaltung, Schule und Kirche Jamaicas gemacht haben, so finden wir, dass die neuzeitliche förderliche Thätigkeit der Colonialregierung überall deutlich zutage tritt; wenn wir es dabei nicht vermeiden konnten, vielfach mit trockenen Zahlen zu sprechen, auf welche erst ein Raisonnement gegründet werden durfte, so mag uns das Wort eines der größten Denker des deutschen Volkes Entschuldigung gewähren, welches lautet: „Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt. Das aber ist gewiss: Zahlen zeigen, wie sie regiert wird.“

An der Südküste des östlichen Theiles der Insel Jamaica erstreckt sich, sieben Meilen von Osten nach Westen lang und durchschnittlich über eine Seemeile breit, der weitläufige Hafen von Kingston, durch eine schmale, langgestreckte Landzunge von der offenen See geschieden. Um das westliche Ende dieser Landzunge herum führt der durch zahllose Untiefen, Klippen und Bänke erschwerte Weg zum Hafen. Am westlichen Ende der Landzunge befindet sich Port Royal, einst der Haupthafenort der Insel; ein furchtbares Erdbeben, von welchem Jamaica am 7. Juni 1692 heimgesucht wurde, zerstörte diese Stadt beinahe vollständig, von der zu jener Zeit die „*New History of Jamaica*“ kühn behauptete, sie sei „*the finest town in the West Indies and the richest spot in the universe*“. Der größte Theil der Stadt wurde von der See buchstäblich verschlungen, von 3000 Häusern blieben nur 200 übrig. Die Zerstörung von Port Royal führte zur Gründung von Kingston, in der Mitte des Nordstrandes des weitläufigen, hafenartigen Beckens, das heute den Namen Kingston Habour führt. Kingston wuchs rasch und erlangte bald die Bedeutung für Handel und Schiffahrt, welche früher Port Royal beigemessen worden war. Zur politischen Hauptstadt der Colonie wurde Kingston aber erst seit wenigen Jahren gemacht, indem vom Jahre 1871 an der Sitz sämmtlicher höherer Behörden sowie der einzelnen Ämter der Colonialregierung nach und nach in diese Stadt von Spanish Town wegverlegt wurden. Die letztgenannte Stadt war noch zu Zeiten des spanischen Besitzes die Hauptstadt Jamaicas geworden und hatte diese Eigenschaft behalten, trotzdem ihre Entwicklung sowie überhaupt jene der nach und nach auf der Insel gegründeten Städte keine großen Fortschritte machte. In der That ist Kingston die einzige Stadt auf Jamaica, welche es zu einer ansehnlicheren Größe gebracht hat. Ihre Bevölkerungszahl beträgt ohne die umliegenden Vororte, Weiler u. s. w. 31 757 Einwohner; zählt man letztere sowie Port Royal (welches ohne Garnison und Arsenal 1205 Einwohner hat) dazu, so ergibt sich für Kingston eine Bevölkerungsziffer von 38 566 Seelen.

Diese letztere Gesammtzahl basirt auf dem Census von 1881 und entspricht einer Zunahme von 4252 Einwohnern seit dem Jahre 1871. Wie weit

die Bevölkerungszahl von Kingston jene der übrigen Städte Jamaicas überragt, mögen folgende Zahlen darthun:

Es zählte die Stadt	im Jahre 1881	im Jahre 1871	Zunahme	Abnahme
Spanisch Town	5689 Einw.	5013 Einw.	676	—
Port Maria	6741 „	6334 „	407	—
Montego Bay	4651 „	4158 „	463	—
Falmouth	3029 „	3178 „	—	149
Savanna la Mar	2498 „	2306 „	192	—
Lucca	1702 „	1502 „	200	—
St. Anns Bay	1565 „	1146 „	419	—
Pt. Antonio	1305 „	1056 „	249	—
Black River	1279 „	1134 „	145	—
Morant Bay	1000 „	1468 „	468	—
Chapeltown	654 „	917 „	—	263
Mandeville	218 „	465 „	—	247

Das weibliche Geschlecht überwiegt in den Städten in noch größerem Verhältnisse als in der Bevölkerungszahl im allgemeinen; Kingston z. B. zählt 19 068 weibliche gegen nur 12 689 männliche Einwohner.

Die Stadt Kingston liegt auf einer sanft ansteigenden Ebene und bietet in architektonischer Beziehung nichts Bemerkenswertes; aber die umgebende Landschaft wird zu den prächtigsten der an Naturschönheiten überhaupt sehr reichen Insel gezählt. Die Linguana-Gebirgskette gegen Nordwesten, der sogenannte Port Royal - Gebirgsstock gegen Nordosten mit seinen schroffaufsteigenden hohen Bergspitzen, bilden einen überwältigend schönen Hintergrund für das Bild, welches Kingston vom Hafen aus bietet. Das Innere der Stadt aber, in seiner weitläufigen den Tropenverhältnissen entsprechenden Anlage bietet wenig Anziehendes. Nur wenige der öffentlichen Gebäude erregen die Aufmerksamkeit des Besuchers; von historischem Interesse ist lediglich die in *Kings Street* befindliche Pfarrkirche, (wahrscheinlich eine der ältesten auf der Insel, obwohl sie erst im Jahre 1693 erbaut worden sein kann) mit dem Grabe des Admirals Benbow, dann das Monument Rodneys, welches zuerst in Spanisch Town errichtet worden war, aber in letzter Zeit nach Kingston gebracht wurde und daselbst auf dem schönen Landungs- und zugleich Marktplatze aufgestellt ist.

Über die Lebensverhältnisse in der Stadt ist kaum etwas zu sagen, was dieselben abweichend von jenen in anderen tropischen Colonialstädten erscheinen lassen würde. Das angenehme Winterklima, mäßige Preise für Unterkunft, Verpflegung und Dienerschaft, und angenehme gesellschaftliche Verhältnisse haben Kingston einen guten Ruf als winterlichen Aufenthaltsort verschafft, welcher seit einigen Jahren viel Besuch aus Nordamerika herbeizieht.

Die rege Verbindung, welche Jamaica mit Colon unterhält, wohin es Lebensmittel und zum Theil auch Arbeiter liefert, setzten den Commandanten S. M. Schiffes Zrinyi in die Lage, während seines Aufenthaltes in Kingston vollkommen verlässliche Nachrichten über die Gesundheitsverhältnisse zu erhalten, welche eben am Panama Isthmus herrschten. Zu großem Leidwesen des Schiffscommandanten und Stabes lauteten diese Nachrichten so entschieden ungünstig, dass auf den interessanten Besuch von Colon — den Glanzpunkt der Mission S. M. Schiffes Zrinyi — gänzlich verzichtet werden musste.

Als Zrinyi nach einwöchentlichem Aufenthalte Kingston auf Jamaica am 18. Jänner morgens verließ, gieng somit die Weiterreise direct nach Havana. Kaum in See angelangt, fand die Corvette stätige und günstige Passatbrise, welche sie mit nur geringer Unterbrechung bis Cap St. Antonio, der Westspitze der Insel Cuba begleitete. Die Route führte zwischen den beiden Caiman-Inseln und dann direct auf Cap St. Antonio. Nach Dublirung desselben stellte sich schon in kurzer Zeit raumere Brise ein, welche am nächsten Tage nach SW und West übergieng und so die Reise der Corvette förderte.

Am 25. hatte Zrinyi sich soweit dem Hafen genähert, dass, um denselben sicher noch bei Tage zu erreichen, die Maschine in Bewegung gesetzt wurde. Bei stark bewegter See durch die Einfahrt steuernd, wurde der Ankerplatz erreicht und um 2^h 15^m die Vertäuung an einer Hafenboje genommen.

---

17. Cuba.

(Hiezu Anhang *P.*)

Die vielversprechende Entwicklung, welche die Besiedelung Cubas während der ersten Jahrzehnte nach der Entdeckung dieser Insel (28. October 1492) aufwies, gerieth bald ins Stocken, als sich den Europäern immer neue und neue unermessliche Territorien in der neuen Welt erschlossen; ein allmähliches Aufleben fand erst während des vorigen Jahrhundertes statt; aber ein beispielloser, rascher und kräftiger Aufschwung trat im Laufe des ersten Viertels unseres Jahrhundertes ein, in solchem Maße, »dass aus dem Lande, das Jahrhunderte lang durch fremde Unterstützung unterhalten worden war, eine Goldgrube wurde, die zeitweise den Verlust der Schätze Südamerikas vergessen ließ und gleich diesen unerschöpflich schien« [1]).

Die Schriftsteller jener Epoche des Emporblühens von Cuba wurden nicht müde, einander an lobpreisenden Epitheta für die gottbegnadete, schöne, reiche und glücklich gelegene Insel zu überbieten. »Die Perle der Antillen«, »Die Königin der Antillen«, »Der Edelstein der amerikanischen Gewässer«, »Der Schlüssel des Golfes", »Der Boulevard der Neuen Welt«, »Die Wacht am Mississipi,« all diese und andere für Cuba üblich gewordenen Bezeichnungen traten aber zurück gegen den schönen Titel »*La sempre fiel Isla de Cuba*«, welchen sich die Colonie durch ihre Kriegserklärung an Frankreich erwarb, als der fremde Soldatenkaiser dem tapfer ringenden Mutterlande einen König aufgezwungen hatte; ein Titel, den »die allezeit Getreue« noch heute in officieller Weise zu führen berechtigt ist. Doch nur als melancholische Reminiscenz an vergangene stolze und schöne Zeiten vermag der spanische sowohl als der cubanische Patriot diesen Ehrentitel in der Gegenwart zu vernehmen, in welcher Cuba weit eher einer üppigen Frucht zu vergleichen wäre, die vorschnell der Reife nahe gekommen, beinahe vom Stamme abgefallen wäre und jetzt Gefahr läuft an ihm zu verdorren, wenn ihr nicht noch rechtzeitig und ausgiebig neue Lebenssäfte zugeführt werden. —

Der Entdeckung Cubas war erst im Jahre 1511 eine Besiedelungsexpedition unter Diego Columbus, Sohn des Entdeckers, gefolgt; Baracoa war die

---

[1]) F. G. de Larrinaga, »*Die wirtschaftliche Lage Cubas*«.

erste Niederlassung, 1514 wurden Santiago und Trinidad, 1515 San Cristoval de la Havana (gegenwärtig: Batabana) gegründet, der Name dieser letzteren Niederlassung wurde aber im Jahre 1519 auf die jetzige Hauptstadt übertragen. Schon im Jahre 1538 wurde diese rasch erblühende Stadt durch französische Freibeuter geplündert und eingeäschert; eine zweite Zerstörung erlitt das wieder aufgebaute und befestigte Havana im Jahre 1554, wieder durch Franzosen. Nahezu anderthalb Jahrhunderte schwebte Cuba in steter Gefahr der Invasion durch Franzosen, Engländer, Holländer, oder der Brandschatzung durch die zahlreichen Seeräuber, welche die westindischen Gewässer zum Tummelplatz ihrer Thätigkeit erkoren hatten. Im Jahre 1762 nahmen die Engländer unter Lord Albermale Havana nach hartnäckigem Widerstande; eine Beute im Werte von 736 185 £ kam unter den Siegern zur Vertheilung. Im kommenden Jahre fiel Havana an Spanien zurück, und von dieser Zeit erst nahm Cuba einen irgendwie nennenswerten Aufschwung.

Spanien hatte bisher eine ganz im Zuge jener Zeit gelegene, höchst engherzige Colonialpolitik befolgt; der ganze Handel mit den Colonien lag in den Händen einer einzigen privilegirten Gesellschaft, und die schon im Jahre 1503 zu Sevilla gegründete »*Casa de contratacion*« war, wie sich der Spanier Pezuela treffend ausdrückt, »der einzige Canal, durch den der ganze Handel mit den Colonien gezwängt wurde«. Während der zehnmonatlichen Dauer der englischen Occupation nun hatten die Engländer, ganz gegen ihre eigene damals befolgte Colonialpolitik (strengstes Prohibitivsystem auf Grund der Cromwell'schen sogenannten Navigationsacte), Havana gänzlich dem freien Verkehre eröffnet, und derselbe Hafen, welcher früher nie mehr als zehn bis zwölf Schiffe jährlich gesehen hatte, wurde während dieser zehn Monate von mehr als tausend Fahrzeugen besucht, und der Landbau, welcher nun offene Wege für seine Producte erblickte, nahm in dieser kurzen Zeit gleichfalls einen Aufschwung, wie früher nicht in Jahrzehnten.

Diesen Erfolgen, welche man im Mutterlande nicht unbeachtet lassen konnte, verdankte Cuba einige wohlthätige Verfügungen; so zunächst das von Karl III. im Jahre 1778 erlassene Freihandels-Reglement, durch welches wenigstens der gegenseitige Verkehr zwischen den spanischen und spanisch-amerikanischen Häfen freigegeben wurde. So wenig dies scheinen mag, war es doch im Vergleiche zu den früheren Abschließungsmaßregeln eine bedeutende und, wie sich bald erwies, für die Colonien und das Mutterland gleich wohlthätige Concession. Von dieser Zeit an kämpften zwei einander entgegengesetzte Strömungen um den Einfluss in Behandlung der spanischen Colonialangelegenheiten: die eine vertheidigte das alte Abschließungssystem, durch welches die Interessen der alten heimischen Handelsgesellschaften geschützt und die Colonien vor dem Eindringen der Ideen bewahrt werden sollten, welche zum Abfalle Nordamerikas von England führten; die andere, welche versuchen wollte die Colonien durch Concessionen aller Art fester an das Mutterland zu knüpfen. Man sieht, dass die Vertreter beider Richtungen das gleiche Ziel verfolgten, nämlich dem Mutterlande den dauernden Besitz der Colonien zu sichern, welche damals noch ungeheuere Territorien in sich begriffen; in den ihnen zweckdienlich scheinenden Mitteln standen sie sich allerdings diametral gegenüber. Je nachdem die Anhänger der einen oder der andern Ansicht die Oberhand zeitweilig gewannen, erflossen Verfügungen und Gesetze in der einen oder der andern Richtung. Das Resultat war ein Schwanken in der Colonialpolitik Spaniens, welches sich durch einen Zeitraum von 30 Jahren durch eine Menge sich widersprechender

und aufhebender Gesetze, Verordnungen und Decrete über den Handel mit Amerika äußerte[1]. König Karl III., dem Cuba und das spanische Amerika mehr zu verdanken hatten als allen seinen Vorgängern, war ein Anhänger der freiheitlicheren Richtung, doch waren zu mächtige Interessen auf dem Spiele, als dass der König sich zu durchgreifenden Maßregeln hätte entschließen können; auch Ferdinand VII. konnte in den ersten Jahren nach der Restauration des bourbonischen Thrones zu keinem rechten Entschlusse zwischen dem Drängen der alten spanischen Handelsgesellschaften, denen der Colonialhandel enormen Gewinn brachte, und den Bedürfnissen der einzigen amerikanischen Colonie kommen, welche Spanien sich zu erhalten noch hoffen konnte. Endlich entschied sich der König für die Colonie; im Jahre 1818 wurde Cuba, nachdem schon zwei Jahre früher die Niederlassung daselbst allen Personen katholischer Confession, ob Spanier oder Ausländer, gestattet worden war, dem Handel und der Schiffahrt aller Nationen geöffnet. Dieser Schritt war etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes in der damaligen Colonialpolitik aller europäischen Mächte; der Erfolg aber ein so außerordentlich glänzender, dass die wenigen Jahre, welche Spanien mit diesem Schritte den anderen Colonialmächten voranging, genügten, um Cuba in einen Zustand der Blüte zu versetzen, den keine der westindischen Colonien auch in ihren besten Zeiten vor Aufhebung der Sclaverei je erreichte. Die Freiheit des Handels führte zur Eröffnung zahlreicher Häfen auf der mit einer glücklichen Küstenentwicklung bedachten Insel; die Eröffnung neuer Häfen ermöglichte die Anlage neuer Plantagen in deren Nähe; der Bedarf an Zucker war infolge der langjährigen europäischen Continentalsperre so gestiegen, dass die Zuckerpreise das Dreifache von jenen betrugen, welche während der napoleonischen Zeit zu erreichen gewesen waren. Alle Umstände vereinigten sich, um die Blüte Cubas zu fördern.

Doch leider barg diese Zeit des Aufschwunges und Reichthumes schon die Keime für die Hervorbringung der unglückseligen Tendenzen zum Abfalle, die seither zu wiederholtenmalen zu Aufständen geführt haben, von welchen ganz besonders jener vom Jahre 1868 das Land in einen vieljährigen Krieg verwickelt, seine Hilfsquellen zum großen Theile zerstört hat, und unter dessen finanziellen und sonstigen Folgen die von der Natur so sehr begünstigte Colonie noch sehr lange zu leiden haben wird, so dass es sogar mehr als fraglich erscheint, ob sie je wieder die volle Höhe ihrer einstigen Blüte erreichen wird.

Die finanziellen Leistungen, welche Spanien von der plötzlich zu hohem Reichthume gelangten Colonie in steigendem Maße verlangte, hätten für sich

[1] 1779 wurde Lebensmitteleinfuhr nach Cuba auf Schiffen fremder Flaggen gestattet.
1793 wird diese mittlerweile außer Kraft gekommene Erlaubnis erneuert.
1797 wird gestattet auf den fremden Schiffen, welche Lebensmittel eingeführt haben, Colonialproducte auszuführen.
1799 werden diese Freiheiten widerrufen, aber darüber nichts verlautbart, im Gegentheile wird auch Einfuhr von Wäsche geduldet.
1801 räumt die Regierung dem Gouverneur das Recht der Ausdehnung der de facto bestehenden Handelsfreiheit ein.
1801 wird dies widerrufen.
1804 wird allen fremden Schiffen die Einfahrt in cubaische Häfen verschlossen.
1805 wird dieses widerrufen.
1809 werden durch die Junta von Sevilla neuerdings alle Häfen für fremde Schiffe verschlossen; dieses Gesetz wurde zwar von der Colonialbehörde nie veröffentlicht, blieb aber bis 1818 in Kraft. Während dieses Zeitraums fand Verkehr namentlich mit Nordamerika, Russland und Schweden statt.

allein vielleicht nicht vermocht, das Jahrhunderte alte Band der Zusammengehörigkeit Cubas mit dem Mutterlande zu lockern. Aber man betrachtete leider Cuba nicht allein als Colonie des Staates, sondern in gewissem Sinne auch als Domäne für alle jene Spanier, welche in hochbesoldeten Colonialämtern ihr Fortkommen suchten; es gieng dies bald so weit, dass kein eingeborener Cubaner mehr irgend einen Platz im öffentlichen Dienste seiner Heimat fand, da alle Posten bis auf die kleinsten herab mit Spaniern besetzt wurden, wodurch den Colonisten jeder Einfluss auf die Angelegenheiten der Colonie genommen wurde. Dazu kam, dass die spanischen Beamten auf Cuba sich sehr weitgehender Machtbefugnisse erfreuten, vor allem der Gouverneur nahezu gänzlich absoluter Herr der Colonie war[1]), und man in Spanien — befriedigt durch die reichlichen Erträgnisse der stetig erhöhten Productions- und Handelszölle — für die Klagen der Cubaner kein Gehör hatte. Die Colonisten begannen sich die Frage vorzulegen, worin eigentlich die Gegenleistung des Mutterlandes bestünde, das jährlich Millionen empfange und für dieselben die Insel mit Beamten — Spaniern — versehe, welche wieder von der Colonie erhalten werden mussten und vielfach ihre eigenen Interessen jenen ihres Amtes voransetzten. Die Unzufriedenheit wurde zur Erbitterung als im Jahre 1837 Cuba seiner Vertretung in den spanischen Cortes beraubt wurde. Bald fand der Gedanke Verbreitung: »Cuba für die Cubaner«. Zahlreiche Verschwörungen und blutige Aufstände geben Zeugnis von dem allmählich wachgewordenen Verlangen, der Abhängigkeit Cubas von Spanien ein Ende zu bereiten. Die amerikanischen Republiken brachten diesem Bestreben naturgemäße Sympathien

[1]) Wie unumschränkt die Gewalten der Gouverneure waren, mag aus Folgendem geschlossen werden.

Zu einer Zeit als die öffentliche Verwaltung in die größte Verwirrung gerathen, die Ausbeutung der Landeseinkünfte durch die Beamten allgemein geworden, die öffentliche Sicherheit in unglaublich verwahrlostem Zustande war, erhielt Cuba im Jahre 1832 den energischen General Don Miguel Tacon zum Gouverneur. Durch Anwendung eiserner Strenge gelang es ihm Vieles zu bessern und große öffentliche Bauten zu schaffen, unter anderem eine Wasserleitung, die Alameda, die Gefängnisse und das Theater zu Havana, Straßen und Brücken, endlich die erste Eisenbahn in die Zuckerdistricte von Gaines.

Welcher Art aber das Vorgehen dieses rechtschaffenen, wenn auch vollständig autokratisch regierenden Mannes in einzelnen Fällen gewesen, davon legt eine Thatsache Zeugnis ab, die heute noch in der Tradition lebendig ist und dem Besucher Havanas von Eingeborenen gern erzählt wird. Ein besonders schönes und anerkannt tugendhaftes junges Mädchen, Miralda Estalez, hielt als Erbin ihrer Eltern einen kleinen Tabakladen. Graf Almante bewarb sich um Miraldas Gunst und ließ das Mädchen, welches ihn standhaft zurückwies, durch bezahlte Leute auf seine Villa entführen. Zu diesem Zwecke hatten die Entführer sich als Polizeisoldaten verkleidet. Der Bräutigam Miraldas, ein junger Seemann, entdeckte den gezwungenen Aufenthaltsort des Mädchens und führte bei Gouverneur Tacon Klage. Tacon ließ den Grafen Miralda und einen Geistlichen holen. Nachdem der Graf einen feierlichen Eid abgelegt, dass die Ehre des Mädchens reingeblieben sei, befahl Tacon dem Priester, den Grafen und Miralda auf der Stelle ehelich zu verbinden; unmittelbar darauf wurde der Graf ohne die geringste gerichtliche Procedur erschossen, und der jungfräulichen Witwe, nunmehr Erbin von Millionen, stellte Tacon es frei, ihren früheren Bräutigam zu heiraten. Diese Geschichte wird von Jegor v. Sivers mit allem Detail in seinem im Jahre 1861 erschienenen Buche »*Cuba, die Perle der Antillen*« wiedererzählt. Sivers erblickt darin ein Beispiel, wie streng, wie gerecht, wie furchtlos und ohne Unterschied der Person Tacon »die Gesetze zum Schutz der persönlichen Sicherheit handhabte«. Wenn man nun auch dieser Auffassung nicht vollkommen beistimmen mag, so gibt die erzählte Begebenheit doch unstreitig einen Beweis von der absoluten Machtvollkommenheit, welche den spanischen Gouverneuren auf Cuba zukam.

Zur Charakterisirung der jetzigen culturellen Zustände auf Cuba — worüber die Quellen äußerst spärlich fließen — müssen wir uns auf die Angabe und Vergleichung jener Hauptdaten beschränken, welchen eine volkswirtschaftliche Bedeutung innewohnt.

Über die Zahl der Bevölkerung lieferte der Census vom Jahre 1774 die ersten positiven Anhaltspunkte. Cuba zählte damals 171 620 Einwohner; diese Zahl erhöhte sich schon im Jahre 1791 auf 272 300. Im gegenwärtigen Jahrhunderte ist eine fortwährende Steigerung der Bevölkerungszahl zu verzeichnen, wobei namentlich die Stetigkeit, mit welcher die Angehörigen der weißen Race zunahmen, bemerkenswert ist; sowie auf Portorico ist auch auf Cuba das Überwiegen der Weißen über die Farbigen ausschlaggebend für die Gestaltung aller Verhältnisse geworden.

Keith Johnston gibt folgende Tabelle über die Bevölkerungszunahme auf Cuba bis zum Jahre 1860:

	Weiße	freie Farbige	Sclaven	Summe
Im Jahre 1811:	274 000	114 000	212 000	600 000
„ „ 1817:	290 021	115 691	225 268	630 980
„ „ 1827:	311 051	106 494	286 942	704 487
„ „ 1841:	418 291	152 838	436 495	1 007 624
„ „ 1846:	425 769	149 226	323 759	898 752
„ „ 1849:	457 133	164 410	323 897	945 440
„ „ 1860:	604 610	207 735	367 370	1 179 715

Die Zählung von 1880 ergab nach den Angaben des Ministerio Ultramar:

977 992 Spanier	489 249 Farbige
10 632 weiße Ausländer	und
988 624 Weiße	43 811 Asiaten.

Im ganzen: 1 521 684 Einwohner.

Die 20jährige Periode von 1860—1880 zeigt nach diesen Angaben den größten absoluten Bevölkerungszuwachs und zugleich die günstige Relation des Steigens der Zahl der Weißen. Aber auch in früheren Perioden hat, zumeist infolge politischer und kriegerischer Ereignisse, viel Zuzug von Weißen nach Cuba stattgefunden. Nach der Eroberung Jamaicas durch die Engländer (vgl. Jamaica, S. 143) sollen von dort 8000 Menschen — worunter wohl auch ein guter Theil Sclaven — nach Cuba gekommen sein; als Florida (1763) an England abgetreten wurde, als Hayti sich unabhängig machte, ebenso während der französischen Herrschaft im Mutterlande, dann nach dem Abfalle der spanischen Festlandscolonien erhielt Cuba bedeutenden Zuzug.

Die Negereinfuhr hat nirgends länger bestanden als auf Cuba; trotz der gegen dieselbe entfalteten Thätigkeit Englands hat der Sclavenhandel auf Cuba beinahe ebensolange gedauert als die Sclaverei selbst, welche erst im Jahre 1870 (durch das sogenannte „Gesetz Moret“ vom 4. Juli) im Principe und endlich durch das Gesetz vom 18. Februar 1880 gänzlich und ohne jede staatliche Entschädigung aufgehoben worden ist[1]).

[1]) In der Überzahl der Weißen gegen die Neger und Farbigen, dann in einem gewissermaßen patriarchalischen Verhältnisse zwischen Herren und Sclaven, endlich in Gesetzen, die schon im vorigen Jahrhundert Vieles zum Schutz der Sclaven vorkehrten und ihnen die Möglichkeit des Freikaufes boten, mag die Erklärung für die Thatsache gefunden werden, dass auf Cuba (und Portorico) die Sclaverei um so Vieles länger bestehen konnte als in den englischen und französischen Colonien und in den Vereinigten Staaten.

Die volkswirtschaftlichen Erschütterungen, welche auf anderen westindischen Inseln Folge der Sclaven-Emancipation waren, sind vorderhand auf Cuba, wo alles noch an den Folgen des Insurrectionskrieges leidet, nicht in so bedeutendem Maße erkennbar geworden; wohl aber hat man auch hier schon seit dem Jahre 1847, als die schon seit langer Zeit nur mehr in gesetzwidriger Weise mögliche Sclavenzufuhr endlich aufzuhören begann, zur Einfuhr von Coolies schreiten müssen, von welchen (zumeist Chinesen, neuerer Zeit auch Yukateken), nach obigen Angaben der Census von 1880 43 811 aufwies. Es will scheinen, dass die Angelegenheit des Coolie-Importes auf Cuba für die Prosperität der Insel nicht die gleiche vitale Bedeutung hat wie auf den englischen und französischen Antillen. Die Negerbevölkerung wurde hier durch die schrittweise vorbereitete Emancipation aus einem weit weniger unerträglichen Joche befreit und leistet nicht so unverhältnismäßig weniger Arbeit als früher; mehr aber noch mag in Betracht kommen, dass ein ansehnlicher Theil der weißen Bevölkerung selbst auf den Plantagen thätig ist und fortwährend

---

Das Emancipationsgesetz vom Jahre 1880 stellt die ehemaligen Sclaven unter das „Patronat“ ihrer Herren; vier Jahre nach Beginn dieses Zustandes hat dem Alter nach ein Viertheil, dann jährlich noch ein weiteres Viertheil der „Clienten“ aus dem Patronatsverhältnis in jenes einer bedingten Freiheit überzutreten, welche an Nachweis geregelter Beschäftigung (vier Jahre lang) gebunden bleibt. Im Jahre 1892 wird demnach die Zeit voller Arbeitsfreiheit auf Cuba beginnen.

Ebenso wie die Sclaverei selbst, hat die Einfuhr von Sclaven auf Cuba sehr lange Zeit gedauert, obwohl sie seit 1821 vollkommen gesetzwidrig war. Nach englischen Consulatsberichten liefen 1834—40 je 33, 50, 43, 51, 50, 37 und 41 Sclavenschiffe in den verschiedenen Häfen Cubas ein. Der Verkauf der Neger war freilich gesetzlich verboten, aber Larrinaga constatirt, dass dasselbe Gesetz, welches den Verkauf eines freien Menschen in die Sclaverei mit den härtesten Strafen bedrohte, es als unter keinen Umständen statthaft erklärte, „den Eigenthümer von Sclaven unter dem Vorwande, seine Eigenthumsberechtigung zu untersuchen, in seinem Besitze zu stören“.

Der eben genannte Schriftsteller, selbst Grundbesitzer auf Cuba, schließt hieran und an die bekannte Thatsache, dass in den ersten Jahren nach Verbot der Sclaveneinfuhr diese am lebhaftesten florirte, die Bemerkung: „es müsse die Zahl derer wahrhaft erschreckend sein, welche damals ohne gesetzlichen Titel für sich und ihre Nachkommen der Sclaverei verfielen.“

Larrinaga gibt zu, dass seit den 40er Jahren der Negerhandel auf Cuba rasch abgenommen habe, doch sei es unbestreitbar, dass noch in den 70er Jahren einzelne Negerladungen auf Cuba abgesetzt wurden. Nach verschiedenen Schätzungen sollen in Cuba an Negern eingeführt worden sein:

1791—1816:	132 000	auf gesetzlichem Wege
	168 000	„ ungesetzlichem „
1817—1820:	79 084	„ gesetzlichem „
	77 000	„ ungesetzlichem „
1821—1825	circa 40 000,	jährlich, auf ungesetzlichem Wege.
1825—1838	„ 38 000,	„ „ „ „
1839	„ 25 000,	„ „ „ „
1840	„ 14 000,	„ „ „ „

Nach Armas y Cespedes, „*De la esclavitud en Cuba*“ (1866) befanden sich Sclaven auf Cuba:

im Jahre 1774 :	44 333	im Jahre 1841 :	436 495
„ „ 1792 :	84 590	„ „ 1846 :	323 759
„ „ 1817 :	199 145	„ „ 1858 :	364 253
„ „ 1827 :	286 942	„ „ 1860 :	376 784
„ „ 1830 :	310 978	„ „ 1861 :	370 553

Diese Zahlen stimmen nicht vollständig mit den von Keith Johnston gegebenen überein.

neuen Zuzug — gegenwärtig besonders von den Canarien — erhält. Eine Arbeiterstatistik Cubas vom Jahre 1867 [1]) constatirte die stetige Zunahme der Weißen, die sich mit Landbau beschäftigen, und gab ihre Zahl mit 440 019 gegen nur 100 649 Farbige und 288 214 Sclaven an. Dieses Verhältnis kann sich seither nur noch gebessert haben.

Eine fortgesetzte Einwanderung von Arbeitskräften, welche die bleibende Ansiedlung im Lande anstreben, wird für Cuba gewiss von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein. Raum zur Entfaltung agricultureller Thätigkeit ist im Überflusse vorhanden. Man schätzt die Area fruchtbaren, aber noch uncultivirten Landes auf mehr als 14 Millionen Joch; gegen 9 Millionen Joch werden noch vom Urwalde bedeckt. Eine Agrarstatistik vom Jahre 1862 (von Larrinaga im Jahre 1881 mitgetheilt) kann noch heute als aufschlussgebend angesehen werden, soweit die Verhältnisse der einzelnen Culturen gegeneinander in Betracht kommen, da das Jahrzehnt 1868—1878 gewiss eher Rückschritte als Fortschritte in der Cultur hervorgebracht haben muss. Nach dieser Statistik gab es 1532 Ingenios (Zuckerplantagen sammt industriellem Etablissement), 690 Kaffeepflanzungen, 8401 Tabakpflanzungen, 2185 Weiden. Das Culturland bedeckte 3 074 883, die Weideländer 5 805 301, der Wald 8 316 414, unbrauchbares Terrain 3 670 645 amerikanische Acres, von welchen 33,3 eine Caballeria ausmachen. Es scheint, dass die angegebenen Zahlen sich nur auf jenes Terrain beziehen, welches in anerkanntem Privatbesitze steht.

Wie groß die Aufnahmsfähigkeit Cubas für weitere Besiedelung ist, mag daraus entnommen werden, dass diese Insel mit einem verhältnismäßig viel geringeren, für die Cultur ungeeigneten Areal als Portorico (wo 81 Einwohner auf den Quadratkilometer entfallen) nur 13 Einwohner auf der gleichen Flächeneinheit zählt, da die Größe Cubas 118 883 km^2 beträgt.

Die wichtigsten Erzeugnisse der agricultürellen Thätigkeit Cubas sind Zucker und Tabak, seit der Kaffee vernachlässigt wird, welcher im Jahre 1748 von San Domingo nach Cuba verpflanzt wurde und dessen Anbau dort schnelle Fortschritte machte. Im Jahre 1846 gab es noch 1670 größere Kaffeeplantagen auf Cuba, und der Durchschnitt des Jahresexportes in der Periode von 1835—1840 betrug 434 159 Centner. Gegenwärtig deckt der auf Cuba gebaute Kaffee kaum die Bedürfnisse der Bevölkerung und muss durch Einfuhr aus Portorico ergänzt werden. Eine nicht sehr große Menge gelangt übrigens trotzdem zur Ausfuhr und wird namentlich nach Bordeaux und Triest verschifft.

Der Zucker, nach einem volksthümlichen Worte »König der Insel«, wurde in den letzten Jahren in folgenden Mengen exportirt:

1877:	460 810 000 *kg*
1879:	623 985 000 »
1882:	537 859 000 »
1883:	408 255 000 »

Im Durchschnitte der Jahre 1875—1882 erreichte der Zuckerexport aus Cuba, dem stärksten Productionsgebiete dieses Artikels in Westindien und Amerika überhaupt, 560 000 *mt* zu 1000 *kg*. Der Verbrauch auf der Insel selbst kann mit 30 000 *mt* veranschlagt werden [2]), so dass die Production an festem Zucker auf Cuba 6 000 000 Metercentner beträgt, wozu noch 150 000 Meter-

---

[1]) Ausland 1870, Nr. 2.

[2]) C. v. Scherzer, »*Das wirtschaftliche Leben der Völker.*«

centner Melasse kommen. Indessen steht eine Abnahme der Zuckerproduction in Aussicht, da viele Pflanzer wegen des stets ungünstiger werdenden Marktwertes des Zuckers die Cultur aufzugeben beabsichtigen sollen. Gegenwärtig wird das zum Zuckerrohrbau verwendete Grundareal noch auf 272 000 bis 340 000 *ha* geschätzt. Der weitaus größte Theil des cubanischen Zuckers geht nach den Vereinigten Staaten, die Melasse hat dort fast ausschließlich ihr Absatzgebiet und wird größtentheils zur Gewinnung von Spirituosen verwendet.

Auf den cubanischen Ingenios (Zuckerplantagen) wird vielfach noch nach altem Systeme gearbeitet. Der Zuckersaft wird zunächst behufs der Läuterung mit Kalk angesetzt und gekocht. Nachdem dann die unsauberen Bestandtheile abgeschäumt worden sind, wird er über offenen Feuern zu einer dickflüssigen Melasse eingedämpft und die Masse zur Krystallisation in durchlöcherte Fässer gebracht. Der so erzeugte „*Muscobado*“-Zucker wird zum Theile wieder in trichterartige, nach unten geöffnete Formen gebracht, die man mit feuchtem Thon bedeckt. Der in diesen Trichtern bleibende Zucker heißt „*purgado*“ und die abgetropfte Masse „*miel di purga*“ (Melasse). In etwa 250 der Ingenios wird indessen bereits mit Hilfe moderner Maschinen sogenannter „Centrifugal-“ Zucker erzeugt, und in der Provinz Puerto Principe besteht eine Central-Zuckerfabrik.

Nächst dem Zucker steht an Bedeutung unter den Landesproducten Cubas der Tabak. Hier ist es nicht die Menge des Erzeugnisses, welche den Ausschlag gibt, sondern dessen vorzügliche Qualität, welche der Tabakernte der Insel, selbst bei hohen Preisen, stets den Absatz sichert. Vollkommen zuverlässige Angaben über die Gesammtproduction zu machen ist unmöglich, da jegliche genauere Statistik fehlt und auch die amtlichen Ausfuhrsausweise über Cigarren und Rohtabake nicht genügende Anhaltspunkte geben. Doch kann nach den erlangbaren besten Daten die Gesammt-Tabakproduction Cubas auf jährlich 12 Millionen *kg* — d. i. etwa der fünfte Theil der gleichartigen Production in der österreichisch-ungarischen Monarchie — angegeben werden. In Westindien werden noch auf Hayti vier Millionen, auf Portorico 2 750 000, auf allen übrigen Inseln zusammen etwa eine halbe Million Kilogramm producirt. Die feineren Sorten des westindischen Erzeugnisses gehen aber zu großem Theile zur Verarbeitung nach Cuba, wo 65 stabil etablirte Fabriken sich mit der Erzeugung von Cigarren beschäftigen. Diese Zahl der Fabriken vermehrt sich bei besonders guten Ernten schnell um eine ansehnliche Zahl. Die socialen Störungen durch den letzten Aufstand haben die Cigarrenfabrication, namentlich durch Vertheuerung der Arbeitslöhne, sehr beeinträchtigt, und der Export der letzten Jahre zeigte namhafte Rückgänge. Die normalen Arbeitslöhne der Cigarrenfabrication sollen betragen: 11—16 $ für das Tausend gewöhnlicher Größe, von welchen ein Arbeiter an 150 Stück täglich zustande bringt; 20—40 $ für das Tausend größeren Formates, von welchen nicht wohl über 100 Stück täglich von einer Person erzeugt werden können. Diese Löhne erfahren aber zu Zeiten namhafte Steigerungen; so z. B. erwähnt Scherzer, dass die Arbeitslöhne für Cigarrenarbeiter vor nicht langer Zeit noch gegen 100 fl. unseren Geldes für 1000 Stück betrugen bei einer mittleren Arbeitsleistung von 200—250 Stück per Tag und Arbeiter.

Der Verbrauch von Tabak und Cigarren ist auf Cuba selbst ein enormer, da Männer und Frauen aller Gesellschaftsclassen, Alt und Jung, unaufhörlich rauchen; gleichwohl kommen etwa zwei Drittel des erzeugten Tabaks zur

Ausfuhr, wie aus den folgenden, nur auf den Hauptausfuhrshafen Havana bezugnehmenden Daten geschlossen werden darf.

Es wurden von diesem Hafen exportirt:

	Tabakblätter	Cigarren
Im Jahre 1878[1]):	7 100 000 *kg*	176 000 000
„ „ 1879[1]):	6 100 000 „	112 000 000
„ „ 1880[1]):	6 050 000 „	129 000 000
„ „ 1883[2]):	4 777 550 „	96 757 000
„ „ 1884[2]):	5 757 400 „	98 093 000

Wie schon erwähnt, fehlt eine genaue Statistik über Erzeugung, Verbrauch und Export der weltberühmten Havana-Cigarren, welche vorzüglich aus den Tabakernten der Bezirke Vuelta Abajo und Partidos gewonnen werden, während die übrigen Cuba-Tabake: Jara-Cuba, Gibara, Manicaragua, wenig in den auswärtigen Handel kommen; eine künftige genaue Statistik des Tabak- und Cigarrenhandels auf Cuba wird aber eine eigene Rubrik den großen Mengen von Cigarren eröffnen müssen, welche alljährlich nach Cuba importirt werden, um dort appretirt, in die bekannten Kistchen von duftigem Cedernholze verpackt und endlich mit Originalmarke versehen, wieder als echte Havana reexportirt zu werden. „Dass nicht alle importirten Havana-Cigarren wirklich westindisches Fabricat sind“, sagt Dr. C. v. Scherzer, „ist bekannt; die von fachkundiger Seite ausgesprochene Vermuthung, kaum die Hälfte der in den Handel gebrachten Havanas sei aus dem aromatischen Blatte der „*Vuelta de Abajo*“ oder aus einem Cubablatte überhaupt gefertigt, gewinnt auch durch die Thatsache an Wahrscheinlichkeit, dass beträchtliche Quantitäten aus centralamerikanischen Pflanzungen in den Havana-Fabriken zur Verarbeitung gelangen.“

Wenn man die Calamitäten in Betracht zieht, welchen der Zuckermarkt seit einer Reihe von Jahren unterworfen ist, ohne dass bei stets steigender Production und begrenztem Consum dieses Artikels Hoffnung auf baldige Besserung vorhanden wäre, so wird man sofort ermessen können, welche große Bedeutung für Cubas Zukunft der weiteren Entwicklung des Tabakbaues zugesprochen werden muss.

Die natürlichen Verhältnisse der Insel sind für eine solche weitere Entwicklung sehr günstig. Für die vielen verschiedenen, auf Cuba jetzt schon seit langer Zeit gänzlich heimisch gewordenen Arten der Tabakpflanze eignet sich ein sandiger Lehmboden am besten, welchem ein gewisser Grad von Feuchtigkeit nicht fehlen darf. Solchen Boden besitzt Cuba in großer Ausdehnung in den sogenannten Vegas, den Uferabhängen der zahlreichen Flüsse und Bäche des Hügellandes im westlichen Theile der Insel. Wie schon früher erwähnt wurde, ist die „*Vuelta de Abajo*“, ein von mehreren Flüssen durchzogener, mehrere Quadratmeilen großer Landstrich, der berühmteste Tabakdistrict Cubas; als andere Productionsgebiete, die jedoch hinsichtlich der Qualität ihrer Erzeugnisse hinter der „*Vuelta de Abajo*“ zurückstehen, sind die „*Vuelta arriba*“ östlich von Havana, die Ufer des Mayari-Flusses in der Provinz Santiago de Cuba, die Umgebung von Villa Clara und noch viele zerstreut liegende Landstriche zu nennen.

---

[1]) Nach Scherzer.
[2]) Nach dem „*Diplom. statist. Jahrbuch.*“

Der stetig steigende Consum des Tabaks, und zwar gerade der besseren Sorten dieses Artikels, welcher von den Statistiken aller Länder constatirt wird, sichert einer vermehrten Production von Tabak auf sehr lange Zeit hinaus einen stets sicheren, gewinnbringenden Absatz. Außer dem directen Handelsgewinne verspricht aber die Zunahme des Tabakbaues auf Cuba noch andere Vortheile für die Insel. Der Tabak eignet sich nämlich nicht zum Anbau im großen; die Pflanze erfordert intelligente Arbeit und Pflege, eine intensive Bewirtschaftung des Bodens, und ihr Anbau ist demnach zur Beschäftigung für kleine Grundbesitzer und Pächter empfehlenswert, welche von ihrer eigenen Arbeit reichlichen Gewinn erzielen wollen. Während die extensive Cultur des Zuckerrohres von dem lediglich mit seiner Muskelkraft arbeitenden Neger ganz gut besorgt werden kann, muss der Tabakpflanzer eine gewisse Summe intellectueller Eigenschaften an seine Arbeit wenden; dazu kömmt, dass die eigentliche manuelle Feldarbeit beim Tabakbau eine wenig mühsame ist, so dass dieser Culturzweig sich ganz vorzugsweise für den Weißen oder Einwanderer eignet. In der That hat sich auch auf Cuba der Zustand herausgebildet, dass der Tabak auf kleinen Anwesen gezogen wird, welche von ihren Eigenthümern selbst bearbeitet werden, die es verstehen, dem zur Reife gelangenden Kraute die sorgfältige Behandlung und Pflege zuzuwenden, von welcher die Qualität des endlichen Erzeugnisses zum großen Theile abhängig ist. Es treten also beim Tabakbau nahezu entgegengesetzte Verhältnisse wie beim Zuckerrohrbau auf, wo der Besitzer großer Grundflächen über viele, wenn auch primitive Arbeitskräfte verfügen muss, um bestehen zu können. Während der Zuckerpflanzer — in traditioneller Weise — als großer Herr in der Stadt oder gar in Europa glaubt leben zu dürfen, die Beaufsichtigung der Arbeit Verwaltern überlassend, muss der Tabakbauer selbst bei der Hand sein und der Entwicklung seines Productes mit wachsamem Auge und thätiger Hand folgen. Allerdings ist auch das Resultat seiner Bemühungen noch von den Witterungsverhältnissen abhängig; aber er kann in günstigen Jahren auf vorzügliche Ernte-Ergebnisse mit Sicherheit rechnen, und es wird behauptet, dass eine mit Tabak gut bewirtschaftete Caballeria Landes [1]), deren Wert etwa 1000 $ beträgt, in einzelnen Jahren das Dreifache ihres Wertes eintragen kann.

Die weitere Entwicklung des Tabakbaues auf Cuba kann es demnach zustande bringen, auf dieser Insel an Stelle des nahezu verschwundenen und vielfach verarmten Großbesitzes an Grund und Sclaven einen zahlreichen, kräftigen und wohlhabenden Stand von unabhängigen Kleingrundbesitzern zu schaffen.

Von ganz besonderem Vortheile ist ferners noch der beachtenswerte Umstand, dass die industrielle Verwerthung des cubanischen Tabaks, die Cigarren- und

[1]) Die »Caballeria« ist die agrarische Maßeinheit, welche von Alters her auf Cuba üblich ist, und hat eine Größe von 13,4 Hektaren. Merkwürdig ist, dass den Ländereien, welche den Ansiedlern auf Cuba zugewiesen wurden, von Alters her die Kreisform, oder da diese im Terrain nicht praktisch verwirklicht werden konnte, die Form eines regelmäßigen Vieleckes von 64 Seiten zugrunde gelegt wurde. Mit der Zeit entwickelte sich hieraus, wegen der vielen zwischen den Kreisen verbleibenden Strecken, große Unsicherheit in den Verhältnissen des Bodenbesitzes, und hundertjährige Processe in Grundstreitigkeiten waren bis in die neueste Zeit keine Seltenheit. Als die Regierung in den 40er Jahren Ordnung in die Katastralangelegenheiten bringen wollte, um eine Einnahmsquelle aus der Vergebung von Ländereien zu schaffen, musste der mit dieser Aufgabe betraute Beamte nach gewonnenem Einblicke schließlich den Antrag stellen »jede Nachforschung nach den Eigenthumsrechten der einzelnen Besitzer zu unterlassen, um weiterer Verwirrung vorzubeugen«.

Cigarrettenfabrication, bisher noch ausschließlich Handarbeit ist, und der Tabakbau demnach die glücklichste Vereinigung agricultureller und hausindustrieller Thätigkeit zulässt. Der Tabakbauer ist imstande das Roherzeugnis seines Bodens, neben welchem er im selben Jahre auch noch Gemüse und Nährfrüchte ernten kann, als fertige wertvolle Havana-Cigarren auf den Markt zu bringen. Die Cigarrenfabrication ist eben auf Cuba im weitesten Sinne Hausindustrie und beschäftigt auch gegenwärtig hauptsächlich jene Classen der Bevölkerung, welche wie Ackerbautreibende, Dienstboten u. s. w. nicht unausgesetzt und zu jeder Jahreszeit gleichmäßig beschäftigt sind. Unter den etwa 600 Fabriken, die man zu Zeiten auf der Insel zählen mag, befinden sich nur sehr wenige, welche in dem Sinne die Bezeichnung Fabrik verdienen, dass sie ein ständiges Arbeiterpersonale halten würden; der überwiegend größte Theil lässt außer dem Hause arbeiten und beschäftigt sich nur mit der Verpackung, Etikettirung und dem Vertriebe. Die bedeutenderen unter den eigentlichen Fabriken sind allerdings zu weltbekannten Namen gelangt und erfreuen sich eines wohlbegründeten Rufes großer Reellität.

Zur Herstellung der Cigarren wird vor allem der Tabak getrocknet, mit verschiedenartig zugerichteten Beizen behandelt und endlich gewickelt. Je nach der Qualität des Blattes ist die Sorgfalt eine verschiedene, welche auf die eigentliche einfache Manipulation des Cigarrendrehens, verwendet wird. Aber selbst von den geringeren Sorten der auf Cuba erzeugten Cigarren kann man sagen, dass sie in einer Weise sorgfältig gearbeitet, zweckmäßig und gefällig verpackt sind, welche als mustergiltig angesehen werden darf.

Die Cigaretten, welche auf Cuba und in ganz Mittel- und Südamerika in unglaublichen Quantitäten consumirt werden, werden zumeist aus den von der Cigarrenfabrication herrührenden Abfällen erzeugt. Das Cigarrettenpapier ist demzufolge ein erheblicher Importartikel auf Cuba, da auf der Insel selbst gar kein solches fabricirt wird. Noch mehr als von den Cigarren gilt es von den Cigarretten, dass der weitaus größte Theil derselben ein Product der Hausindustrie ist. Die Verfertigung von Cigarretten erfordert weit weniger Übung und Geschicklichkeit als jene von Cigarren, und wird daher in den weitesten Kreisen als lohnende Nebenbeschäftigung getrieben. Die fertigen Cigarretten werden dann an die sogenannten Fabriken abgeliefert, welche sie in mit ihrer Fabrikmarke versehenen Päckchen in den Handel bringen.

Die Verbreitung der Cigarretteninductrie ist dem gewaltigen Verbrauche entsprechend eine ganz allgemeine; überall kann man an den Fenstern und Thüren Personen sitzen sehen, welche sich in den Mußestunden die ihre Hauptbeschäftigung ihnen frei lässt, dem Cigarrettendrehen widmen. Havana besitzt übrigens auch zwei große Cigarrettenfabriken »La Honradez« und »La Legitimidad«, welche ein großes Arbeitspersonal beschäftigen, und wo amerikanische Dampfmaschinen die Wickelung des aufgeschütteten Tabaks besorgen, so dass nur die Verpackung der Cigarretten für die Handarbeit übrig bleibt. Mit solchen Fabriken ist auch eine eigene Druckerei und eine umfangreiche Buchbindereiwerkstätte verbunden, wo die Ausschmückung und Anfertigung der Verpackung geschieht.

Während auf den spanischen Philippinen Tabakhandel und Cigarrenfabrication erst im Jahre 1882 aufhörten Staatsmonopol zu sein, sind Cultur und Verwertung des Tabaks auf Cuba seit dem Jahre 1817 völlig frei; unter der Regierung Philipp V. wurden die ersten Versuche gemacht, die Tabak-

industrie zum Staatsmonopol zu machen, doch führte dies zu einem Aufstande, welcher eine Einschränkung des Monopols zur Folge hatte. Im Jahre 1793 aber wurde das staatliche Tabakmonopol in vollem Umfange auf Cuba erneuert und bis zum Jahre 1817 strenge gehandhabt. Seither ist die Ausfuhr von Rohtabak und Cigarren einfach nur mit Zöllen belegt, welche angesichts des hohen Marktwertes dieser Producte mäßig genannt werden können. Ein Quintal (50 *kg*) Tabak zahlt 4,83 $, tausend Cigarren 2,25 $ Ausfuhrszoll (1 $ = = 5 Frcs. Gold).

Die Ausfuhrs- und Einfuhrszölle bilden die Grundlage der ordentlichen Einnahmen Cubas.

Von den schon früher erwähnten außerordentlichen Ausgaben für die Kosten des letzten Aufstandes abgesehen, geben die folgenden Zahlen das Bild des Budgets von Cuba für das Jahr 1885/86.

Einnahmen:		Ausgaben:	
Directe und indirecte Steuern	39 699 925 Frcs.	Allgemeine Staatsausgaben	71 083 750 Frcs.
Zölle	65 525 000 „	Justiz	4 411 295 „
Monopole	10 595 500 „	Krieg	39 743 295 „
Lotterie	13 315 625 „	Marine	9 851 650 „
Domänen	1 537 000 „	Inneres	20 272 205 „
Gelegentliche Einnahmen	23 277 500 „	Finanzen	6 710 285 „
		Öffentliche Arbeiten	3 675 785 „
	153 950 550 Frcs.		155 448 265 Frcs.

Diese Ziffern zeigen die Bedeutung, welche den Zöllen für die Finanzen Cubas zukömmt; als ein Zeichen abnehmender Prosperität kann die Abnahme der Zolleinnahmen angesehen werden.

Im Jahre 1882/83 ergaben

die Einfuhrszölle	56 707 590 Frcs.
die Ausfuhrszölle	26 529 650 „
Zusammen	83 237 240 Frcs.

Im Budget des Jahres 1879, welches noch eine Totaleinnahme von über 300 Millionen Frcs. und dabei einen Überschuss dieser Einnahmen über die Verwaltungsausgaben von 15 Milionen Frcs. aufweist, sind die Zölle mit rund 113 Millionen Frcs. eingestellt.

So bedeutende Rückgänge in einer Zeitfrist von kaum sieben Jahren lassen erkennen, dass Cuba unter den Nachwehen des letzten Aufstandes und mehrjährigen Kriegszustandes sehr schwer leidet und gegenwärtig sich in einer Periode wirtschaftlichen Niederganges befindet.

Doch braucht dieser Niedergang kein unaufhaltsamer zu sein, wenn die Bedingungen für eine durchgreifende Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände rechtzeitig ergründet und die entsprechenden volkswirtschaftlichen Maßregeln ergriffen werden. An die Stelle der Sclaven werden in wenigen Jahren freie Menschen mit veränderten Lebensbedingungen treten; aber zugleich will es ein Geschick, welches für Cuba sehr günstig gestaltet werden kann, dass „der König der Insel“, der Zucker, der die Sclavenarbeit zur Lebensbedingung hatte, eben seine Herrschaft einbüßt; für den kleinen Grundbesitz aber, welcher auch auf Cuba (ähnlich wie in Jamaica und Portorico) entstehen wird, eignet

sich ein anderes Landesproduct ganz vorzüglich, nämlich der Tabak. Von der bevorstehenden Zersplitterung des Bodenbesitzes kann also Cuba Nutzen statt Schaden haben, wenn der weiteren Verbreitung der Tabakcultur, der hausindustriellen Verwertung des Tabaks, dem Handel mit Tabak und Cigarren und zugleich der europäischen Einwanderung entsprechender Vorschub geleistet wird. Cuba kann durch den Tabakbau zu einer neuen Blüte gelangen; an die Stelle weniger aber kolossal reicher Zuckerpflanzer der Vergangenheit, können sehr viele wohlhabende Kleingrundbesitzer, Viehzüchter und ganz besonders Tabakbauer treten. Eine Überproduction an Tabak mit den gleichen mercantilen Folgen, wie etwa die Überproduction an Zucker sie hervorgebracht hat (die Rohrzuckererzeugung auf der ganzen Erde ist von 1850—1875 um 222%, die Rübenzuckerproduction im selben Zeitraume um 1407% gestiegen), ist schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil die Qualität des cubanischen Productes — wenigstens gewiss auf sehr lange Zeit hinaus — demselben unbedingt den Rang vor allen anderen Producten der Erde sichert. —

Havana, oder vollständiger: San Cristobal de la Havana, ist die Hauptstadt von Cuba und zugleich einer der wichtigsten Handelsplätze der neuen Welt. Die Stadt bietet, namentlich von dem geräumigen und belebten Hafen aus gesehen, einen malerischen Anblick. Die im Jahre 1702 beendigten Umwallungen der alten Stadt sind zwar seit 1863 nahezu gänzlich demolirt worden, doch hat es sich bis heutigen Tages im Sprachgebrauche erhalten, von der inneren und äußeren Stadt zu sprechen — *ciudad inter-* und *extermurales*. Während die erstere, gegen den Hafen zu gelegene alte Stadt aus den engsten, einen Wagenverkehr eben noch ermöglichenden Gassen und Gässchen besteht, sind die äußeren, neu angelegten Stadttheile nach einem einheitlichen Plane erbaut und weisen vielfach schöne, breite Boulevards mit schattigen Gehwegen auf. Die meisten Häuser sind aus Stein erbaut und haben die im südlichen Spanien üblichen flachen Dächer; seit dem Jahre 1772 ist die Erbauung von hölzernen Häusern im Stadtgebiete nicht mehr gestattet worden und trifft man solche demnach außer in den entlegeneren Vororten nur mehr selten an.

Dem nationalen Geschmacke entsprechend, ist zur Verzierung der Bauten weißer Marmor vielfach in reichem Maße in Anwendung; es ist bemerkenswert, dass dieses Baumaterial durchaus von Genua importirt wurde, obwohl die auf Cuba existirenden Steinbrüche wohl imstande gewesen wären, dasselbe zu liefern. Mangel an Arbeitskräften sowie der mangelhafte Zustand der Communicationen auf der Insel, mögen diesen sonderbaren Umstand theilweise erklären.

Außerordentlich zahlreich sind die in Havana existirenden Cafés, Restaurationen und Clubs, welche sich des lebhaftesten Zuspruches erfreuen; die Geselligkeit, welche sich in diesen Räumen entfaltet und bis tief in die Nacht hinein andauert, tritt an die Stelle des europäischen, hier sehr in den Hintergrund gerückten häuslichen Familienlebens.

Die Handhabung der Straßenpolizei lässt in Havana viel zu wünschen übrig. Sowohl über als unter der Erde werden die nöthigen Reinigungsarbeiten nur sehr mangelhaft durchgeführt, und die Folgen davon machen sich unter anderem in einer fortschreitenden Verschlammung des Hafens fühlbar. Raubanfälle sind selbst in den belebtesten Straßen keine Seltenheit; bezeichnend ist, dass von den Beraubten eine Anzeige nie erstattet wird, da sie nur weitere unangenehme Folgen nach sich ziehen würde.

Der Verkehr in den Straßen ist ein äußerst lebhafter, jedoch nicht sehr geregelt. Victorias (von welchen über 6000 vorhanden sein sollen) und andere

landesübliche Fuhrwerke in großer Zahl fahren in schärfstem Tempo nach allen Richtungen und kreuzen die zahlreichen, nach amerikanischem System betriebenen Tramways und Localeisenbahnen. Das großstädtische Bild, welches durch solch lebhaftes Treiben hervorgerufen wird, erleidet aber bei Tage eine starke Beeinträchtigung durch die überall herrschende Unreinlichkeit; bei Nacht imponirt die vorzügliche Beleuchtung einzelner Straßen und Plätze; die sämmtlichen Kaufläden bleiben bis spät in die Nacht geöffnet und glänzend erleuchtet, trotzdem dass der auch zu dieser Zeit noch sehr rege Straßenverkehr nur dem Vergnügen und der Erholung und keineswegs dem Geschäfte gilt.

Stadt und Hafen von Havana sind befestigt. Die hauptsächlichsten Vertheidigungswerke sind das Castillo della Punta an der Westseite der Hafeneinfahrt, Castillo del Morro und San Carlo de la Cabaña an dem der Stadt gegenüberliegenden Ostufer der Hafenmündung; Santo Domingo de Antares, in der südwestlichen Ecke des Hafenbassins erbaut und durch seine hohe Lage sowohl den Hafen als die Stadt beherrschend; endlich Castillo del Principe, westlich der Stadt, das große, auch als Spazierweg beliebte Marsfeld — Paseo Militar — abschließend. El Morro wurde im Jahre 1589 erbaut, doch seither bedeutend erweitert; aus derselben Zeit stammt das viel kleinere La Punta. San Domingo de Atares ward unter dem Gouverneur Grafen de Riela im Jahre 1763 erbaut. Cabaña stammt aus neuerer Zeit, bietet Unterkunft für 4000 Mann und ist landwärts durch drei Bastionen abgeschlossen. Östlich von Cabaña liegt noch ein kleineres Fort — Nr. 4 oder San Diego benannt — auf einem etwa 100′ hohen Hügel.

Von den zahlreichen Kirchen ist die bemerkenswerteste die im Jahre 1724 von den Jesuiten erbaute Kathedrale. Das Äußere dieses Bauwerkes ist schmucklos, doch ist dessen Inneres reich mit Marmor und Fresken verziert. An der Kanzel befindet sich ein unansehnliches Medaillon und neben dem Altare eine Inschrift, welche bezeugen, dass hier die irdischen Reste Christoph Columbus' im Jahre 1796 beigesetzt wurden. Sowohl Medaillon als Inschrift entsprechen kaum den Erwartungen, welche der Reisende beim Besuche der Grabstätte eines der größten Männer aller Zeiten zu hegen berechtigt ist [1]).

Von den übrigen Kirchen verdienen Erwähnung: San Juan de Dios (1573), Santa Catalina (1658), San Agostino (1608), endlich San Felipe, mit welcher Kirche eine bedeutende Bibliothek verbunden ist. Begreiflicherweise fehlt es weder an Mönchs- noch an Nonnenklöstern, doch kann dasselbe auch von den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten gesagt werden. Es bestehen z. B. sieben öffentliche Krankenhäuser; das bedeutendste ist die 1790 gegründete Real Casa de Beneficencia, mit welcher ein Waisenhaus, ein Asyl für Arbeitslose und eine Irrenanstalt verbunden sind.

---

[1]) Das Grab des Entdeckers Amerikas befand sich seit dem Jahre 1536 auf dem Boden der neuen Welt, und zwar in Hispaniola (San Domingo), wohin die Leiche Columbus' gebracht wurde, nachdem sie zuerst in Valladolid beigesetzt und bald darauf in die Gruft des Karthäuser-Klosters von Las Cuevas in Sevilla überführt worden war. Die Abtretung San Domingos an Frankreich war die Veranlassung, Columbus' Gebeine nach Havana zu bringen.

Die erwähnte Inschrift, welche von Keith Johnston in der Encyclopädia Brittanica recht abfällig beurtheilt wird („a second rate medallion and a sorrier inscription“), lautet:

Von höheren Unterrichtsanstalten sind die Universität[1]), ein theologisches Seminar, eine technische Anstalt, eine Agrarschule, endlich eine Militär- und eine Kunstschule nennenswert.

Unter den bedeutenderen öffentlichen Gebäuden wären zu bemerken: die Paläste des Gouverneurs und des Bischofs auf der Plaza de las Armas; ein weitläufiges Gefängnis, für 500 Sträflinge Raum bietend, in Verbindung mit einer Kaserne für ein ganzes Regiment; die Börse (*El Muelle*), das Zollamtsgebäude (ehemals Kirche San Francisco) und das Artillerie-Arsenal. Von den Theatern — welche der Concurrenz der Stierkampf-Arena und Hahnenkämpfe standhalten müssen — ist das größte im Jahre 1838 erbaut worden und bietet Raum für 3000 Zuseher.

D. O. M.
claris. heros. Ligustin.
Christophorus Columbus
a se rei nautic. scient. insign.
nov. orb. detect.
atque castell. et legion. regib. subject.
Vallisol. occub.
XIII. Kal. Jun. a. MDVI
Cartusianor Hispa. cadav. cust. tradidit
transfer. nam. ipse proscrips.
in Hispaniolae metrop. ecclesi.
Hinc pace sancit. Galliae reipub. cess.
(in hanc V Mar. concept. Imm. Cath.
ossa transl.)
maxima omn. ord. frequent. sepult.
XIV Kal. Febr. a MDCCVCVI mand.
Hav. civit
tant. vir. meritor. in se non immem
Praetios. exuv. in optat. diem tuetur
hocc. Monum. erex.
Praesul M. D. D. Philipo Joseph
Tres Palacios
civic ac milit. rei gen. Praef.
D. D. Ludovico de Las Casas.

Der ausgezeichnete Ligurische Held
Christoph Columbus,
welcher durch seine hervorragenden Kenntnisse eine neue Welt entdeckte, Schlösser, Legionen und Könige unterworfen hat, starb zu Valladolid
am 20. Mai 1506.
Der Obhut spanischer Karthäuser gab er seinen Leichnam, denn er bestimmte selbst dass derselbe in die Metropolitankirche von Hispaniola übertragen werde. Von hier kam er nach dem Friedensschluss an die französische Republik. In diese Kathedralkirche zur unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Mariae, sind die Gebeine übertragen und unter Betheiligung aller Stände begraben worden, am 19. Jänner 1796, im Auftrage der Stadt Havana, welche der großen Verdienste des Mannes um sie wohl eingedenk war. Die kostbare Hülle schütze für den erwünschten Tag dieses Denkmal. Errichtet hat es der Vorsteher M. D. D. Phillip Joseph Tres Palacios; er weiht es dem Generalpräfecten des bürgerlichen und Kriegswesens
Ludwig de Las Casas.

Wie anmuthig sind gegen diese wenig gehaltvolle Inschrift die einfachen Verse welche sich in der Nähe dieses Epitaphs unter einer Tafel befinden, die in rohen Umrissen Columbus Bild aufweist:

O restos e imagen del gran Colon!
Mil siglos durad, guardados en la urna
Y en la remenbranza de nuestra nacion!
(O ihr Reste und Bildnis des großen Colon!
Durch Tausend Jahrhunderte bleibet bewahrt in der Urne
Und in der Erinnerung uns'rer Nation!)

[1]) Das Schulwesen auf Cuba wurde durch ein Gesetz vom 7. December 1880 neu geordnet. Dieses Gesetz macht alle Kinder vom sechsten bis zum neunten Jahre schulpflichtig. Nach zweijähriger Wirksamkeit des Gesetzes waren 34 813 schulbesuchende Kinder in den verschiedenen öffentlichen und privaten Primärschulen eingeschrieben. Der »Secundär«-Unterricht (unserem Mittelschulunterrichte vergleichbar) zerfällt in zwei Gruppen: 1. in die allgemeinen Studien, und 2. in jene für Anwendung auf Industrie, Gewerbe und Handel. Die Universität hat fünf Facultäten: 1. für Philosophie und schöne Wissenschaften, 2. für Naturwissenschaften, 3. für Medecin, 4. für Rechtslehre, in zwei Abtheilungen gegliedert, und zwar *a*) für canonisches und Civilrecht, *b*) für Verwaltung und Notariat, endlich 5. für Pharmaceutik. Nebencurse bestehen für Hebammen, Wund- und Zahnärzte. An der Universität wirken 70 ordentliche Professoren und 21 Hilfslehrer. Die Zahl der ordentlichen Hörer beträgt über 1200.

Von besonderer Schönheit sind die öffentlichen Gärten und Spazierwege Havanas, welchen die volle Pracht der tropischen Vegetation zugute kömmt. Die vorzüglichsten sind: die Plaza de las Armas mit einer Statue Ferdinand VII.; der Prado oder Paseo Isabel, ein mächtiger, im vorigen Jahrhunderte angelegter Boulevard; der Paseo Tacon, an welchem das früher erwähnte Theater liegt; das Marsfeld, der botanische Garten, endlich die Gärten von Los Molinos, in welchen die Villegiatur des Gouverneurs gelegen ist. Die Palmenalleen von Los Molinos bieten einen überwältigend schönen Anblick. Um den Genuss erfrischender Seebäder zu ermöglichen, ohne von den zahlreichen Haifischen gefährdet zu sein, hat man zum Auskunftsmittel gegriffen, in den Korallenriffen des Strandes Badeplätze von etwa 12′ im Gevierte und 6—8′ Tiefe künstlich auszuhöhlen, welche der Hyäne des Meeres vollständig unzugänglich sind.

Die Stadt wird mit Wasser durch einen künstlichen Aquäduct versehen. Derselbe wurde unter Philipp II. erbaut und bringt das Wasser des Flusses Chorrera in ausreichender Menge nach Havana; außerdem sind aber zahlreiche Brunnen in Thätigkeit.

Die Märkte der Stadt sind stets wohlbeschickt und bieten selbstverständlich die reichlichste Auswahl an Früchten und Gemüsen; die größten Marktplätze sind der Mercado de Cristina und der Mercado de Tacon oder Plaza de Vapor.

Mehrere unter den Ortschaften der Umgebung Havanas sind als beliebte Ausflugsziele und Villeggiaturen bemerkenswert, so namentlich Chorrera und Guanabaconda.

Der geräumige Hafen von Havana gliedert sich in drei Becken, nämlich die Marimalena oder Regla Bay, die Guasaracoa Bay und die Bay El Fondo oder Atares. Eine bequeme Einfahrt von über 300 *m* Breite verbindet den Hafen mit der See und gestaltet durch ihre zur Längenachse des Hafens beinahe rechtwinklig geneigte Lage diesen letzteren zu einem vollständig geschlossenen, welcher imstande ist an tausend Schiffe zu fassen, die, ausgenommen den Fall eines der rasenden tropischen Orkane, dort vor jedem Wetter sicher geborgen sind. Die Anlagen für den Hafenverkehr entsprechen ihrem Zwecke; ein großes Schwimmdock wird von einer privaten Gesellschaft betrieben.

S. M. Schiff Zrinyi brachte in diesem schönen und belebten Hafen 15 Tage zu. Zum erstenmale während der Campagne dieses Schiffes war dem Stabe und der Mannschaft ein Hafenaufenthalt von so langer Dauer gegönnt. Diese Zeit wurde vornehmlich zu den Vorbereitungen verwendet, welche die bevorstehende Rückreise durch die meist stürmischen höheren Breiten des Atlantischen Oceans erfordert. Die Takelage wurde in gründlichster Weise in Stand gesetzt und der von der tropischen Hitze und beinahe fortwährenden Nässe arg mitgenommene Anstrich aller Holztheile erneuert. Zugleich wurde der Mannschaft allgemeiner Landgang gewährt. Auch die Mitglieder des Schiffsstabes benützten die willkommene Erholung, welche der Aufenthalt in Havana bot. Ausflüge in die Umgebung der Stadt, Besuch der Merkwürdigkeiten dieser letzteren und der großstädtischen Vergnügungen, an welchen kein Mangel war, beschäftigten täglich jene, welche der Schiffsdienst entbehren konnte.

Nachdem sämmtliche Vorräthe completirt, der in Portorico krank zurückgelassene Matrose eingerückt, sowie ein von S. M. Schiff Donau krankheitshalber in Havana ausgeschiffter Matrose und die Effecten des am 26. December 1885 hier verstorbenen Commandanten der genannten Corvette, Fregattencapitän

Hermann Czeicke, an Bord genommen worden waren, verließ Zrinyi am 10. Februar morgens den Hafen von Havana.

Dem Reiseprogramme gemäß sollte vor der Rückkehr nach Europa noch der Hafen Nassau auf der Insel New Providence in der Bahama-Gruppe besucht werden.

Beim Verlassen des Hafens fand die Corvette Windstille; man dampfte demnach gegen Elbow Cay, bis sich das Schiff in den ersten Nachmittagsstunden im Bereiche des Golfstromes befand.

Am 11. morgens wurden bei leichter östlicher Brise Segel gesetzt und scharf am Winde nordwärts gesteuert; aber schon kurze Zeit darauf lullte die Brise vollkommen ein und die Corvette, die sich gerade im intensivsten Theile des Golfstromes befand, trieb mit einer Geschwindigkeit von 3—4 Knoten in der Florida-Straße nordwärts. Nach Passirung des Leuchtfeuers von Gun Cay sank die Stromstärke auf zwei Knoten. — Am 12. morgens in etwa 15 Seemeilen Entfernung von Great Isaac Cay, dem NW-Ende der Bahama-Bank, musste, da noch stets Stille herrschte, um ein Versetzen über den Providence-NW-Channel hinaus zu vermeiden, die Maschine in Bewegung gesetzt werden, mit deren Hilfe die Corvette um 1^h p. m. desselben Tages in den vorgenannten Canal einlief. Hier fand sich zuerst südliche, dann gegen West raumende Brise vor, die, nachdem Great Stirrup Cay am 13. morgens passirt worden war, noch weiter nach NW gieng und das Schiff um die östlich der Berry Islands gelagerten Bänke herum, vor die Einfahrt von Nassau-Harbour brachte. Um $4^3/_4{}^h$ p. m. wurde das Schiff in 28 *m* Wasser außerhalb Hog Island vor Anker gelegt und hatte somit den letzten von ihm zu besuchenden westindischen Hafen erreicht.

18. New Providence in der Bahama-Gruppe.

(Hiezu Anhang *Q*.)

Das Gebiet der Bahamas oder Lucayen, in welchem die interessante westindische Rundreise S. M. Schiffes Zrinyi ihr Ende nahm, kann mit Recht als eines der wunderbarsten Gebilde des tropischen Amerika bezeichnet werden.

Auf ausgedehnten, aus großer Meerestiefe steil aufsteigenden Bänken ruhend, reihen sich von der Halbinsel Florida bis zur Nordküste Haytis 29 Inseln, 661 Eilande und 2387 Felsen und Riffe in beinahe ununterbrochener Folge aneinander. Die südöstlichen Ausläufer dieses Archipels, Caicos- und Turk-Inseln genannt, sind dünner gesäet, und man kann sich die Hochgründe, auf welchen die einzelnen Inselgruppen dort lagern, als Spitzen und Kuppen der oceanischen Bodenformation denken; der nordwestliche Theil aber oder die auch im engeren Sinne den Namen Bahamas führende Gruppe bedeckt ausgedehnte unterseeische Hochplateaux und stellt sich als eine unentwirrbarre Schiffahrtsbarre dar, welche nur einen einzigen, quer von Westen nach Osten verlaufenden Schiffahrtscanal — den *Providence Channel* — aufweist, durch welchen die beiden größten der erwähnten Plateaux, die große und die kleine Bahama-Bank, von einander geschieden werden.

Alle diese zahllosen Inseln, Inselchen, Eilande, Felsen und Riffe weisen den gleichen Charakter auf: zu Kalkstein verhärteter Korallen- und Muschelkalk, zellig, durchlöchert, sichtlich vom Wasser zerarbeitet; nirgends eine Spur von primären oder vulcanischen Gebilden. An der Oberfläche ist dieser Kalkstein hart wie Feuerstein; doch gegen die Tiefe hin nimmt er an Weichheit zu, ist in alle Formen sägbar und bildet ein treffliches Baumaterial, welches sich an der Luft nach und nach verhärtet. — Auf den größeren Inseln decken Mergel und Thonerde den Felsen; eine reiche, fruchtbare Humusschicht ist überall vorhanden. Die Form des Bodens ist eine niedrig wellige; nirgends findet sich eine Erhebung über 60 *m*; der theilweise felsige Ufersaum erreicht nur an sehr wenigen Stellen eine Höhe von 10 *m*. Dieser flachen Formation des Bodens entspricht das Vorhandensein von zahlreichen und ausgedehnten Lagunen auf den Bahama-Inseln. Die Isthmen und niedrigen Landstrecken, welche sich zwischen den einzelnen Lagunen oder zwischen diesen und dem Meere erstrecken, unterliegen häufig der Überflutung bei Anstauung des Meeresspiegels durch Stürme oder selbst bei der regelmäßigen Flutbewegung. Die Insel Andros z. B.,

welche sich 90 Seemeilen lang von NNW nach SSO erstreckt, wird bei jeder Flut in drei Inseln getheilt.

Der fruchtbare Boden der Bahamas erzeugt eine reiche Flora; doch kommen die großen Nutzhölzer, wie Mahagoni, Eisenholz u. s. w., in größeren Mengen nur auf den beiden Inseln Andros und Abaco vor; aber auch da ist weder die Arbeitskraft vorhanden noch sind die Communicationen geschaffen, welche für die Ausbeutung dieses Naturreichthumes nöthig wären. Von außerordentlicher Mannigfaltigkeit sind die Früchte, Gewürze und Nährgewächse, welche auf den Bahamas in ganz besonderer Güte wachsen und deren Cultur den hauptsächlichsten Erwerbszweig der Bewohner dieser Inselgruppe ausmacht. Tamarinden, Oliven, Orangen, Limonien, Granatäpfel, Ananas, Feigen, Bananen, Melonen, Brotwurzel, Kartoffeln, Gurken, Pfeffer, Cassava, Zuckerrohr, Ingwer, Kaffee, Indigo u. s. w. kommen in vorzüglichen Gattungen und reichen Mengen auf den Bahamas vor. Auch Baumwolle findet sich, und zwar als einheimische Pflanze, deren Verarbeitung zu Geweben schon den Ureinwohnern der Bahamas geläufig gewesen sein soll.

Bemerkenswert ist die Thatsache, dass auf einer einzigen der Bahama-Inseln, Andros, sich Rinnsale mit kleinen fließenden Gewässern gebildet haben; auf allen anderen Inseln ist man einzig auf das in natürlichen Vertiefungen des Bodens oder in künstlich angelegten Cisternen angesammelte Regenwasser angewiesen. Die oft recht ansehnlichen Süßwasserteiche zeigen zum Theile die bemerkenswerte Eigenschaft, dass ihr Wasserspiegel die Flut- und Ebbebewegung mitmacht, ohne dass das Wasser brackig wäre, woraus auf eine Verbindung mit der See in beträchtlicher Tiefe geschlossen werden mag. — Viel weniger mannigfaltig als die Pflanzenwelt der Bahamas ist deren Fauna. Von Thiergattungen, welche der eingeborenen Fauna eigenthümlich gewesen sein sollen, wird ein kleines Kaninchen, die Kropfeidechse und der stumme Hund genannt. Die von Europa importirten Nutzthiere gediehen wohl recht gut, doch hat sich die Bevölkerung mehr der Cultur der Nutzpflanzen als der Viehzucht zugewendet, und gegenwärtig gehören Schlachtochsen und Hammel zu den Artikeln, welche nach den Bahamas von Cuba und aus den Vereinigten Staaten zugeführt werden. Sehr zahlreich sind die auf den Bahamas vorkommenden Vögel: Flamingos, Colibris, wilde Gänse, Tauben und Enten, Falken, Papageien u. s. w. Am allerreichsten belebt aber sind die Gewässer des Bahama-Archipels, welche der Entwicklung, Fortpflanzung und Ernährung der Fische, Krabben u. s. w. die denkbar günstigsten Bedingungen bieten. Besonders berühmt sind die Schildkröten, welche in ungeheueren Mengen vorkommen. —

Bekanntlich war es eine der in den Ocean vorgeschobenen Bahama-Inseln, welche vom großen Genuesen am 12. October 1492 gesichtet, unter feierlichen Dankgebeten betreten und San Salvador genannt worden ist. Kein beredteres Zeugnis kann aber für die Gleichartigkeit der Beschaffenheit der Bahama-Inseln gegeben werden als der Umstand, dass bis zum heutigen Tage noch nicht mit zweifelloser Sicherheit angegeben werden kann, welche der Inseln die ersten jener bleichgesichtigen Männer getragen hat, die eine neue Welt betraten und sie in Besitz nahmen; jene Entdecker, deren goldgierige Nachfolger dann von dem Boden dieser neuen Welt eine nach vielen Millionen zählende, zum Theile hochcultivirte, beinahe durchaus friedliebende Menschenrace erbarmungslos vertilgt haben. —

Es ist gewiss ein höchst anziehendes Problem, nach den Aufzeichnungen der Entdecker ihre Fahrt durch den Ocean zu construiren, welche nach der Meinung der kühnen Reisenden erst an den Küsten Ostindiens ihr Ziel finden sollte; und man sollte glauben, dass trotz der primitiven Methoden der Positionsbestimmung, über welche Columbus verfügte, doch die Beschreibung der zuerst betretenen Insel und der weiteren Fortsetzung der Reise genügende Anhaltspunkte geben müssten, um den ersten Landungsplatz mit Sicherheit feststellen zu können. Doch ist dies eben deshalb nicht der Fall, weil infolge der gleichartigen Beschaffenheit der einzelnen Bahama-Inseln die von den Entdeckern gegebenen Beschreibungen zur Unterstützung der verschiedensten Ansichten über den Landungspunkt gleich passend verwendet werden können. Die neueste und bis auf weiteres vielleicht am meisten Glauben verdienende Arbeit in dieser Streitfrage hat Capitän G. V. Fox in dem *„U. S. Coast and Geodetic Survey Report“* für 1880 veröffentlicht. Vier verschiedene Meinungen waren bisher mit großem Aufwande an Gelehrsamkeit, Fleiß und Scharfsinn verfochten worden, und zwar wurde das Guanahani oder San Salvador des Columbus mit der großen Turk-Insel identificirt durch den bisher berühmtesten Commentator der Reisen des Columbus, den spanischen Hydrographen Navarrete (1825); dann S. Kettell (1827), G. Gibbs (1846) und R. H. Major (1847); Ad. v. Varnhagen widmete zwei Arbeiten (1864 und 1869) der Führung des Beweises, Guanahani sei das jetzige Mariguana [1]; die Watlings-Insel, nicht weniger als 240 Meilen von der Turk-Insel und etwa 120 Meilen von Mariguana entfernt, fand ihre Vertreter in J. B. Munoz (1793), Capt. Becher (1856), O. Peschel (1858), und zu dieser Ansicht bekehrte sich im Jahre 1871 auch der schon früher genannte R. H. Major; dieser Gelehrte, Bibliothekar am British Museum, steht an der Spitze der Forscher über die Geschichte der

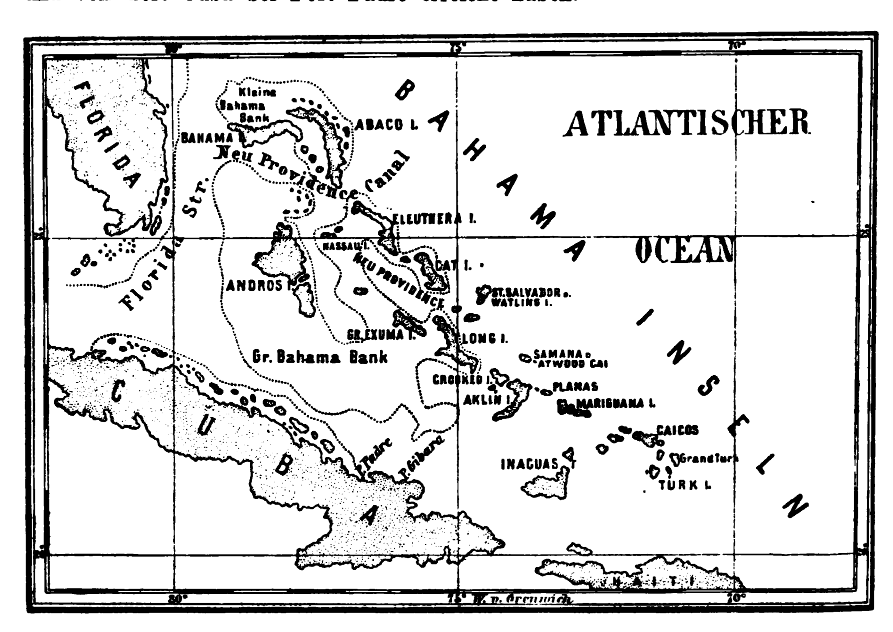
---

[1]) Ad. v. Varnhagens Arbeit scheint bisher wohl bei einzelnen Gelehrten, nicht aber in weiteren Kreisen die ihr gebürende Anerkennung gefunden zu haben. Dr. O. Delitsch nennt (1871) die Ansicht Varnhagens »die am besten begründete« (Wappäus I. 4, p. 1860) und resumirt sie wie folgt: Columbus sei von Mariguana bei den Planas vorbei nach Acklin und Crooked gelangt, und nach Umfahrung der Nordküste von Crooked nach Long Island gekommen. Mit günstigem Winde erreichte er NW segelnd die NW-Spitze dieser Insel, kehrte hier um, kam wieder nach Crooked und Fortune (der Westkante des Atolls der Crooked Islands) und erreichte von da aus den Hafen Jibara auf Cuba. Weiters sagt Dr. Delitsch: »Die Fahrt bis Long Island erscheint nach dieser Darstellung mit Columbus' Bericht vollständig übereinstimmend, im weiteren Verlaufe ergeben sich indessen auch hier einige schwer zu lösende Schwierigkeiten.«

Für uns hat aber Varnhagens Arbeit noch ein besonderes Interesse deshalb, weil es einer der Schätze der k. k. Hofbibliothek zu Wien ist, auf welchen Varnhagens Ansicht, abweichend von den Forschungsresultaten von so vielen namhaften Gelehrten, sich stützt. Varnhagens Arbeiten führen die Titel: *La verdadera Guanahani de Colon, Santiago de Chile 1864*, und: *Sull' importanza d'un manuscritto ineditto della biblioteca Imperiale di Vienna per verificare, quale fu la prima isola scoperta dal Colombo ed anche altri punti della America.* Wien, 1869.

Außer diesen beiden Arbeiten Varnhagens und der oben erwähnten neuesten Untersuchung der alten Streitfrage durch G. V. Fox, sind die wichtigsten Veröffentlichungen, welche zum eingehenden Studium dieser Sache empfohlen werden können, die folgenden: Navarete, *Viages de los Españoles*, Madrid, 1825; Washington Irving, *History of the life and voyages of Columbus*, London, 1828; Humboldt, *Examen critique de l'Histoire de la Geografie*, Paris, 1837; A. B. Becher, *The landfall of Columbus 1857* und desselben Verfassers Arbeit in dem *Journal of the Royal Geographical Society 1825.*

Geographie und glaubt durch seine Untersuchungen außer Zweifel gestellt zu haben, dass Columbus zuerst vor Watling, und zwar an der Südostpitze der Insel geankert haben müsse [1]). Die Watlings-Insel gilt auch gegenwärtig allgemein als das Guanahani der Ureinwohner oder San Salvador des Columbus; sämmtliche neueren Kartenwerke, so auch die englischen Admiralitätskarten, Chavannes Karte von Centralamerika und Westindien, Stielers und Andrees Handatlanten nennen die Watlings-Insel zugleich San Salvador, Guanahani, oder bemerken ausdrücklich, wie z. B. die englischen Admiralitätskarten: *„landfall of Columbus 1492“*. Auf älteren Kartenwerken hingegen kann man Cat Island als San Salvador bezeichnet finden; in der That hat diese Insel durch nahezu 200 Jahre diesen Namen getragen, und nebst Catesby (1731) waren e$_{\infty}$ De la Roquette (1828), Washington Irving (1828), A. v. Humboldt (1837) und ferners noch Herrera, J. Ferrer, Contre-Admiral Rossel und der gelehrte Geograph Eyries, welche die Ansprüche dieser Insel vertheidigten. — Capitän G. V. Fox nun scheint seine Untersuchungen nicht sowohl auf die Fahrt vor der Landentdeckung und die Beschreibung des entdeckten Landes zu gründen, sondern hauptsächlich auf die Richtungen und Längen der unmittelbar folgenden Fahrten des Entdeckers, und kömmt solcherart zum Schlusse, Columbus müsse auf der Insel Samana oder Atwood Cay gelandet, dann gegen Long Island und wieder zurück gegen Crooked Island gesteuert und von dort Cuba bei Port Padre erreicht haben.



Es mag dahingestellt bleiben, ob die Streitfrage über den ersten Landungsplatz des Columbus auf amerikanischem Boden je eine vollständig befriedigende, die letzten Zweifel ausschließende Lösung finden wird. Aber es ist vielleicht

[1]) *„Athenäum“*, 1870. *„Petermann“*, 1871.

statthaft, den Gedanken zu fassen, dass das Fleckchen Erde, durch welches Columbus vor dem Verderben gerettet und sein Name unsterblich gemacht wurde, als der gleichzeitige Ausgangspunkt für die greuelhaften Thaten der von höchst unedlen Motiven geleiteten Nachfolger des Entdeckers — vielleicht besser unentdeckt bliebe. Gewiss könnte das Monument, welches auf solchem Platze errichtet würde, der spätesten Nachwelt Zeugnis geben von dem, was die Überzeugungsfestigkeit, Charakterstärke und Unerschrockenheit eines einzelnen Mannes vermag; aber es müsste auch die Erinnerung an Thatsachen wecken, welche beweisen, dass der neuerer Zeit als Naturprincip erkannte Kampf ums Dasein zu um so brutalerem Missbrauche der rohen Gewalt ausartet, je größer der Civilisationsunterschied zwischen den aneinander gerathenden Menschenracen ist.

Die Ureinwohner von den Bahamas erweckten durch ihre milden Sitten, ihre Freundlichkeit und Harmlosigkeit die Bewunderung der kriegerischen Spanier. »Die Einwohner lieben ihre Mitmenschen wie sich selbt«, berichtete Columbus an König Ferdinand und Königin Isabella; »sie haben die zarteste Ausdruckweise; ein stetes freundliches Lächeln ziert ihr Antlitz; sie sind so anmuthig und zutraulich, dass ich Euere Hoheiten versichern kann, es gibt kein besseres Volk auf der Erde.« Auch die Szenerie des schönen Eilandes erweckte den Enthusiasmus der Entdecker. »Die Lieblichkeit der Insel gleicht der Schönheit der Landschaft von Cordova. Die Bäume sind mit immergrünem Laubwerk bedeckt, und stets mit Früchten oder Blüten geschmückt. Die Pflanzen, welche den Boden bedecken, bilden einen Blumenteppich. Die Brisen sind wie jene Castiliens im April. Singvögel singen in unbeschreiblich anmuthiger Weise. Ich habe das Gefühl, als könnte ich diesen bezaubernden Ort nie wieder verlassen, über den tausend beredte Zungen nicht genügend erzählen könnten; es ist mir, als ob meine Hand versagen würde, wenn ich versuchen will die gesehenen Wunder zu beschreiben«.

Columbus verspricht den Majestäten in diesem ersten so enthusiastischen Berichte, sie vom neuentdeckten Lande aus »mit all dem Golde, den Gewürzen und den Sclaven zu versehen«, die gewünscht werden sollten; aber der Entdecker denkt dabei nicht an jene grausame Art der Unterdrückung, welche bald eintreten sollte: »Weil die Einwohner so viel Freundlichkeit gegen uns bewiesen, und weil ich weiß, dass man sie durch Liebe viel leichter als durch Furcht zu Christen machen wird, gab ich einigen von ihnen färbige Mützen und etliche Schnüre von Glasperlen zu Halsschmuck, sowie andere Kleinigkeiten, worüber sie sehr erfreut waren; sie sind so gänzlich unser, dass es ein wahres Wunder ist.«

Es ist bekannt, dass die weißen Männer von den Einwohnern Guanahanis für Boten des Himmels angesehen wurden; nicht lange aber dauerte es, dass die harmlosen Insulaner den bärtigen Unterdrückern eine wesentlich andere Herkunft zuschreiben mochten.

Sechzehn Jahre nach Columbus' Landung war das Schicksal des in idyllischen Verhältnissen lebenden Volkes der Bahamas schon in trauriger Weise besiegelt. Auf Hispaniola war die vorgefundene Bevölkerung unter dem Druck der ihr auferlegten Sclaverei so rasch zusammengeschmolzen, dass man schon im Jahre 1505 zur Negereinfuhr schritt, und Gouverneur Ovando erwirkte dazu noch im Jahre 1509 die königliche Erlaubnis, die Eingeborenen der Bahamas nach Hayti zu bringen. Es heißt, dass unter den Charakterzügen dieser Eingeborenen die Anhänglichkeit an Dahingeschiedene sehr ausgesprochen war; dieses Gefühl von Pietät miss-

brauchend, versprachen die Spanier den Bewohnern der Bahamas, sie nach den himmlischen Gestaden zu führen, wo sie ihre verstorbenen Voreltern finden würden. An 40 000 Menschen wurden vom Jahre 1509 ab, durch diese Vorspiegelung gewissenlos verführt, von den Bahamas nach Hayti gebracht, wo sie elend zugrunde giengen, während die Bahamas verödeten. Diese Inseln, welche ihrer Beschaffenheit nach keine Ausbeute an Edelmetallen versprechen, blieben durch mehr als ein Jahrhundert unbewohnt und es scheint, dass sie während des ganzen Restes des sechzehnten Jahrhundertes nur mehr ein einzigesmal von Spaniern besucht wurden. Dieser eine Besuch aber hatte eine originelle Ursache; Ponce de Leon, der Eroberer von Portorico, unternahm nämlich eine abenteuerliche Kreuzung durch den Archipel, um die Insel Bimini aufzusuchen, auf welcher nach einer unter den Indianern verbreiteten Sage ein wunderthätiger Verjüngungsbrunnen existiren sollte [1]).

Im Jahre 1629 erst ward eine europäische Niederlassung auf den Bahamas gegründet, und zwar durch Engländer auf New Providence. Diese Insel ist die einzige der Bahamas-Gruppe, welche einen Hafen für Schiffe von mehr als 9' Tauchung besitzt, und ist außerdem durch den Providence-Canal relativ bequem zugänglich; sie ist demnach von anfang an die wichtigste Insel der ganzen Gruppe geworden; um New Providence und dessen Hafen Nassau spielten sich die Kämpfe ab, welche den Besitz der Bahama-Inseln zum Zwecke hatten, und man kann sagen, dass das Schiksal von New Providence jenes der Bahamas, die Geschichte der Insel jene der ganzen Inselgruppe geworden ist.

---

[1]) Dr. Robertson erzählt in seiner Geschichte Amerikas über die Reise, auf welcher Ponce de Leon Florida entdeckte: *It was not merely the passion of searching for new countries that prompted Ponce de Leon to undertake this voyage; he was influenced by one of those visionary ideas which at that time often mingled with the spirit of discovery and rendered it more active. A tradition prevailed among the natives of Puerto Rico that in the Isle of Bimini, one of the Lucayos, there was a fountain of such wonderful virtue as to renew the youth and recall the vigour of every person who bathed in its salutary waters. In hope of finding this grand restorative, Ponce de Leon and his followers ranged through the islands, searching with fruitless solicitude and labour for the fountain which was the chief object of their expedition.* Es heißt übrigens, dass Ponce de Leon und seine Gefährten von einer alten Eingeborenen wirklich zu dem wunderthätigen Verjüngungsbrunnen geleitet worden seien; als die erhoffte Wirkung sich nicht einstellte, wusste die mit dem Tode bedrohte Alte sich dadurch zu retten, dass sie erklärte, das Zauberwasser brauche ein volles Jahr, um seine Wunder zu wirken. —

Man wird unwillkürlich an diese alten Sagen erinnert, wenn man die enthusiastischen Schilderungen liest, welche gegenwärtig von der außerordentlichen Heilkraft des Klimas der Bahamas entworfen werden. So schrieb z. B. die bekannte Amerikanerin Mrs. Frank Leslie: *Indeed, so beneficial is Nassau to the delicate that it is no uncommon thing to see a patient actually carried from the boat to the hotel on his first arrival, often in a few weeks walking about and enjoying himself, unaided even by a friendly arm. It is said on the best medical authority that there is no place known either in the New or the Old World so benefical to those who are suffering from nervous deseases. The peculiar balminess of the air and the general tranquillity of the place will spon calm even the most irritated patient, and this without the use of medicines of any kind whatever.* —

Sollte diese Wunderthätigkeit des Klimas der Bahamas für Nervenleidende sich vollkommen bestätigen, dann hätte die gütige Natur da ein Riesensanatorium für die arme leidende civilisationskranke Menschheit geschaffen, welches nur den einen Fehler besäße, dass es mit seinen kaum 14 000 km^2 Flächenraum bald zu enge werden müsste!

Schon im Jahre 1641 wurden die Engländer durch Spanier vertrieben, welch letztere aber keine Niederlassung gründeten, 1667 nahmen die Engländer neuerdings Besitz von New Providence, und König Karl II. belehnte im Jahre 1680 den Herzog von Albermale, die Lords Craven, Berkeley, Ashley, Sir G. Carteret und Sir P. Colleton gemeinsam mit dem Bahama-Archipel. Die von diesem Lehensherrn-Consortium eingesetzten Gouverneure bemühten sich endlich, die natürlichen Hifsquellen der fruchtbaren Inseln zu entwickeln; als aber zu Ende des Jahres 1703 ein neu ernannter Gouverneur in New Providence ankam, fand er keinen einzigen Einwohner daselbst vor; Franzosen und Spanier hatten in wiederholten Einfällen die Befestigungen gesprengt, Stadt und Pflanzungen zerstört und verwüstet, den Gouverneur und die Einwohner gefangen nach Havana gebracht. Aber auch diesmal hatte man sich begnügt, die Engländer vertrieben zu haben, und weder Spanier noch Franzosen fassten Fuß auf dem verlassenen Archipel. Dieser wurde hingegen zum schwer zugänglichen Schlupfwinkel und zur Operationsbasis der berüchtigsten und gefürchtesten Seeräuber und Freibeuter jener Zeit, so namentlich des unter dem Namen Schwarzbart bekannten Corsaren. Der Seehandel litt schwer unter der Geißel, welche die Piraten über den westindischen Gewässern schwangen; endlich bewogen die Bitten von Londoner und Bristoler Kaufleuten die Regierung, das Übel an der Wurzel zu fassen und den Bahamas-Archipel wieder in Besitz zu nehmen. Capitän Woods Rodgers löste im Jahre 1718 die Aufgabe und zog viele Einwanderer in die nach und nach erblühende Colonie. Alle Kräfte wendeten sich der Bebauung des fruchtbaren Bodens zu, und die Cultur edler Obstgattungen warf reiche Erträgnisse ab, besonders seit die Ananascultur eingeführt worden war. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges siedelten sich zahlreiche Colonisten auf den Bahamas an; von dieser Zeit datirte der Baumwollbau und die von demselben damals unzertrennliche Sclavenarbeit. Im Jahre 1783 zählte man auf Long Island 800 Sclaven und über 4000 Acres Land waren mit Baumwollculturen bedeckt. Aber in den Jahren 1788 und 1794 wurden die Baumwollernten durch parasitäre Insecten gänzlich zerstört, und vom Jahre 1800 an wurde der Baumwollbau gänzlich aufgegeben. Auch kriegerische Ereignisse wirkten zu Ende des vorigen Jahrhundertes ungünstig auf die weitere Entwicklung von New Providence ein; der amerikanische Commodore Hopkins eroberte die Insel im Jahre 1776; im Jahre 1782 wurde sie vom spanischen Gouverneur von Cuba unterworfen, im folgenden Jahre aber eroberte sie ein amerikanischer Loyalist, Oberst Deveaux von der südcarolinischen Miliz, für England zurück. Im Jahre 1887 endlich löste die englische Krone um den Preis von 2000 £ den Nachkommen der mit der Bahamas belehnten Adelsfamilien dieses Lehensrecht ab, und die Inseln wurden zu einer unmittelbaren englischen Kroncolonie erklärt. Erst im Jahre 1848 trennte man die südöstlichen Gruppen der Caicos und Turk Islands in politischer Beziehung von der Colonie ab und verband diese Gruppe mit dem Gouvernement von Jamaica. Diese Abtrennung von Inseln, welche damals noch eine bedeutende Einnahme aus der Salzproduction zogen (welche allerdings seither infolge der hohen amerikanischen Eingangszölle nahezu gänzlich eingegangen ist) und die zur gleichen Zeit wie auf allen anderen englischen Colonien durchgeführte Sclavenemancipation haben zwar die Bahamas geschädigt, aber ihre stetige Entwicklung und zunehmende Prosperität nicht aufzuhalten vermocht.

Um in dieser Beziehung einen Überblick zu gewinnen, müssen wir wieder das Gebiet der Zahlen betreten.

Die Inseln und Eilande der Bahama-Gruppe nehmen zusammen einen Flächenraum von 13 960 km^2 ein (etwa 1000 km^2 mehr als das Areal von Dalmatien) und sind gegenwärtig von 43 521 Menschen — Neger in weitaus überwiegender Zahl [1]) — bewohnt. Diese Bevölkerungsziffer beruht auf dem Census des Jahres 1881; zehn Jahre zuvor, im Jahre 1871 ergab sich eine Einwohnerzahl von 39 162, zwanzig Jahre früher, im Jahre 1861 zählte man 35 487, und vierzig Jahre vorher, nämlich im Jahre 1841 nur 24 495 Einwohner. Die Zunahme der Bevölkerung ist demnach eine wenn nicht rapide, so doch stetige, und zwar eine natürliche, weil eine Einwanderung in größerem Stile seit dem Ende des vorigen Jahrhundertes nicht mehr stattgefunden hat. Die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben haben sich im Decennium 1874—1883 von 37 283 und 38 374 £ auf 52 475 und 54 584 £ gehoben; desgleichen sind die Werte des Imports und Exports von 1874 mit 183 993 und 130 293 £, im Jahre 1883 aber mit 223 144 und 147 626 £ als ein Zeichen steigender Prosperität anzusehen. Der Export besteht zum großen Theile aus Früchten, Ananas und Orangen an erster Stelle; das Erträgnis an diesen empfindlichen Bodenerzeugnissen ist allerdings von Elementarereignissen sehr abhängig, und es zeigen deshalb die jährlichen Exportwerte auch manche Schwankungen. Wie bedeutend die genannten Artikel für die Bahamas sind, mag aus der Angabe entnommen werden, dass z. B. im Jahre 1873 nicht weniger als 5 315 928 Stück Ananas nach den Vereinigten Staaten und England ausgeführt wurden, welche einen Wert von 38 767 £ darstellten. Im gleichen Jahre wurden 2 252 000 Orangen, 7172 Bündel Bananen und um 700 £ geringere Früchte: Trauben, Limonien Melonen u. s. w. ausgeführt. Vom Jahre 1872 an begann man auch die Ananasfrüchte in conservirtem Zustande, in Zinnbüchsen, in den Handel zu bringen.

Die enormen Verluste, welche die Pflanzer auf den Bahamas durch eine Zerstörung oder Beschädigung ihrer Obsternte erleiden, haben zu Bestrebungen geführt, auch dem Bau von widerstandsfähigeren Bodenerzeugnissen die erwünschte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gouverneuer Robinson hat im Jahre 1874 angefangen, die Cultur der Cocospalmen mächtig zu fördern, und durch die Anlage von Zuckerfabriken wurde getrachtet, dem Anbau des Zuckerrohres, welches auf den Bahamas besonders gut gedeiht, einen neuen Aufschwung zu geben. Die Menge von Zucker, welche die Bahamas bis jetzt zu produciren vermögen, ist allerdings geringer als jene, welche auf den meisten der Antillen gewonnen wird; im Zeitraume von 1869 bis 1883 fällt die größte Exportsziffer an Zucker mit 46 728 Centner in das Jahr 1877; im Jahre 1881 war der Zuckerexport Null, und im Jahre 1875 nur 356 Centner. Die ganz besonders günstigen Vegetationsverhältnisse des Zuckerrohrs auf den Bahamas lassen aber eine fortschreitende Bewegung der Zuckerindustrie daselbst erwarten. Einen guten Ertrag gibt auf den Bahamas auch die Schwammfischerei; die Salzproduction hat, wie schon früher bemerkt, infolge hoher amerikanischer Schutzzölle, aufgehört lucrativ zu sein. — Ein merkwürdiger Zweig gewinnbringender Industrie hat früher auf den Bahamas existirt, ist aber gegenwärtig sehr in Abnahme begriffen. Es war dies die käufliche, wohl in manchen Fällen auch andersartige Aneignung und commercielle Verwertung der Ladungen und des Materials der zahlreichen Schiffe, welche den

---

[1]) Die letzte Volkszählung, bei welcher der Racenunterschied Berücksichtigung fand, geschah im Jahre 1826. Damals kamen auf 4588 Weiße 2259 Farbige und 9186 Neger. Dieses Verhältnis soll sich seither noch sehr zu Ungunsten der Weißen verschoben haben.

Fährlichkeiten und Schwierigkeiten der Schiffahrt im Labyrinth der Bahamas jährlich zum Opfer fielen. Große Mengen wertvoller Güter kamen alljährlich auf diese Art auf den Markt; in neuerer Zeit ist aber Vieles geschehen, um durch Errichtung von Leuchtfeuern und Seemarken die Schiffahrt weniger gefährlich zu machen; auch haben die Abnahme der Schiffahrt nach den mittel- und südamerikanischen Häfen, sowie der immer allgemeiner werdende Gebrauch des Dampfes wesentlich dazu beigetragen, die Zahl der jährlichen Strandungen auf den Bahamas zu verringern. Vom Jahre 1864 bis 1871 haben sich die Fälle, in welchen Schiff und Ladung infolge von Strandung den im *„wreckers trade“* Beschäftigten überlassen werden mussten, von 67 auf 39 verringert.

Es heißt, dass die Bewohner von Harbour Island früher ausschließlich mit der Bergung, Erwerbung und Verwertung von Strandgütern beschäftigt waren, jetzt aber sich durchaus der Ananascultur zugewendet haben.

Eine eigenthümliche glänzende Periode war für die Bahamas die Zeit des nordamerikanischen Seccessionskrieges. Als sich infolge der Schließung der südstaatlichen Häfen das schwunghafte Geschäft des Blokadebrechens entwickelte, wurde New Providence zum Hauptoperationspunkte der nach diesen Häfen bestimmten oder von ihnen kommenden Schiffe. Zu Beginn des Jahres 1865, als dieses Geschäft seinen Höhepunkt erreichte, liefen während der Monate Jänner und Februar in Nassau Harbour nicht weniger als 20 Dampfer ein, welche mit Baumwolle im Werte von 554 675 £ beladen waren. Wie groß die Handelsbewegung auf New Providence im Verhältnisse zu normalen Zeiten damals gewesen, zeigen folgende Zahlen: im Jahre 1860 hatten die Werte von Einfuhr und Ausfuhr 234 029 und 157 350 £ betragen; im Jahre 1864 waren die analogen Werte: 5 346 112 und 4 672 398 £.

Man kann sich denken, welchen Umschwung der Umsatz so kolossaler Werte in die Lebensverhältnisse der sonst so stillen Colonie mit einem Schlage brachte. *„The excitement, extravagance, and waste existing at Nassau during the days of blockade-running exceed belief“* sagt J. T. W. Bacot, dem wir manche der hier gegebenen Details über die Bahamas verdanken. Gewiss trifft dieser Gewährsmann das Richtige, wenn er hinzufügt: *„Individuals may have profited largely, but the Bahamas probably benefited little“*. Immerhin war aber der Gouverneuer imstande, während dieser gewinnbringenden Zeit die öffentliche Schuld im Betrage von 43 786 £ abzuzahlen. Allerdings kamen viel mehr Verbrechen vor als in normalen Zeiten, die öffentliche Moral und die Gesundheitsverhältnisse litten stark; zweimal, 1862 und 1864, wurde das gelbe Fieber eingeschleppt, und es ist gewiss ein Zeichen der außerordentlich günstigen klimatischen Verhältnisse von Nassau, dass von den 400 und 700 Personen, welche von der Seuche befallen wurden, nur 95 und 137 starben.

Nach Aufhebung der Blokade der südstaatlichen Häfen kehrte auf New Providence alles bewunderungswürdig schnell zur alten Ordnung und in die alten bescheidenen Verhältnisse zurück. Keine erschütternde Krise, keine Falissements bezeichneten das plötzliche Ende des beispiellosen Aufschwunges. Im Jahre 1866 zerstörte ein Orkan die sämmtlichen Pflanzungen, Obstgärten und Schwammculturen; entgegen der alten westindischen Erfahrungsregel, dass nach Orkanen die der Vegetation günstigsten Verhältnisse dauernd zu herrschen pflegen, trat auch noch wiederholt Trockenheit ein[1]) und auf den sogenannten

---

[1]) Ebenso ergieng es Jamaica nach dem Orkane von 1880.

„äußeren“ Inseln kam es zu absolutem Mangel an Lebensmitteln. Die Abhilfe erforderte große Geldmittel und es mussten neuerdings Gelder im Wege des Credites beschafft werden; bald betrugen die öffentlichen Schulden wieder 54 161 £. Erst im letzten Decennium besserten sich die Verhältnisse wieder in namhafterer Weise; eine rationelle Wirtschaftspolitik setzte viele der Entwicklung der Production schädliche Steuern und Taxen herab und trachtete den Ausfall in den Einnahmen durch Erhöhung anderer Abgaben auszugleichen; so z. B. wurden die bestehenden Zölle auf Ale, Brandy, Gin, Rum, Whiskey um 50%, auf Cigarren, Tabak um 100% und auf Weine aller Art um 200% erhöht. Die günstigen Finanzverhältnisse, welche hiedurch erzielt wurden, versprechen Dauer, und haben es bisher ermöglicht, die öffentliche Schuld auf 48 626 £ zu verringern.

Verfassung und Verwaltung der Bahama-Gruppe ähneln jener der übrigen westindischen Colonien. Allerdings erwachsen durch den großen Raum, über welchen die einzelnen, sehr verschieden dicht bevölkerten Inseln zerstreut sind, und durch Communicationsschwierigkeiten gewisse Hemmungen, welche namentlich dem Einflusse der Kirche und Schule hindernd entgegentreten. Die Gleichgiltigkeit und häufig die Indolenz der in der Mehrzahl vorhandenen Negerbevölkerung thut das Übrige, um die Volkserziehung in ihren Resultaten zu beeinträchtigen. Für den öffentlichen Unterricht werden jährlich bis 2300 £ ausgegeben, und es heißt, dass etwa 55% der Kinder zwischen 5 und 15 Jahren die Schulen thatsächlich besuchen. Noch ungünstigere Resultate zeigt die Statistik des Kirchenbesuches, welche 7370 mährische Brüder, 7971 Baptisten, 4250 Anglikaner und 300 Presbyterianer, also weniger als die Hälfte der Gesammtbevölkerung zu den Kirchenbesuchern zählt. Die Religionsfreiheit ist eine vollständige, selbst die anglikanische Kirche erfreut sich seit 1869 keiner Vorrechte mehr vor den übrigen Bekenntnissen.

Der Sitz des Gouvernements, der Legislative, aller höheren Behörden und der Centralpunkt des Handels und Verkehres ist New Providence. Alle wichtigeren Institute sind dort etablirt, so eine Bibliothek, Buchdruckerei, mehrere gemeinnützige Vereine, Freimaurerlogen; dann ein Hospital, Gefängnis, Armenhaus u. s. w. Die Stadt, nach ihrem Hafen auch vielfach Nassau genannt, befindet sich an der Nordküste der Insel und ist im Osten durch Fort Fincastle, im Westen durch Fort Charlotte und eine Strandbatterie geschützt; vor dem trefflichen Hafen, welcher aber nur Schiffen unter fünf Meter Tauchung zugänglich ist, breitet sich die lange und schmale Schweine-Insel — *Hog Island* — aus; außerhalb dieser Insel befindet sich die Rhede für größere Schiffe. Die Stadt selbst ist hübsch gebaut und wird sehr rein gehalten. Das vorzügliche Klima von New-Providence hat diese Insel zu einem klimatischen Curorte gemacht, welcher den Winter über von zahlreichen Amerikanern besucht und bewohnt wird. Die Colonialregierung hat den Nutzen anerkannt, welcher der Stadt aus dem regelmäßigen Besuche durch zahlreiche reiche Fremde erwachsen muss, und hat im Jahre 1862 ein großes Hôtel auf öffentliche Kosten erbauen lassen. Dasselbe wird alljährlich von reichen Amerikanern besucht, welche durch eine nur viertägige Reise dem eisigen Winter New Yorks entgehen können. Die amerikanischen Jachten bilden deshalb auch einen ganz nennenswerten Procentsatz unter den jährlich den Hafen Nassau anlaufenden Schiffen.

In Nordamerika genießt das Klima von New Providence den Ruf, allen auszehrenden Krankheiten entgegenzuwirken; doch will es scheinen, als ob dieser Ruf nur soweit begründet sei, als die angelsächsische Race oder Be-

wohner nördlicher Breiten überhaupt in Betracht kommen. Thatsache ist, dass unter den Negern und Farbigen auf den Bahamas Lungenaffectionen sehr häufig sind, und unter den englischen Negertruppen wies die sanitäre Statistik gerade an auszehrenden Krankeiten einen hohen Procentsatz aus.

Der Aufenthalt S. M. Schiffes Zrinyi vor Nassau Harbour, nur um wenige Stunden die Dauer eines Tages überschreitend, wurde hauptsächlich dazu benützt, das Schiff für die Heimreise durch den Ocean in Stand zu setzen; doch konnten die Mitglieder des Stabes von dem flüchtigen Besuche der Stadt und ihrer Aufnahme daselbst recht angenehme Eindrücke mitnehmen. Die lebhafte Wintersaison, welche Tausende von Fremden nach New-Providence zieht, beherrschte eben das Leben in dem zu anderen Zeiten recht stillen Städtchen. Man glaubte sich in einen fashionablen Curort versetzt. In den mit englisch-amerikanischem Luxus eingerichteten Lese-, Spiel- und Speisesalons der großen Hôtels fand man zu allen Stunden ein sehr elegantes Publicum versammelt. Auf der „Savannah“ waren Crocket und Lawn Tennies-Partien im Gange, Bicycles und Tricycles machten die gut macadamisirten Straßen unsicher. Im Hafen wimmelte es von Segelboten und Jachten. Allerdings merkte man es auch den Preisen aller Dinge an, dass Nassau eben seine Modesaison hatte.

Nicht allein die Kürze der verfügbaren Zeit verhinderte das Unternehmen von Ausflügen in das Innere der kleinen Insel; unsere Reisenden waren durch die Wunder des Urwaldes und die imposanten Erscheinungen der vulcanischen und Gebirgsnatur auf den Antillen zu sehr verwöhnt worden, als dass die niedrige, nur wenig Vegetation aufweisende Insel ihr Interesse hätte besonders erregen können. Aber was hier die Erde versagte, bot in um so reicherem Maße die See; das Getriebe der zahllosen Seethiere in den sogenannten „Seegärten“ — Lagunen, die durch barrièrenartige Riffe vor der Brandung der See geschützt sind — bieten dem Forscher und Beobachter ein schier unerschöpfliches Feld. Wir können nichts besseres thun als dem Schiffsarzte S. M. Corvette Zrinyi das Wort zur Schilderung dieser Seegärten überlassen. Dr. Plumert schreibt [1]):

„Der Name Seegarten ist vortrefflich gewählt und in allen Sprachen beibehalten. Das klare und unbewegte Wasser gestattet den Einblick in große Tiefen, und wie Bäume und Sträucher erheben sich da tief unten die zarten Korallengebilde aus dem weißen Sande. Die hervorgestreckten Polypenthiere erscheinen bald als halbgeöffnete Knospen, bald als buntfarbige Blüten. Woselbst sie in dichten Colonien sitzen, bilden sie herrliche Blumenmatten in den reizendsten Farben, freilich noch hinfälliger als die wirklichen Blumen, denn eine rasche Bewegung des Wassers, das Vorbeischwimmen eines größeren Wasserbewohners genügt, dass sich die Thiere rasch zurückziehen, und statt der früheren Farbenpracht gewahrt man nur das monotone Grau der kalkigen Gehäuse. Es gibt aber da unten auch wirkliche Wiesengründe und Haine, die von zahlreichen Seetangen und Algengattungen gebildet werden. Vor allem ist es die violette große Schönalge, deren Wedel sich gleich den Palmen, durch die Strömung angeregt, hin und her bewegen.“

„Diese Seegärten nun bilden das Heim ungezählter Fische, Kruster und niederer Thiere. Blaue, braune und weiße See-Igel klettern bedächtig und vorsichtig die Korallenstöcke empor. Seesterne von wechselnder Größe und Farbe,

---

[1]) „*Bohemia*“ Nr. 193.

denen man am Lande fast jede Bewegung absprechen möchte, strecken Tausende von Saugnäpfen hervor, mit denen sie ziemlich rasch den Platz wechseln.«

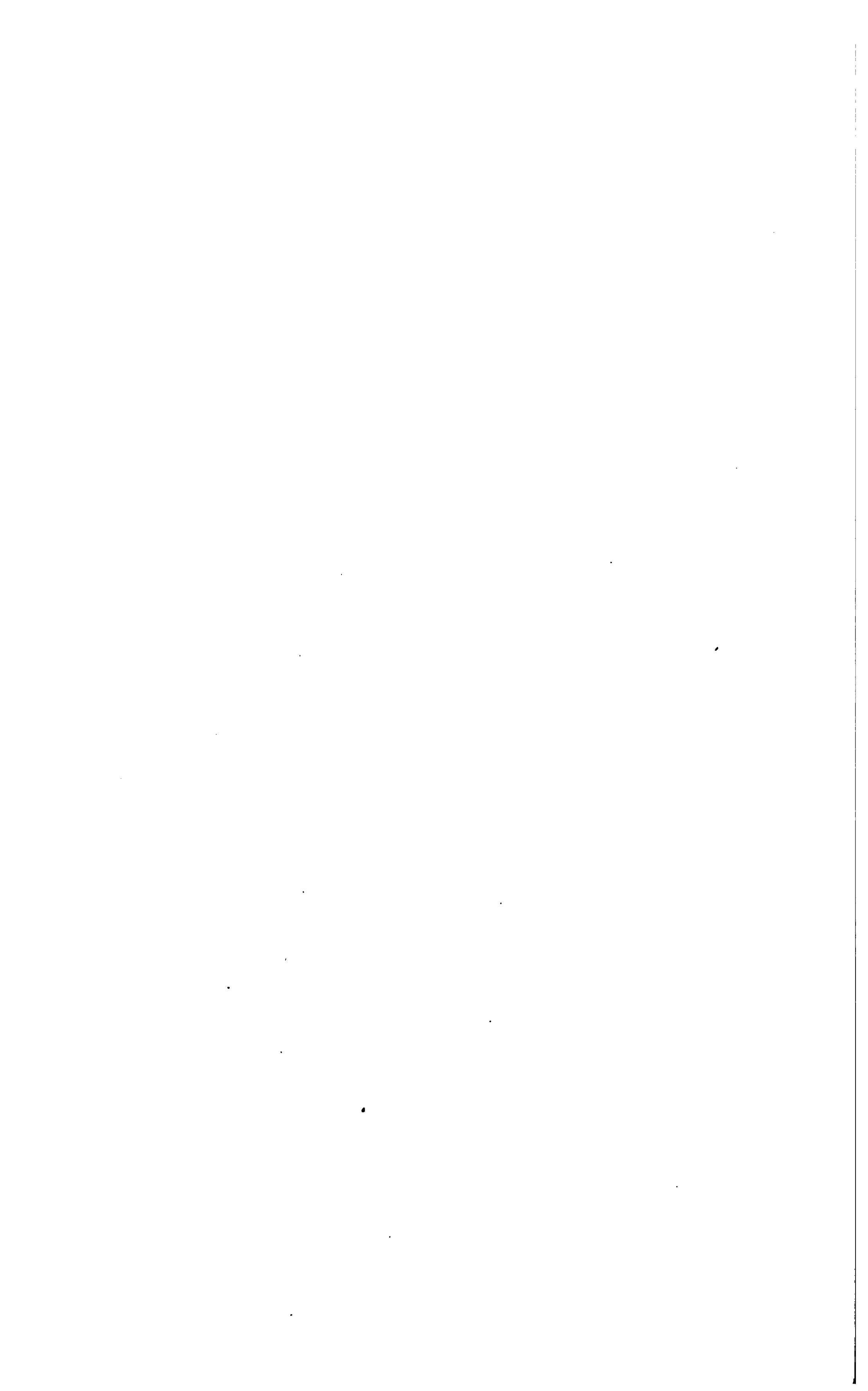
»Und nun erst die Mannigfaltigkeit unter dem munteren Völkchen der Krabben: bald in raschem Tempo vor- und zurückschießend, bald quer avancirend, jagen sie der Beute nach und scheinen sich unter einander im Spiele herumzujagen. Halb im Sande vergraben oder aus einer Höhlung hervorlugend, lauern mächtige Hummern auf ihre Opfer. Gar komische Gesellen sind die Bernhardinerkrebse, die, weil sie Mutter Natur stiefmütterlich nur zur Hälfte mit einem Panzer bedacht hat, fremder Leute Wohnungen, meist Schneckengehäuse annectirt haben, mit welchen, halb darin verborgen, sie munter herumwandern. An den Felsen der Ufer, im Bereiche der Ebbe und Flut, entfalten die Anemonen und Seenelken, sowie die Röhrenwürmer ihre bunten Blüten. Ohne Unterlass flimmern die langen, mit Millionen von Nesselkapseln versehenen Fangarme umher. Wehe dem unvorsichtigen Fischlein, das sich in ihre Nähe wagt! Durch die Nesseln betäubt, wird es von den langen Armen umfasst, um ausgesogen zu werden. Doch nicht immer in behäbiger Ruhe sitzen die Anemonen am Felsen festgesogen. Oft gelingt es ihnen, sich auf dem ambulatorischen Gehäuse eines Bernhardinerkrebses oder einer Muschel festzumachen, mit welchen sie dann lange Wanderungen über dem Meeresboden antreten. Viele Forscher wollen sogar ein gewisses gegenseitiges Freundschafts-, ja sogar Trutz- und Schutzbündnis zwischen dem unfreiwilligen Mietherrn und der Mietspartei beobachtet haben.«

»Die Fische besuchen meist nur vorübergehend und auf Beutezügen begriffen die Seegärten. Kommt so eine Schar Rochen, Stachelfische oder andere Raubfische eingebrochen, entsteht eine allgemeine Aufregung unter den stammgesessenen Inwohnern, von denen gar mancher dahingerafft wird. Viele derselben benützen freilich auch die Gelegenheit, im Trüben zu fischen und auch für sich selbst etwas von den aufgescheuchten Mitbewohnern abzubekommen. Überhaupt merkt gar bald der genaue Beobachter, dass da unten in der scheinbar friedlichen Tiefe ein beständiger und erbitterter Kampf ums Dasein geführt wird.«

Am 15. Februar mittags verließ S. M. Schiff Zrinyi Nassau Harbour und trat die Rückfahrt nach Europa an.

III.

Die Rückreise.



Nicht ganz zwei Tage war Zrinyi auf der Rhede von Nassau vor Anker gelegen, als sie am 15. Februar mittags diesen Hafen und mit ihm die hochinteressanten westindischen Regionen verließ, in welchen die Corvette drei Monate und zwei Tage zugebracht hatte. Port of Spain auf Trinidad, Bridgetown auf Barbadoes, Kingstown auf St. Vincent, Port Castries auf Santa Lucia, Fort de France und St. Pierre auf Martinique, Roseau Road auf Dominica, Pointe à Pitre auf Guadeloupe, St. John auf Antigua, Basseterre auf St. Christof, Charlotte Amalia auf St. Thomas, San Juan auf Portorico, San Domingo und Port-au-Prince auf Hayti, Kingston auf Jamaica, Havana auf Cuba und endlich Nassau auf New Providence waren in diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraume von der Corvette besucht worden.

Englische, französische, spanische, dänische Colonien, der Mulattenstaat, welcher spanisches, und die Negerrepublik, welche französisches Erbe angetreten hat, waren in bunt wechselnder Folge den Schiffsgenossen vor die Augen getreten.

Im Fluge hatten sie die merkwürdige westindische Inselwelt durcheilt, überall mächtige Anregungen empfangen durch die Reminiscenzen einer Geschichte, welche nicht allein heroische Thaten in den wechselvollen Kämpfen um Macht und Besitz aufweist, sondern in der Einführung, Aufhebung und Abschüttelung der Sclaverei mit ihren socialen und volkswirtschaftlichen Folgen den Verlauf eines der interessantesten culturhistorischen Probleme der letztverflossenen Jahrhunderte in sich schließt.

Den Anregungen historischer Natur schließen sich die Beobachtung der aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangenen gegenwärtigen socialen Zustände an; oft sind diese nur aus den Thatsachen der Vergangenheit überhaupt erklärbar; nur diese sind meist imstande, die ethnologischen Räthsel theilweise zu lösen, welche dem Besucher Westindiens auf Schritt und Tritt begegnen.

Beinahe tritt aber das Interesse an dem kaum entwirrbaren Menschengemische der Antillen in den Hintergrund durch den überwältigenden Eindruck, den der Reisende von der gewaltigen Tropennatur empfängt; die Theilnahme für die Bewohner, für ihre Thätigkeit und Schicksale wird bald von der Bewunderung verdrängt, welche der Schauplatz dieser Lebensäußerungen erweckt — die Handlung wird von der Scenerie erdrückt.

Der Tourist, der zu belehrendem Vergnügen reist, der Gelehrte, welcher, wohlausgerüstet durch vorhergegangene Studien, der Lösung oder Beleuchtung bestimmter Probleme nachgeht, wendet wohl manchmal Jahre daran, seine

Beobachtungen, Eindrücke, Erfahrungen zu sichten und zu ordnen, entdeckte Lücken zu ergänzen, um dann vielleicht mit den Ergebnissen vor die Öffentlichkeit zu treten.

Der See-Officier ist nicht in dieser glücklichen Lage. Während der Reise sind es nur die vergleichsweise wenigen Stunden, welche der Schiffsdienst und die leidigen repräsentativen Pflichten ihm freilassen, die er nebst der nothwendigen Erholung auch der Beobachtung des Sehenswerten, der Erforschung des Wissenswerten widmen kann; im Heimatshafen angelangt, rufen ihn sofort neue Pflichten, und Aufgaben, meist von den bisherigen gänzlich verschieden, treten sofort an ihn heran. Da sind die Eindrücke auch der schönsten Reise, ihrer Mühen und Gefahren, interessanter Wahrnehmungen und Erlebnisse bald vorüber wie ein schöner Traum. Gewöhnlich können nur die wenigen Wochen, welche der Rückreise zufallen, dazu benützt werden, im Gespräche die nun schon zur Erinnerung gewordenen Reiseeindrücke auszutauschen und einiges schriftlich zu fixiren.

Die Heimreise bildet somit nach ähnlichen Expeditionen wie jene der Zrinyi eine Periode, in welcher Geist und Phantasie nach und nach wieder zur Ruhe gebracht werden, um dem in naher Aussicht stehenden eintönigeren Leben in der Heimat und dem gewiss nicht unwichtigen, aber weniger anregenden gewöhnlichen Dienstesleben ohne — verzeihlichen — Missmuth wieder entgegentreten zu können.

Es sei nun die Rückreise der Zrinyi, auf welcher nicht viel Bemerkenswertes vorkam, in Folgendem kurz beschrieben.

Die zur Heimreise gewählte Route war vorerst bis zum Erreichen der Region der vorherrschend westlichen Winde nordwärts gerichtet, passirte südlich der Bermudas und gieng dann im größten Kreise südlich der Azoren nach Gibraltar. Von dieser Route wurde mehreremale der Verhältnisse wegen abgewichen, so insbesondere am 1. März, wo, um frischere Brisen zu treffen, nördlichere Breiten aufgesucht wurden und die wirklich befolgte Route die Orthodrome erst am 8. März kreuzte, um bis zum 13., diesmal nach Süden ausbiegend, den verschiedenen, als *„doubtful“* bezeichneten Untiefen auszuweichen.

Die Reise war im allgemeinen von günstigen Umständen begleitet. Die westlichen Winde machten sich schon auf 29° nördl. Breite geltend und blieben der Corvette, zeitweilig sehr steif wehend, nahezu die ganze Zeit der Traversade hindurch treu. Anormal war, dass südlich der Azoren und dann bis vor Cadiz nicht, wie in dieser Jahreszeit zu gewärtigen, nördliche, sondern ununterbrochen südliche Brisen angetroffen wurden, die zeitweilig so stark schralten, dass, um nicht zu weit nördlich vom Ankunftspunkte zu gelangen, angesichts der meteorologischen Verhältnisse die Maschinenkraft in Verwendung treten musste.

Der ausgesprochen steife Westwind wurde am 26. auf circa 30° nördl. Breite in der Höhe von Bermuda angetroffen. Das Schiff machte guten Weg, war aber dabei so luvgierig, dass trotz der Verminderung der Achtersegel das Steuerreep der andauernden Anstrengung nicht zu widerstehen vermochte und Havarien erlitt. Auch später, als das Reep durch ein neues ersetzt worden war, mussten mit Rücksicht auf die große, auszuübende Kraft die Steuertaljen gesetzt bleiben. Der steife Wind ließ nach zwei Tagen etwas nach, setzte aber am 2. März mit schweren Böen und bedeutend größerer Stärke, von Regen und Gewittern begleitet, wieder ein. In seinem Berichte über diesen stürmischen Theil der Fahrt äußert sich der Schiffscommandant sehr anerkennend über die

See-Eigenschaften des Schiffes und hebt hervor, dass die Bewegungen desselben stets regelmäßige und sanfte waren.

Ein schweres Arbeiten machte sich auch bei der sehr hochgehenden See, welcher die Corvette durch volle zwei Wochen ausgesetzt war, nicht fühlbar, trotzdem die Wellenberge häufig die halbe Höhe des Untermastes überragten, so dass die auf den hoch aufgetoppten Krahnen geführten Boote ebenso wie die Enden der Commandobrücke sammt den Seitenlichtern oft unter Wasser kamen und mehr als einmal Gefahr liefen, weggerissen zu werden. Am 14. März wurde die östlichste der Azoren-Inseln, Sta. Maria, gesichtet und auf 20 Seemeilen südlich passirt.

Von hier an machten sich, wie bereits zuvor erwähnt, südliche und südöstliche Winde geltend, welche, je näher das Schiff an die spanische Küste gelangte, umsomehr abflauten und schließlich in etwa 100 Meilen Entfernung von Cap St. Vincent in Windstille übergiengen, so dass die Maschine in Betrieb gesetzt werden musste.

In der Straße von Gibraltar angelangt, wurde sehr frischer Ostwind angetroffen. Eine Havarie im Stevenrohre, infolge welcher der Propeller heftig zu schlagen anfieng, veranlasste den Commandanten, von der Passirung der Straße von Gibraltar abzustehen, und statt des Hafens von Gibraltar jenen von Cadiz anzulaufen, woselbst die Corvette am 22. März kurz vor 9^h a. m. in 8 *m* Wasser vor Anker gelegt wurde.

In Cadiz wurde die Havarie des Stevenrohres provisorisch behoben und die Lebensmittel für die voraussichtlich nur noch kurze Ausrüstungsdauer der Corvette completirt.

In San Fernando lag während des Aufenthaltes der Zrinyi die kön. spanische Escadre, bestehend aus der Panzerfregatte Vittoria und der Holzfregatte Gerona, vor Anker. Auf Panzerfregatte Vittoria war der k. k. Linienschiffsfähnrich Sellner eingeschifft, um mit seinem elektrischen Signalapparate Versuche vorzunehmen. Am 23. März traf der kais. russische Klipper Opričnik auf der Fahrt von Neapel nach Kronstadt begriffen im Hafen ein.

Am 27. morgens verließ die Corvette den Hafen von Cadiz, um die Reise nach Messina anzutreten, fand aber bei Torre Rocha so frischen Gegenwind, dass sie unter der Küste beiliegen musste, und als am nächsten Tage das Wetter anhielt, nach Cadiz zurückkehrte, um eine Besserung desselben abzuwarten. Schon am Nachmittage desselben Tages, des 28., flaute die Brise soweit ab, dass Zrinyi den Hafen wieder verlassen und die Heimreise fortsetzen konnte.

Nachdem die Corvette den Hafen von Cadiz verlassen hatte, flaute die Brise immer mehr ab, so dass am folgenden Tage, wo die Corvette die Straße von Gibraltar schon hinter sich hatte, vollkommene Windstille eintrat.

Vom 30. auf den 31. wurde durch sechs Stunden die Maschine abgestellt, da eine Untersuchung des Trunkkolbens sich als nothwendig erwies.

In der Folge konnten mit zunehmender leichter Ostbrise Segel geführt werden. Nach Abflauen der Brise wurde die Maschine erst am 5. vormittags in Bewegung gesetzt. Am 7. kam das Feuer von S. Pietro auf Sardinien dwars, worauf die Corvette Curs auf die Mitte des Canales zwischen Ustica und Sicilien nahm und zwischen Vulcano und der Küste passirend, die Straße von Messina und dann den gleichnamigen Hafen anlief.

Im Hafen lag die amerikanische Fregatte Pensacola, Flaggenschiff des Contre-Admiral Franklin, vor Anker.

Der Aufenthalt in Messina wurde zur Einschiffung eines kleinen Vorrathes an Kohle benützt und der Hafen nachdem sich das mittlerweile schlecht gewordene Wetter wieder gebessert hatte, am 13. bei Tagesanbruch verlassen.

Die Fahrt unter Dampf nach dem Centralhafen der k. k. Kriegsmarine war von Windstillen und sehr flauen Brisen begleitet und bot nichts Bemerkenswertes.

Nach erfolgtem Eintreffen in Pola wurde das Schiff einer militärischen Inspicirung unterzogen und am 19. April außer Dienst gestellt.

Zweck dieser Inspicirung nach beendeter Campagne ist die Constatirung, inwieferne die beabsichtigte Förderung der seemänischen und militärischen Schulung der Schiffsbemannung erreicht worden ist. Nach den anerkennenden Worten, welche der inspicirende Hafenadmiral von Pola, Contre-Admiral Freiherr von Pitner an den Commandanten und Schiffsstab der Zrinyi richtete, darf angenommen werden, dass der maritim-militärische Hauptzweck der mehr als achtmonatlichen Indienststellung der Corvette in sehr befriedigender Weise erreicht worden ist.

Den während der Reise, und zwar namentlich in Westindien empfangenen Anregungen, sowie den gemachten Beobachtungen in ethnologischer und naturwissenschaftlicher Beziehung entstammen die im Vorstehenden gegebenen Essays über die von Zrinyi berührten Inseln und Häfen; Wahrnehmungen commerzieller Natur sind im allgemeinen wohl schon in dieselben verflochten, sollen aber noch durch Wiedergabe von speciellen Daten und Angaben ergänzt werden, welche der Commandant in einigen Häfen zu sammeln Gelegenheit fand und die zu besserer Übersicht in Anhänge zu dem vorliegenden Werkchen verwiesen worden sind.

Im Zusammenhange mit der commerziellen Berichterstattung des Schiffscommandanten stehen die Bemerkungen, welche er über die Vertretung der österreichisch-ungarischen Interessen in den von Zrinyi besuchten Handelshäfen zu machen Veranlassung fand. Trotz des Lobes, welches da der Thätigkeit einzelner der wenigen österreichisch-ungarischen Consularvertreter in Westindien gezollt wird, eignet sich dieser Theil der Berichterstattung begreiflicherweise nicht zur Veröffentlichung, da er persönliche Verhältnisse nicht unberührt lassen durfte; aber im allgemeinen kann gesagt werden, dass Fregattencapitän von Rosenzweig den Eindruck erhielt und zum Ausdruck brachte, dass durch eine ausgiebigere consularische Vertretung der Monarchie in Westindien vieles zur Förderung unserer Handelsbeziehungen mit diesen consumkräftigen und an Production reichen Colonien und Staaten erzielt werden könnte. — Es besteht vielseitig die Ansicht, dass eine consularische Vertretung erst da an ihrem Platze sei, wo sich bereits lebhafte commerzielle Handelsbeziehungen entwickelt haben; der Commandant des Zrinyi scheint der energischeren Auffassung zuzuneigen, dass es Aufgabe des Consularwesens sei, solche Beziehungen dort ins Leben zu rufen, wo sie gewinnbringend sein könnten aber noch fehlen [1]), gleichwie die Nordamerikaner Eisenbahnen nach jenen fruchtbaren Landstrecken bauen, welche

---

[1]) Für die Richtigkeit dieser Ansicht des Fregattencapitäns von Rosenzweig können wir eine namhafte Autorität anrufen. Generalconsul Dr. Karl von Scherzer bezeichnet als „die jetzt in erster Linie wichtige Seite“ der Aufgaben consularischer Thätigkeit: „die beobachtende und belehrende, und die Einleitung commerzieller Beziehungen direct unterstützende Wirksamkeit.“ („*Das wirtschaftliche Leben der Völker*“, pag. 718).

erst besiedelt werden sollen. In einem seiner Berichte schreibt Fregattencapitän v. Rosenzweig:

„Soviel ich immer zu sehen und zu hören Gelegenheit hatte, ist jene Apathie, welche man österreichisch-ungarischen Kaufleuten in Bezug auf Export zumuthet, nicht ganz begründet; vielmehr theilen sich dieselben in solche, welche die Ebnung der Wege von der Regierung erwarten, um womöglich ohne jedes Risico gute Geschäfte zu machen, und in solche, welche weder von der Regierung, noch von Exportvereinen oder sonstigen Unternehmungen irgend eine Förderung ansprechen, auf eigene Faust vorgehen und durch Anfragen bei deutschen, französischen und italienischen Consulaten endlich jene Informationen erlangen, die sie für nothwendig erachten, um ein Geschäft anzubahnen. Dass diese Kaufleute die mit Mühe und Kosten erhaltenen Aufklärungen u. dgl. geheim halten, ist sehr begreiflich; es erklärt sich dadurch aber auch, wie es kommt, dass dort, wo zufällig sich eine unserer thätigeren Firmen mit einem Artikel befasst, derselbe in den Colonien anzutreffen ist, während andere österreichische Artikel, wie insbesondere Kleider, Wäschwaren etc. die gegen die aus anderen Ländern importirte schlechte Ware mit Vortheil concurriren könnten, gar nicht vorkommen. Will man rührigen Kaufleuten wirklich die Möglichkeit bieten, irgend ein Geschäft, wenigstens für den Anfang ohne Umwege einzuleiten, so sind Consuln nöthig......“ und weiter:

„Die zwei Staaten Deutschland und Italien sind zahlreich vertreten und ihre Consuln zeigen sich unseren Staatsangehörigen gegenüber sehr dienstwillig und gefällig; es kann aber zur Hebung des österreichisch-ungarischen Nationalgefühles wohl nicht beitragen, wenn dalmatinische Capitäne bei italienischen Consuln, deutsch sprechende Österreicher bei deutschen Consuln Rath und Hilfe erbitten müssen. Kein Platz sollte zu unbedeutend erachtet werden, um ein österreichisch-ungarisches Consulat, falls sich eine geeignete Persönlichkeit vorfindet, zu errichten; die vereinzelt eintreffenden Staatsangehörigen fänden stets eine Stütze, unsere Flagge würde bekannt und vielseitige Vortheile ließen sich aus dem billigen Apparate der Honorarconsuln ziehen.....“

Die Eindrücke und Erfahrungen, welche der Commandant S. M. Schiffes Zrinyi in den von ihm besuchten Häfen und kleineren Handelsplätzen über die dem österreichisch-ungarischen Handel zu eröffnenden Perspectiven in sich aufnahm, gipfeln also darin, dass er vor allem eine ausgiebige consularische Vertretung für nöthig erklärt, welche durch Bestallung von Honorar-Consuln erfolgen sollte. Diese Art von Vertretung legt dem Staatsschatze keine Opfer auf, und konnte Fregattencapitän v. Rosenzweig darauf hinweisen, dass eben kleinere Handelsmarinen (z. B. die schwedische) durch eine solche Art der Vertretung bedeutender materieller Vortheile theilhaftig werde.

Angesichts der nur zu häufig geäußerten Klagen über den bei österreichisch-ungarischen Kaufleuten vorwaltenden Mangel an Geschäftsgeist und Routine muss es gewiss angenehm berühren, den obigen günstigeren Anschauungen über unsere Handelswelt zu begegnen.

Nebst den bisher angedeuteten und besprochenen Thätigkeitsrichtungen, waren es noch die für die Navigation von Belang erscheinenden Verhältnisse der befahrenen Gewässer, welche an Bord der Zrinyi während ihrer Reise zum Gegenstande eingehender Beobachtung und fleißiger Berichterstattung gemacht wurden.

Die Ergebnisse der Beobachtungen über oceanographische und Küstenverhältnisse, vorgefundene Fehler in Beschreibungen und Karten, Berichtigungen und Ergänzungen zu den bestehenden Directiven über das Ansegeln einzelner Küsten und Häfen wurden fallweise in den *„Hydrographischen Nachrichten der k. k. Kriegsmarine“* und in den *„Kundmachungen für Seefahrer“* veröffentlicht. Diese Resultate der Thätigkeit S. M. Schiffes Zrinyi, werden jenen zugute kommen, welche zunächst die gleichen Gewässer zu beschiffen haben werden.

Von allgemeinerem Interesse ist der bezüglich näherer Erforschung der heftigen und für die Schiffahrt sehr störenden Strömungen im westindischen Meere gemachte Vorschlag, und das Urtheil über die jetzt gebräuchlichen Seekarten dieser Gewässer.

In ersterer Beziehung spricht der Commandant seine Ansicht dahin aus, dass außer den allgemein angenommenen Ursachen für die Strömungen innerhalb des Gebietes der großen Antillen, auch die Witterungsverhältnisse im mexicanischen Busen von wesentlichem Einflusse sein dürften, und glaubt derselbe, dass das Studium dieser Verhältnisse auf Basis der Loggbücher der Schiffe und synoptischer Karten angeregt werden sollte.

Über die bestehenden Seekarten der westindischen Gewässer wird gesagt, dass denselben meist alte, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchgeführte Aufnahmen zu Grunde liegen, und dass nur hervorragende Küstenplätze in den letzten Decennien einer erneuerten Vermessung unterzogen wurden.

Als besonders mangelhaft müssen die Küstenkarten der Inseln St. Domingo, Portorico und Cuba angesehen werden, da sich aus denselben selbst auffallende Landmarken und von See aus sichtbare Gebirgszüge, nicht entnehmen lassen. — Dies gilt ebensowohl von den englischen als den französischen kartographischen Publicationen. — Die Gemeinschaftlichkeit dieser Mängel findet ihre Erklärung darin, dass bloß die englischen Karten Originalarbeit, die andern aber Copien sind, in denen die Benennung in der betreffenden Sprache durchgeführt und das Gradnetz nach dem landesüblichem Meridian (Paris, beziehungsweise S. Fernando) eingezeichnet wurde.

In keinem der westindischen Häfen (Barbadoes, St. Thomas und Kingston ausgenommen, wo man englische und Havana, wo man spanische Karten bei den Hafenämtern erhalten kann) sind Karten käuflich zu erwerben, und selbst die Hafencapitäne besitzen meistens nur einen, höchstens zwei Pläne — gewöhnlich völlig uncorrigirt — ihres eigenen Hafens.

Alle Veränderungen, die in den von Zrinyi berührten Häfen und auf den Inseln in Bezug auf Anlage der Hafenbauten, Auslegung von Warnzeichen u. s. w. in letzter Zeit durchgeführt wurden, Angaben bezüglich des Anlaufens einzelner Orte oder Punkte, endlich Directiven über Approvisionirungsartikel und deren Preise wurden, wie zum Theile schon erwähnt wurde, von Fall zu Fall berichtet und in den einschlägigen amtlichen Publicationen der k. k. Kriegsmarine wiedergegeben.

Die hier zum Schlusse folgenden Tabellen geben eine Übersicht der von S. M. Schiff Zrinyi in den einzelnen Häfen und in See zugebrachten Zeiträume, der durchlaufenen Distanzen unter Dampf und unter Segel, der mittleren Geschwindigkeiten, endlich des Verbrauchs und der Preise an Maschinen-Brennmaterial.

Ausweis über die Preise der verbrauchten Kohle.

Ort	Datum	Gefasste Kohle aus eigenen Depôts in Tonnen	Gefasste Kohle aus fremden Depôts in Tonnen	Ankaufspreis pro Tonne	Gattung und Beschaffenheit der Kohle
Gravosa	4./9. 85	170	—	Arsenalspreis 16 fl. in Noten	Briquettes, gut
Malta	11./9. 85		90	1 Livre Sterling 1 sh = fl. 10,71 Gold	Nixon-Kohle, gut, viel Staub
Sta. Cruz de Teneriffa	6./10. 85		130	35 Francs = 14,17 fl. Gold	Cardiff, Corys Merthyr, sehr gut
P.-Castries (S. Lucia)	25./11. 85		120	$6^1/_2$ Doll. = $13,81_3$ fl. Gold	Cardiff, sehr gut
Kingston (Jamaica)	16./1. 86		130	2 Livre Sterling = 20,38 fl. Gold	Cardiff, sehr gut
Cadiz	26./3. 86		60	34 Francs = 13,77 fl Gold	etwas verwittert
Messina	16./4. 86		70	28 Francs = 11,34 fl. Gold	
		170	600		

Gesammtwert der Kohle: 8736,15 fl. in Gold und 2720 fl. ö. W. in Noten.

Übersicht der Hafen- und Seetage,

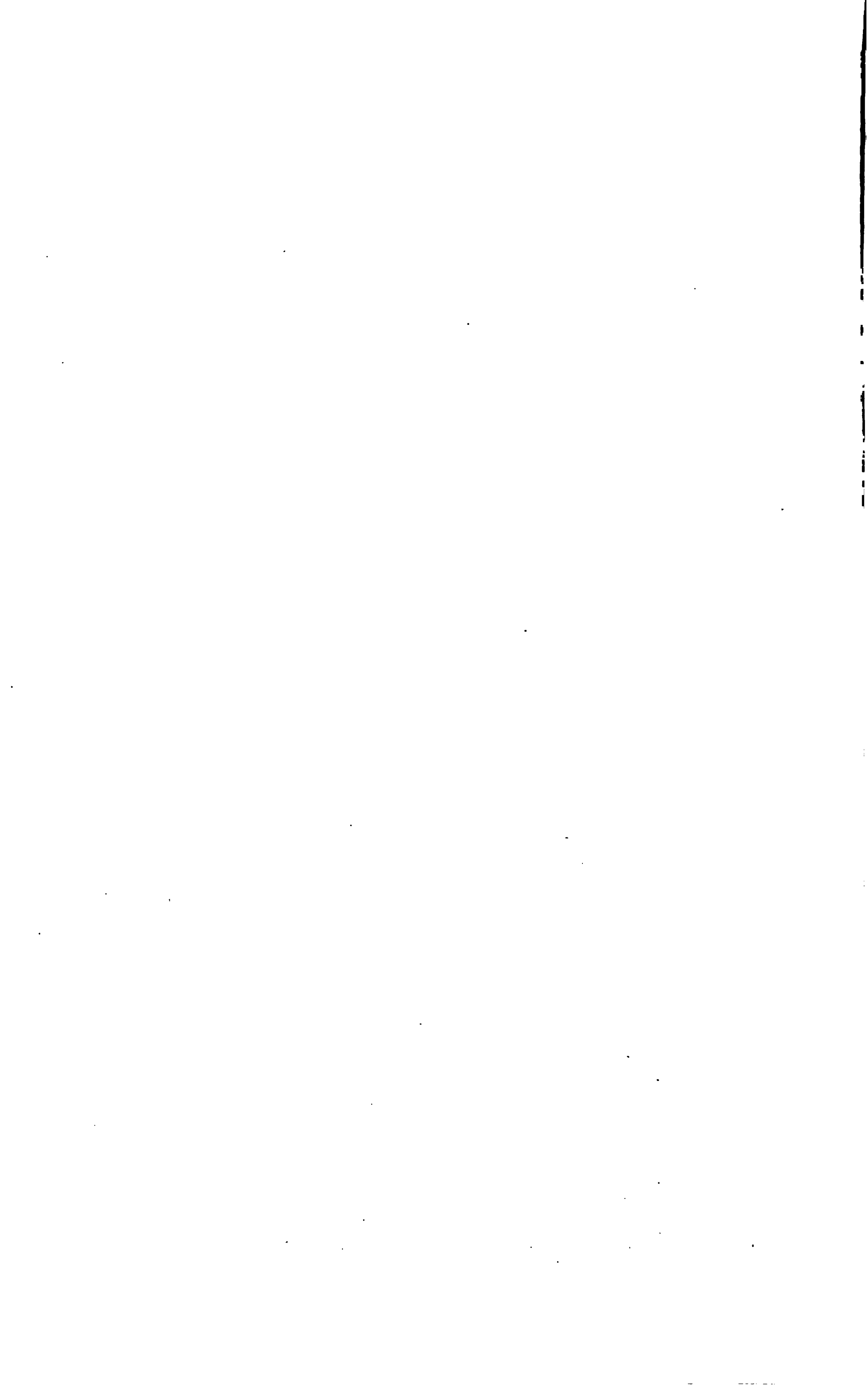
Ort, beziehungsweise Fahrt		Datum		Im Hafen		In See: unter Segel		unter Segel u. Dampf		unter Dampf	
von	nach	von	bis	d.	h.	d.	h.	d.	h.	d.	h.
Pola		15./8. 3^h p. m.	19./8. 7 a. m.	3	16	—	—	—	—	—	—
Pola	Pola	19./8. 7^h a. m.	19./8. $12\frac{1}{2}^h$ p. m.	—	—	—	—	—	—	—	$5\frac{1}{2}$
Pola		19./8. $12\frac{1}{2}^h$ p. m.	31./8. 12^h p. m.	11	$11\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
Pola	Gravosa	31./8. 12^h p. m.	2./9. 4^h p. m.	—	—	—	—	—	1	1	15
Gravosa		2./9. 4^h p. m.	6./9. $7\frac{1}{4}^h$ a. m.	3	$15\frac{1}{4}$	—	—	—	—	—	—
Gravosa	Malta	6./9. $7\frac{1}{4}^h$ a. m.	9./9. $12\frac{1}{2}^h$ p. m.	—	—	—	$4\frac{3}{4}$	—	—	3	$\frac{1}{2}$
Malta		9./9. $12\frac{1}{2}^h$ p. m.	12./9. $7\frac{1}{2}^h$ a. m.	2	19	—	—	—	—	—	—
Malta	Tangier	12./9. $7\frac{1}{2}^h$ a. m.	20./9. 12^h p. m.	—	—	3	$19\frac{1}{4}$	—	—	4	$21\frac{1}{2}$
Tangier		21./9. 12^h p. m.	25./9. $12\frac{1}{2}^h$ p. m.	4	$12\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
Tangier	S. Cruz-de-Teneriffa	25./9. $12\frac{1}{2}^h$ p. m.	4./10. $6\frac{3}{4}^h$ p. m	—	—	7	$17\frac{3}{4}$	—	—	1	$12\frac{1}{2}$
S Cruz-de-Teneriffa		4./10. $6\frac{3}{4}^h$ p. m.	8./10. 6^h a. m.	3	$11\frac{1}{4}$	—	—	—	—	—	—
S. Cruz d. T.	Port-Spain-(Trinidad)	8./10. 6^h a. m.	13./11. $12\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	—	32	$20\frac{1}{4}$	1	$11\frac{3}{4}$	1	$22\frac{1}{4}$
Port-of-Spain		13./11. $12\frac{1}{4}^h$ p. m.	18./11. $6\frac{1}{2}^h$ a. m.	4	$18\frac{1}{4}$	—	—	—	—	—	—
P.-of-Spain	Bridgetown (Barbd.)	18./11. $6\frac{1}{2}^h$ a. m	19./11. $4\frac{3}{4}^h$ p. m.	—	—	—	—	—	—	1	$10\frac{1}{4}$
Bridgetown		19./11. $4\frac{3}{4}^h$ p. m.	20./11. $9\frac{1}{2}^h$ p. m	1	$4\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
Bridgetown	Kingstown (S. Vicent)	20./11. $9\frac{1}{2}^h$ p m.	22./11. 1^h a. m.	—	—	1	1	—	—	—	$2\frac{1}{2}$
Kingstown		22./11. 1^h a. m.	23./11. 5^h p. m	1	16	—	—	—	—	—	—
Kingstown	P.-Castries (S. Lucia)	23./11. 5^h p. m.	24./11. 1^h p. m.	—	—	—	$10\frac{3}{4}$	—	—	—	$9\frac{1}{4}$
Port-Castries		24./11. 1^h p. m.	26./11. $6\frac{1}{2}^h$ a. m.	1	$17\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
P. Castries	F.-de-France (Martq.)	26./11. $6\frac{1}{2}^h$ a. m	26./11. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	—	—	$3\frac{3}{4}$	—	—	—	4
Fort de France		26./11. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	30./11. 3^h p. m.	4	$\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
F.-de-France	S. Pierre (Martiniq.)	30./11. 3^h p. m.	30./11. 5^h p. m.	—	—	—	—	—	$1\frac{1}{4}$	—	$\frac{3}{4}$
S. Pierre		30./11. 5^h p. m.	1./12. $8\frac{1}{2}$ p m.	1	$8\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
S. Pierre	P. Roseau (Dominica)	1./12. $8\frac{1}{2}^h$ p. m.	2./12. $8\frac{1}{2}$ a. m.	—	—	—	$7\frac{3}{4}$	—	—	—	$4\frac{1}{4}$
Port-Roseau		2./12. $8\frac{1}{2}^h$ a. m.	3./12. $\frac{1}{4}^h$ a m.	—	$15\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
P.-Roseau	P.-à-Pitre (Guadelp.)	3./12. $12\frac{1}{4}^h$ a. m.	3./12. 2^h a. m.	—	—	—	5	—	—	—	$8\frac{3}{4}$
Point-à-Pitre		3./12. 2^h p. m.	6./12. 10^h a. m.	2	20	—	—	—	—	—	—
P. à Pitre	S. John (Antigua)	6./12. 10^h a. m.	7./12. $2\frac{3}{4}$ p. m.	—	—	—	$20\frac{1}{2}$	—	—	—	$8\frac{1}{4}$
S. John		7./12. $2\frac{3}{4}^h$ p. m.	8./12. $6\frac{1}{4}^h$ p. m.	1	$8\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
S. John	Basseterre (S. Kitts)	8./12. $6\frac{1}{4}^h$ p. m.	9./12. $8\frac{1}{2}^h$ a. m.	—	—	—	$11\frac{1}{2}$	—	—	—	$2\frac{3}{4}$
Basseterre		9./12. $8\frac{1}{2}^h$ a. m.	11./12. $4\frac{1}{4}^h$ a. m.	1	$19\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
Basseterre	Ch. Amalie (S. Tho.)	11./12. $4\frac{1}{4}^h$ a. m.	12./12. $10\frac{1}{4}^h$ a. m.	—	—	1	$4\frac{1}{4}$	—	—	—	$1\frac{3}{4}$
Charlotte Amalie		12./12. $10\frac{1}{4}^h$ a m	15./12. $9\frac{3}{4}^h$ p. m.	3	$11\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
Charlotte Amalie	S. Juan (Puertorico)	15./12. $9\frac{3}{4}^h$ p m	16./12. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	—	1	$13\frac{1}{2}$	—	—	—	3
S. Juan		16./12. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	21./12. 8^h a. m.	4	$17\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
S. Juan	S. Domingo	21./12. 8^h a. m.	23./12. 1^h p. m.	—	—	1	$20\frac{3}{4}$	—	—	—	$8\frac{1}{4}$
S. Domingo		23./12. 1^h p. m.	25./12. $9\frac{3}{4}^h$ a. m.	1	$20\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
S. Domingo	P.-au-Prince (Haïti)	25./12. $9\frac{3}{4}^h$ a. m.	31./12. $3\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	—	4	$11\frac{3}{4}$	—	—	1	$17\frac{3}{4}$
		1885	1886.								
Port-au-Prince		31./12. $3\frac{1}{4}^h$ p. m.	8./1. 6^h a. m.	7	$14\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
		1886									
P.-au-Prince	Kingston (Jamaica)	8./1. 6^h a. m.	10./1. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	—	1	$2\frac{1}{4}$	—	2	1	4
Kingston		10./1. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	18./1. 7^h a. m.	7	$16\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
Kingston	Havana	18./1. 7^h a. m.	25./1. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	—	6	$21\frac{1}{4}$	—	5	—	5
Havana		25./1. $2\frac{1}{4}^h$ p. m.	10./2. 6^h a. m.	15	$15\frac{3}{4}$	—	—	—	—	—	—
Havana	Nassau Hb (Provid.)	10./2. 6^h a. m.	13./2. $4\frac{3}{4}^h$ p. m	—	—	2	4	—	$\frac{1}{2}$	1	$6\frac{1}{4}$
Nassau-Harbour		13./2. $4\frac{3}{4}^h$ p. m.	15./2. $11\frac{3}{4}^h$ a. m.	1	19	—	—	—	—	—	—
Nassau H.	Cadiz	15./2. $11\frac{3}{4}^h$ a. m.	22./3. $8\frac{1}{2}^h$ a. m.	—	—	31	10	—	$13\frac{1}{2}$	2	$21\frac{1}{4}$
Cadiz		22./3. $8\frac{1}{2}^h$ a. m.	27./3. $6\frac{1}{2}^h$ a. m.	4	22	—	—	—	—	—	—
Cadiz	Cadiz	27./3. $6\frac{1}{2}^h$ a. m.	28./3. 8^h a. m.	—	—	—	$18\frac{3}{4}$	—	—	—	$6\frac{3}{4}$
Cadiz		28./2. 8^h a. m.	28./3. $3\frac{1}{4}^h$ p. m.	—	$7\frac{1}{4}$	—	—	—	—	—	—
Cadiz	Messina	28./3. $3\frac{1}{4}^h$ p. m	9./4. $7\frac{1}{2}^h$ a. m.	—	—	—	17	—	—	6	$23\frac{1}{4}$
Messina		9./4. $7\frac{1}{2}^h$ a. m.	13./4. $5\frac{3}{4}^h$ a. m.	3	$22\frac{1}{2}$	—	—	—	—	—	—
Messina	Pola	13./4. $5\frac{3}{4}^h$ a. m.	16./4. $2\frac{1}{2}^h$ p. m.	—	—	—	—	—	—	3	$8\frac{3}{4}$
Pola		16./4. $2\frac{1}{2}^h$ p. m.	19./4. 3^h p. m.	3	$\frac{1}{2}$	...	—	—	—	—	—
Summe..		15./8. 85. 3^h p. m.	19./4. 86. 3^h p. m.	105	$13\frac{1}{2}$	103	$5\frac{3}{4}$	2	11	34	$17\frac{3}{4}$

…ckgelegten Distanzen und des Kohlenverbrauches.

…e	Distanzen in Seemeilen: Verkürzung der directen Distanz. d. die vorgefundenen Strömungen	Verlängerung der directen Distanz. d. die vorgefundenen Strömungen	m. Rücksicht auf Strom zurückgelegte Distanz	wirklich zurückgelegte: unter Segel	wirklich zurückgelegte: unter Seg. u. Dampf	wirklich zurückgelegte: unter Dampf	wirklich zurückgelegte: Zusammen	mittlere Geschw. in Seemeilen pro Stunde	mittl. Geschw. in Seemeilen p. St.: unter Segel	mittl. Geschw. in Seemeilen p. St.: unt. Segel u. Dampf	mittl. Geschw. in Seemeilen p. St.: unter Dampf	Anzahl der geh. K. Feuer	Kohlenverbrauch für den Betrieb der Schiffsmasch. in Tonnen	Anmerkung
	—	—	—	—	—	—	—	10,5	—	—	10,5	12	7,9	
,9	—	—	239,9	—	5,0	245,7	250,7	6,27	—	5,—	6,4	6	35,2	
,5	—	—	483,5	15,0	—	474,4	489,4	6,34	3,19	—	6,46	6 & 9	64,5	
,6	—	24,0	1 096,6	348,6	—	750,1	1 098,7	5,27	3,82	—	6,4	6 & 9	112,0	
,9	3,3	—	706,6	566,0	—	204,2	770,2	3,47	3,05	—	5,59	6	31,4	
,7	87,5	—	2 694,2	2 517,3	208,4	247,3	2 973,0	3,42	3,18	5,84	5,35	6 & 3	62,6	
,0	—	14,5	218,5	—	—	228,7	228,7	6,68	—	—	6,68	6	28,7	
,0	22,5	—	76,5	70,5	—	6,8	77,3	2,81	2,82	—	2,72	6	3,5	
,2	10,1	—	50,1	7,0	—	47,5	54,5	2,72	0,65	—	5,16	6	10,5	
													1,4	
,8	4,0	—	32,8	18,5	—	14,5	33,0	4,26	5,0	—	3,62	6	4,0	
,6	—	—	12,6	—	9,0	4,6	13,6	6,80	—	7,5	6,57	6	2,7	
												6	1,7	
,0	2,5	—	34,5	20,5	—	17,0	37,5	3,13	2,66	—	4,05	6	3,2	
												6	0,6	
,5	—	—	58,5	19,0	—	45,3	64,3	4,69	3,8	—	5,2	6	6,6	
,8	—	2,4	103,2	71,6	—	35,5	107,1	3,71	3,49	—	4,33	6	8,6	
												6	1,0	
,3	4,0	—	62,3	58,1	—	16,5	74,6	5,25	5,06	—	6,11	6	4,8	
,7	4,9	—	138,8	138,1	—	14,0	152,1	5,07	4,89	—	7,24	6	5,7	
,9	—	—	74,9	59,1	—	17,8	76,9	4,66	4,38	—	5,93	6	5,3	
,0	2,6	—	238,4	250,8	—	20,9	271,7	5,13	5,61	—	4,55	6	7,8	
												6	3,1	
,0	29,8	—	447,2	233,6	—	272,6	506,2	4,61	2,17	—	6,54	6 & 12	3,8	
,4	—	4,0	289,4	104,2	17,5	170,4	292,1	5,18	3,97	8,75	6,09	6	26,0	
													2,2	
,0	15,8	—	724,2	686,9	42,5	31,5	760,9	4,34	4,16	8,5	6,3	6	8,8	
,5	98,6	—	294,9	127,4	4,0	189,6	321,0	5,07	2,45	8,0	6,28	6	22,0	
,0	138,2	—	3 513,8	3 208,1	100,5	410,4	3 719,0	4,45	4,25	7,44	5,93	6	48,7	
	—	—	—	50,2	—	38,5	88,7	3,47	2,68	—	5,74	6	7,2	
,0	1,5	—	1 130,5	327,3	—	1 003,7	1 331,0	5,11	2,90	—	5,86	6	102,5	
0	50,7	—	551,3	—	—	560,0	560,0	6,94	—	—	6,94	6	63,6	
	430,1	44,9	13 273,2	8 897,8	386,9	5 067,5	14 352,2	4,26	3,59	6,56	6,07	—	733,7	

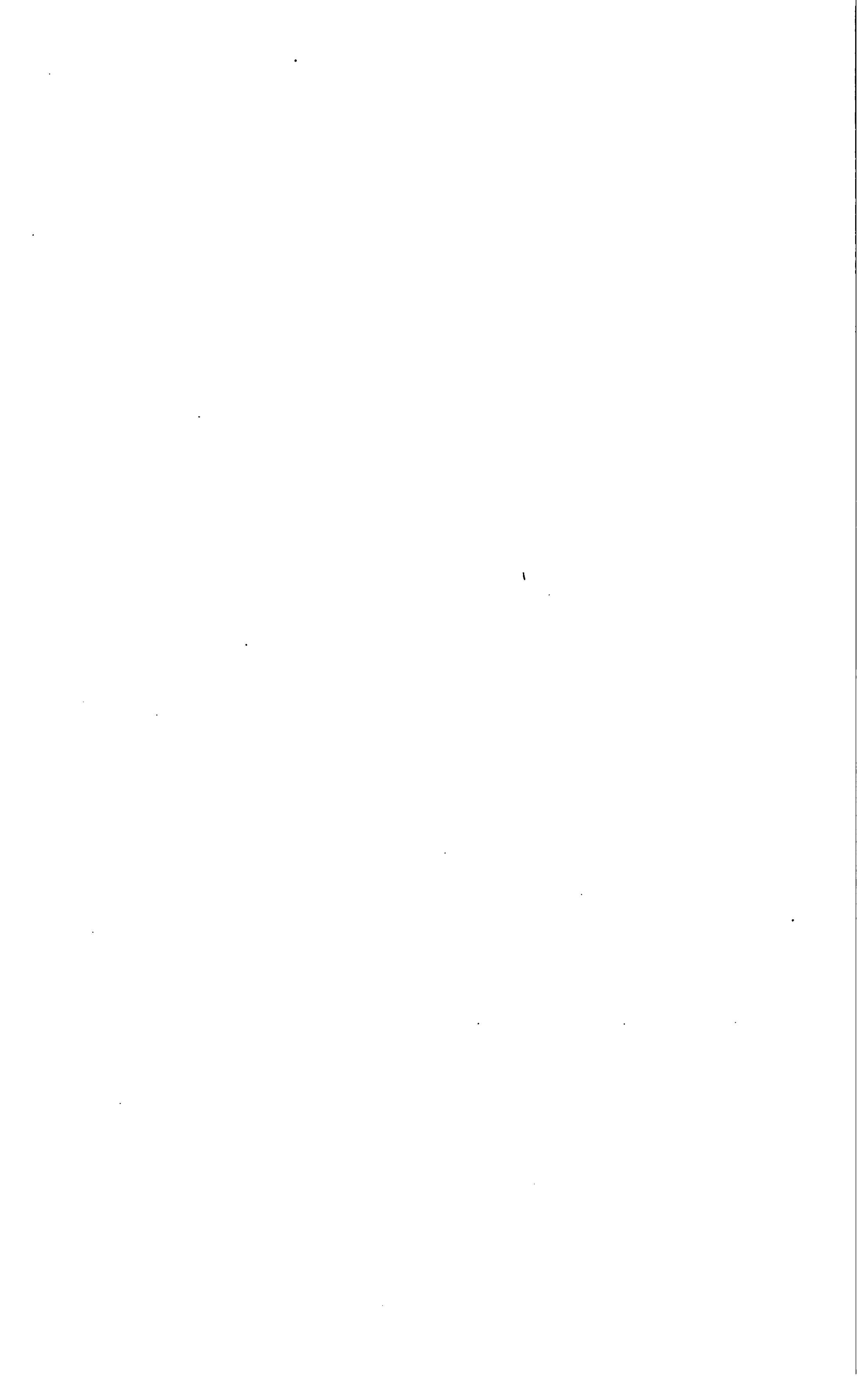
Anmerkung:

Während der Reise zum Destilliren an Kohlen verbraucht........ 30 t
" " " Kochen und ansonst .... 70 t
Daher Gesammtkohlenverbrauch... 833,7 t



IV.

Anhänge.



A. Zum Abschnitte über Tanger. (Seite 14.)

Der Ermittlung genauer Daten über den Handel Tangers bei der dortigen Douane stellten sich Schwierigkeiten entgegen, welche während der kurzen Anwesenheit nicht behoben werden konnten; es steht jedoch fest, dass der Import Tangers nicht belangreich ist und der Export, mit Ausnahme von 30 000 Stück Hornvieh und einer Quantität Häute, nicht viel zu verdienen gibt. Dampfer finden auch noch im Transporte von 3—6000 Mekkapilgern à 3 £ bis Dscheddah einigen Gewinn.

Für den ganzen Verkehr der Waren, welche wegen der Untiefen am Landungsplatze durchs Wasser zu tragen sind, reichen zwei Lichterboote zu 5—7 *t* und eine Viehbarke vollkommen aus.

Die Berührung dieser Rhede würde daher für jede Dampfergesellschaft, die directe Linien befährt und berechtigte Anforderungen stellt, Opfer an Zeit und Material erfordern, welche in keinem Verhältnisse zum mercantilen Ziele stünden.

Wollte man in dieser Richtung irgend einem gewinnversprechenden österreichischen Handel die Wege ebnen, so ließe sich sicher ein billiges Abkommen mit einer diese Route befahrenden Gesellschaft, bei einmaliger Umladung, erzielen.

Ein anderer Standpunkt kömmt allerdings in Betracht, wenn eine subventionirte Dampfergesellschaft verhalten wird auch weniger lucrative Linien zu befahren und directe Verbindungen Österreich-Ungarns, z. B. mit sämmtlichen afrikanischen Plätzen des Mittelmeeres herzustellen, in welchem Falle die Berührung Tangers Bedeutung gewinnen könnte.

Man hat in Tanger wesentlich mit zwei Factoren zu rechnen, zunächst mit dem bedeutenden Einfluss des Consularkörpers, in zweiter Linie mit den höchst rührigen und intelligenten israelitischen Kaufleuten, welche ebensowohl auf commerziellem als auch auf dem politischen und socialen Gebiete eine Macht sind.

Die vornehmsten und ersten Firmen Tangers sind:

1. S. Moses Nahon, Banca y negocio en general;
2. Moses Pariente, Banca y negocio en general;
3. Chaim Benschimol, Director der Banque transatlantique;
4. David Azuley & Co.

Nahon importirt Thee, Kaffee, Zucker, Manufacturen und Manchesterwaren, exportirt Baumwolle, Mais und Felle.

Moses Pariente ist Importeur und Exporteur derselben Waren.

Azuley & Co. sind vor allem En gros-Exporteure und liefern namentlich Hornvieh nach Gibraltar, Barcelona und Marseille.

Mit Ausnahme der Firma Benschimol, welche ausschließlich das Bankgeschäft betreibt, machen die drei anderen Firmen überhaupt alle sich bietenden Geld- oder Warengeschäfte.

Die Solidität der obgenannten Geschäftsleute ist in Marokko allgemein anerkannt; Fallissements gehören daselbst zu den großen Seltenheiten.

Große englische und continentale Banken und Häuser haben in Tanger Agenturen, wenn dieselben auch nicht öffentlich als solche declarirt sind. Es erscheinen in Tanger vertreten:

1. Union Bank of London (Pariente).
2. London & Westminster Bank.
3. Baring & Brothers, London.
4. G. S. Morgan & Co., New-York und Boston.
5. Braun, Shizely & Co., New-York.
6. Compagnie Algérienne, Paris, Algier.
7. Crédit Lyonnais (Benschimol).

An Dampferverbindungen bestehen:

a) Compagnie transatlantique von Oran: für Waren. Ankunft jeden Mittwoch. Agent Benschimol.

b) N. Paquet in Marseille; Personen- und Warendampfer. Ankunft den 7. und 22. jeden Monates von Marseille. Agent Benschimol.

c) Forwood & Brothers; Dampferverbindung von London alle drei bis vier Wochen. Agent M. Pariente.

d) Robert M. Sloomann; ganz unregelmäßige Dampferverbindung von Hamburg. Agenten: Firma Hessner & Joachimssohn in Tanger, die einzige deutsche Firma.

Die Abfahrtszeiten der vorangeführten Dampfer richten sich nach der Ladung.

Der Import umfasst folgende Artikel:

Thee, Kaffee, Zucker, Manufacturen. Öl kommt von Mogador, Conserven von Frankreich und England; Quincaillerien aus Deutschland und Frankreich, zum Theile auch aus England.

Galanteriewaren werden aus Frankreich, Kerzen aus Hamburg, Antwerpen und Marseille, Seifen aus Frankreich, Zucker in kleinen Broten, die allein hier gangbar sind, ebenfalls von dort bezogen.

Messer ordinärster Gattung mit Holzgriff, 1000 Stück zu 40 Francs, und Fez liefert Österreich.

Holz wird zum Theile in Marokko selbst gewonnen, zum Theile auch via Gibraltar bezogen.

Eisenträme zu Bauten liefert vorwiegend Belgien. Waffen aller Art und Schießpulver sind Monopolartikel, dies hindert jedoch keineswegs, dass Pulver aus England, Waffen aus Amerika und England im Wege des Schleichhandels in großen Mengen eingeführt werden. Moderne gute Waffen sind begehrt und in allen Systemen vertreten, zumeist jedoch Henry-Martini, Winchester und Remington.

Tabak ist ebenfalls Monopol des Staates, es wird jedoch auch damit der Schmuggel lebhaft betrieben und gelangen Cigarren und Tabaksorten aus

Amerika, insbesondere aus Kentucky und Havana, zumeist über Gibraltar zur Einfuhr.

Möbel aus gebogenem Holze sind begehrt; sie kommen aus Frankreich und Deutschland, von dort auch ein leichtgebrautes Bier.

Lampen und Bronzen liefert Frankreich.

Nach Aussage vieler in Tanger ansässiger, wohlbewanderter und verlässlicher Leute würden Möbel aus gebogenem Holze ein ganz bedeutendes Absatzgebiet finden; auch österreichisches Bier würde zweifelsohne dem deutschen erfolgreiche Concurrenz bereiten können, vorausgesetzt, dass die Qualität stets gleichmäßig und gut bliebe.

Die Waren werden in Consignation gegeben. Zahlung conform der Abmachung meist in Drei- bis Viermonatsaccepten.

Der Export von Cerealien durch Private ist nicht gestattet. Die Regierung besorgt diesen Handelszweig auf eigene Rechnung mit glänzendem Resultate.

Der Importzoll beträgt 10% des Wertes jeder Ware; Exportzoll nach speciellen, mit der Regierung zu vereinbarenden Tarifen.

Fraudulöse Fallissements sind in Tanger selten. Executionen geschehen im Wege der Consulate.

B. Zum Abschnitte über Trinidad. (Seite 31.)

Cacao, einer der wichtigsten Ausfuhrartikel der Insel, wird hauptsächlich in den Thälern einer der Nordküste entlang laufenden Bergkette gepflanzt; kleinere Culturen dieser Gattung findet man auch an der Südküste und auf dem Hügellande von Montserrat. Feuchter Thalgrund (Vegas genannt) ist für das Gedeihen des Cacaobaumes der geeignetste Boden und ist der Ertrag der Bäume in den Vegas ergiebiger als an den Bergabhängen. Ein einzelner Cacaobaum kann bis zu 25 *℔.* engl. Cacaobohnen geben, doch ist der Ertrag auf den Pflanzungen, eines ins andere gerechnet, nur 2 lbs. pro Baum, da nicht alle Bäume zugleich tragen.

Cacao wird im dortigen Handel pro Fanega zu 110 lbs. (Hohlmaß = 55,4 *l*) verkauft und in Säcken von 165 lbs. netto oder $1^1/_2$ Fanega verschifft. Der Preis von gutem Cacao war zur Zeit der Anwesenheit von S. M. Schiff Zrinyi augenblicklich hoch, da die Ernte sich verzögert hatte und nur geringe Vorräthe am Lager waren; es wurden bis zu 18 $ pro Fanega bezahlt; als Mittel können 14—15 $ pro Fanega angenommen werden.

Die Ausfuhr von Cacaobohnen betrug im Jahre 1884 13 366 845 lbs., welche theils nach England, theils nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreich giengen.

Die Ausfuhr dieses Artikels im Jahre 1885 erreichte schon bis 15. November 13 487 780 lbs. und ließ erwarten, dass diese Ziffer bis Jahresschluss 14 Millionen lbs. übersteigen würde.

Für Verschiffungen nach London, wenn nicht auf feste Ordre, werden gewöhnlich zwei Drittel des Facturawertes in Wechseln auf 90 Tage Sicht in Livres Sterling gezogen. Der Curs von 1 £ war 4,80 $, doch schwankte derselbe bedeutend.

Die Colonial Bank (die einzige Bank, welche daselbst besteht, obwohl noch ein Feld für mehrere wäre) bestimmt den Wechselcurs.

Auf Cacao, nach den Vereinigten Staaten verschifft, wird in Dollars 60 Tage Sicht gezogen und auf solchen nach Frankreich 90 Tage Sicht in Livres Sterling, da diese Wechsel gewöhnlich in London zahlbar gemacht werden. Wird aber auf Paris, Havre oder Bordeaux in Francs gezogen, so ist der Mittelcurs 5,20 Francs für 1 $.

Wenn Cacao durch die Agenten der in Port of Spain einlaufenden Dampfer, sei es nach Europa oder den Vereinigten Staaten, verschifft wird, so tragen

die verschiedenen Dampfercompagnien die Verschiffungsspesen, indem sie die zu verschiffenden Producte mit ihren eigenen oder gemieteten Lichtern frei an Bord bringen. Lichterspesen, wenn solche bezahlt zu werden haben, wie z. B. bei Verschiffungen mittels Segelschiffen, betragen 0,05 $ pro Sack Cacao.

Die Frachten für Dampfer sind folgende:

Royal Mail nach London 3 £ pro Ton und 5 %.
„ „ „ Havre 2 £ 10 sh. pro Ton und 5 %.
„ „ „ Bremen 3 £ 10 sh. pro Ton und 5 %.
„ „ „ Hamburg 3 £ 10 sh. pro Ton und 5 %.
Directe London Linie nach London 3 £ und 5 %.
Holländische Linie nach Amsterdam 3 £ und 5 %.
Amerikanische Linie nach New-York 50 Cents pro Sack netto.

In Port of Spain sind keine Mäkler vorhanden. Die Ausschiffung und Landung der Waren ist meistens im Schiffsmanifeste bedungen und fällt dem Schiffe zur Last. Für die Verfrachtung eines Schiffes werden 5 % berechnet, von denen je ein Drittel der Capitän, der Warenabsender und das als Agent fungirende Haus eincassirt.

Was die Qualität des Cacaos auf der Insel Trinidad anbelangt, so soll dieselbe in England sehr geschätzt sein und erzielen hauptsächlich Cacaos, welche von größeren Pflanzern direct nach London verschifft werden und auf deren Zubereitung bei der Fermentation und beim Trocknen große Sorgfalt verwendet wurde, sehr hohe Preise.

Chocoladefabriken gibt es auf Trinidad nur eine und fabricirt dieselbe nebst Chocolade in Tafeln auch Cacao- und Chocoladepulver.

Cocosnüsse sind hauptsächlich an der Ostküste der Insel dem Meeresstrande entlang angepflanzt; eine deutsche Firma H. E. Urich & Son besitzt dort mehrere Pflanzungen und verarbeitet ihre Nüsse theils zu Öl, theils führt sie dieselben nach England und den Vereinigten Staaten aus, und zwar in Segelschiffen, welche nach der Ostküste gehen und von dort direct ausklarirt werden. Auf der Südwestspitze der Insel gibt es ebenfalls größere Cocosplantagen.

Ausgeführt wurden im Jahre 1884: $10^3/_4$ Millionen Nüsse und im Jahre 1885 bis 15. November 7 Millionen Nüsse. Der Ausfall im Export hatte seinen Grund in der anhaltend trockenen Witterung, welche das Gedeihen dieser Frucht in hohem Grade beeinträchtigt.

Der mittlere Preis ist 10 $ pro Tausend Nüsse, doch schwankt derselbe je nach den Marktverhältnissen der europäischen Plätze.

Österreichisch-ungarische Schiffe kommen verhältnismäßig sehr selten nach Trinidad und übersteigt deren Zahl selten 5—6 im Jahre. Die weiter unten angeführte Tabelle gibt eine Übersicht der wichtigsten Dampferverbindungen mit Trinidad.

Eine Handelskammer ist in Trinidad wohl vorhanden, dieselbe hatte aber zur Zeit der Anwesenheit Sr. M. Schiff Zrinyi seit zwei Jahren keine Sitzung gehalten.

Die allein cursirende Münze ist das Livre Sterling und seine silberne Scheidemünze; zeitweise wird auch der Golddollar vollwertig angenommen; sämmtliche Facturen werden aber auf Dollar gestellt. Wie zuvor erwähnt, wird der Umrechnungscurs von Livre Sterling in Dollar von der Bank festgesetzt.

Hypothekenbücher sind vorhanden und beträgt der einklagbare Zinsfuß $10^0/_0$; die Bankrate bewegt sich um 6 %.

Wechsel auf Plätze mit anderer Währung als Dollar und Livre Sterling erleiden einen nach Willkür der Bank bemessenen Verlust.

Grund und Boden ist sehr billig und kostet ein Acre 10 sh bis 1 £.

Sämmtliche Minen Venezuelas haben in Port of Spain ihre Agenten, welche bei Goldverschiffungen die gezogenen Wechsel auf Londoner Firmen hier escomptiren lassen und das Geld nach Venezuela remittiren. Bei Waren, welche nach Trinidad in Consignation kommen, werden inclusive Delcredere von den meisten Häusern 5 %, von einigen 7$^1/_2$ % Spesen berechnet.

Der Etablirung eines österreichisch-ungarischen Warenmusterlagers steht nichts im Wege; es sollte dies jedoch möglichst bald geschehen, da Deutschland bereits ein solches in Demerara errichtet hat.

Aus Österreich-Ungarn liefern Pollak & Söhne Schuhwaren, Thonet Möbelwaren.

Meerschaum-, Bronze-, Nickelgalanteriewaren, Briefpapier in Cassetten, Regenschirme, Petroleumlampen, Öldruckbilder, Schuhe, echter und falscher Schmuck (Dutzendware) und sonstige österreichische Specialitäten, auch Wein und Bier wären zur Importation geeignet. Bier müsste in billigeren Flaschen, gleich den englischen Gussflaschen, zur Versendung gelangen. Nach Trinidad gestellt kommt eine Halbmaßflasche Dreherbier auf 1 sh 2 d. Mehl kommt ausschließlich aus den Vereinigten Staaten; auch sind amerikanische Lebensmitteldetaillisten am Patze ansässig.

Während des Decenniums 1873—1884 betrugen die Gesammtwerte der Handelsbewegung auf Trinidad:

	Import	Export
1874	1 342 992 £	1 412 260 £
1875	1 507 794 „	1 625 082 „
1876	1 666 268 „	1 636 618 „
1877	1 708 457 „	2 093 650 „
1878	1 901 401 „	1 839 067 „
1879	2 228 271 „	2 264 744 „
1880	2 382 632 „	2 185 512 „
1881	2 226 276 „	2 099 101 „
1882	2 399 795 „	2 452 033 „
1883	2 663 022 „	2 686 670 „

Vom Importe entfallen bedeutende Werte auf Bekleidungsstoffe und Nahrungsmittel. Im Jahre 1883 wurden eingeführt: Baumwollen-, Leinen- und Schafwollartikel für 317 878 £, Leder für 50 803 £, Mehl für 137 639 £, Reis für 112 802 £, gesalzene und sonstige Fleischwaren für 52 841 £, getrocknete und gesalzene Fische für 56 353 £. Von den Exportwerten entfielen im Jahre 1883 auf Zucker 886 172 £, Melasse 74 066 £, Cacao 409 622 £.

Die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben betrugen in den Jahren:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	276 529 £	294 006 £
1875	291 469 „	282 294 „
1876	316 170 „	318 362 „
1877	310 337 „	312 586 „
1878	470 513 „	405 190 „
1879	419 885 „	369 351 „

	Einnahmen	Ausgaben
1880	485 789 £	458 640 £
1881	464 968 „	500 423 „
1882	437 383 „	441 193 „
1883	458 344 „	464 430 „

Schiffahrtsbewegung, d. i. Gesammttonnenzahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe, mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt, in den Jahren:

	Dampf- und Segelschiffe aller Flaggen	Davon nicht-englischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	526 169 *t*	209 424 *t*	nicht registrirt
1876	516 828 „	203 535 „	„
1877	611 996 „	238 514 „	„
1878	678 286 „	259 801 „	„
1879	808 063 „	259 581 „	„
1880	877 611 „	258 298 „	587 355 *t*
1881	833 879 „	265 858 „	560 271 „
1882	839 963 „	252 960 „	575 289 „
1883	931 068 „	254 680 „	659 995 „

An der bedeutenden Steigerung der Schiffahrtsbewegung hatte somit beinahe nur die englische Flagge Antheil.

Dampferverbindung mit Trinidad.

	Linie	Ausgangshafen	Ankunft	Abfahrt	Bestimmung	Agenten
1	Royal Mail, Postdampfer	Southampton via Barbadoes u. Grenada mit Verbindung von Hamburg, Bremen, Antwerpen u. Havre	jeden zweiten Freitag, z. B. 6. u 20. November u. 4. December	jeden zweiten Sonnabend, z. B. 14. u. 28. November, 12. Decemb.	Southampton, Cherbourg u. London, Verbindung mit Hamburg, Antwerpen etc.	F. J. Scott & Sons
2	Royal Mail, Frachtdampfer	dto. von Southampton direct	einmal monatlich	nach Ankunft d. resp. Postdmpf.	Carúpano, La Guayra, Port Cabello etc. bis nach Colon	dto.
	dto.	Colon u. Zwischenplätze	dto.	—	Southampton, London u. Continent	dto.
3	Comp. Générale Transatlantique, Postdampfer	Hâvre via Bordeaux, Santander, Martinique, Guadeloupe u. Sta. Lucia	12., 14. jed. Mts.	12., 14.	Carúpano etc. bis nach Colon	A. Ambard & Sons
	dto.	Colon u. Zwischenplätze	1., 2. jed. Mts.	1., 2.	Sta. Lucia, Guadeloupe, Martinique, Santander, Bordeaux u. Hâvre	—
4	West India & Pacific, Frachtdampfer	Liverpool via Barbadoes	monatl. 3 Dampf. jd. Dienstg. fällig	—	La Guayra etc., Colon und weiter	Colonial Company
5	Harrison Line, Frachtdampfer	dto.	einmal monatlich jd. Dienstg. fällig	—	La Guayra etc., Colon und New-Orleans	J. W. Harriman & Co.
6	Scruttons Line (direct), Frachtdampfer	London via Barbadoes	unbestimmt	—	Kleine Antillen u. zurück nach London	Colonial Company
7	Holss Line	Liverpool via Barbadoes	dto.	—	unbestimmt	—
8	Holländische Postdampfer	Amsterdam via Surinam u Demerara	6., 7. jed. Mts.	6., 7.	Curaçao	dto.
	dto.	Curaçao, Porto-Cabello u. La Guayra	16., 17. jed. Mts.	16., 17.	Amsterdam via Demerara und Surinam	—
9	Glasgow Line	Glasgow	einmal monatlich	—	Demerara	A. Cumming & Co.
	dto.	Demerara	dto.	—	London oder New-York	—
10	Quebeck Line	New-York u. kleine Antillen	unbest., häufig	—	Kleine Antillen u. New-York	Clairmonte & Co.
11	S. S. Barracouta	dto.	dto.	—	dto.	dto.
12	S. S. El Callao	New-York via Carúpano	dto.	—	Ciudad Bolivar u. zurück via Trinidad nach New-York	C. Schock & Co.
13	Orinoco Line	Ciudad Bolivar	11., 21. u. 31., 1. jeden Monates	5., 15. u. 25.	Ciudad Bolivar	E. Lee
14	S. S. Bermudez	Pt. Cabello, La Guayra, Barcelona, Cumaná, Carúpano	1. jeden Monates	3.	dto.	C. Schock & Co.
	dto.	Ciudad Bolivar	11., 12. jed. Mts.	14., 15.	Carúpano, Cumaná etc. bis Porto-Cabello	—

Über die Handelsverhältnisse der Trinidad benachbarten festländischen Republik Venezuela und des holländischen Theiles von Guyana erhielt der Commandant S. M. Schiffes Zrinyi von dem in Paramaribo (Holländisch-Guyana) ansässigen österreichischen Staatsangehörigen, Herrn E. Dränger, schätzenswerte Daten und Aufschlüsse, wovon das Wichtigere hier seinen Platz finden möge.

Herr Dränger schreibt im wesentlichen Folgendes:

Die allgemein schlechte Conjunctur in den westindischen und südamerikanischen Colonien hat auf die Surinamer Verhältnisse eine tiefer als in den anderen Colonien eingreifende Wirkung geübt. Holländisch-Guyana, vor 50 Jahren die blühendste Provinz, ist insbesondere seit der Emancipation der Sclaven im Jahre 1863 successive zurückgegangen; doch würde es zu weit führen die Gründe, welche dies verursachten, hier zu erörtern. Thatsache ist, dass Landbau und Handel von keiner Bedeutung mehr sind.

Holländisch-Guyana besitzt eine Bevölkerung von 51 000 Seelen, von denen 25 000 die Hauptstadt bewohnen; der Rest vertheilt sich auf das außerordentlich fruchtbare Territorium von circa 190 000 km^2.

Von den zu Anfang des Jahrhundertes florirenden 400 Zucker-, Baumwoll- und Kaffeepflanzungen bestehen kaum mehr einige wenige. Mit Ausnahme dieser und einiger anderer, auf welchen statt des Kaffees das Pflanzen des Cacaos in Angriff genommen wurde, stehen alle übrigen verlassen da.

Cacaoplantagen rentiren sich, trotzdem die Arbeitslöhne hoch und Anlage wie Leitung nicht immer in den besten Händen sind, noch immer ziemlich gut. Die häufig angetroffenen geringen Berufskenntnisse einestheils, eine ziemlich allgemein verbreitete Energielosigkeit und Indolenz anderentheils, tragen einen großen Theil der Schuld an dem traurigen Zustande der Colonie.

Das starke Fallen der Zuckerpreise macht die äußerst primitiv eingerichteten Pflanzungen und Zuckerfabriken der Colonie nicht mehr concurrenzfähig und ist auch angesichts des Mangels an Capitalien zu nothwendigen Verbesserungen, die Aussicht auf eine bedeutende Steigerung der Zuckerproduction so gut wie ausgeschlossen. Von den noch bestehenden Plantagen sehen in der nächsten Zeit einige einem nothleidenden Dasein, die meisten aber ihrer Auflassung entgegen.

Holländisch-Guyana besitzt im Inneren ziemlich bedeutende Goldlager, die gegenwärtig bloß durch Waschen ausgebeutet werden; an die Verwertung der reichen Vorräthe an Goldquarzen wurde bis nun nicht gedacht. Die Goldsucher hatten in den letzten zwei Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Flüsse der anhaltenden Trockenheit wegen so geringen Wasserstand hatten, dass sie nicht mehr befahren werden konnten. Die Erfolge der Goldsucher sind sehr verschieden, und während einige, vom Glücke begünstigt, sich Reichthümer erwerben, erzielt die größere Anzahl entweder gar keinen oder nur sehr geringen Gewinn.

Dass unter solchen Umständen der Handel nicht blühen kann, ist leicht begreiflich. Der Consum ist im allgemeinen bei der Bedürfnislosigkeit der Tropenbewohner ein sehr geringer. Das ärmere Volk kauft von den eingeführten Lebensmitteln bloß aus den Vereinigten Staaten bezogene Fische schlechtester Qualität, welche, lange gelagert, zumeist schon in den Zustand der Verwesung überzugehen beginnen.

Salzfleisch, Mehl, Petroleum etc. wird ebenfalls von Amerika eingeführt.

Von Holland aus wird die Colonie mit Lebensmitteln für die besseren Stände, sowie für die Truppen und Marine versehen. Industrie-Erzeugnisse, die

eingeführt werden, kommen meistens aus Amsterdam, sind aber in den seltensten Fällen holländischen Ursprunges. In letzterer Zeit wurden auch Verbindungen außerhalb Amsterdams angeknüpft.

In Getränken wird ein für die Verhältnisse bedeutender Umsatz entwickelt. Bier kommt theilweise direct aus Deutschland und England, theilweise indirect durch Amsterdamer Vermittlung; ein nicht unbedeutender Theil ist holländisches Product. Genever wird in großen Quantitäten aus Holland, Cognac aus Bordeaux (direct wie indirect über Amsterdam) importirt.

Österreich-Ungarn könnte in folgenden Artikeln concurriren:

Biere leichter Qualität, billig im Preise, könnten ebenso guten Absatz wie die deutschen finden.

Glaswaren und Lampen aus Böhmen.

Confectionsartikel.

Schuhwaren aus Wien.

Möbel aus gebogenem Holze werden noch wenig eingeführt, würden aber bei einiger Mühe den aus den Vereinigten Staaten bezogenen Artikeln dieser Branche eine empfindliche Concurrenz machen.

In Mehlen feinster Qualität ließe sich sowohl in Holländisch-Guyana als auch in den anderen Colonien und südamerikanischen Republiken ein Geschäft entwickeln, da die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche den Markt dominiren, in feinen Sorten überhaupt nicht leistungsfähig sind.

Bezüglich Venezuelas sagt man, es habe sich unter der Administration des dermaligen Präsidenten, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Zukunft wiedergewählt werden wird, bedeutend gehoben. Herr E. Dränger war nicht imstande, dies zu bemerken. Das Land ist seiner Ansicht nach ärmer denn je,[1]) trotzdem ihm die reichsten Hilfsquellen zur Seite stehen, und die natürlichen Schätze Venezuelas bleiben, der Unsicherheit der Zustände halber, ungehoben.

Diese Verhältnisse sind jedoch nicht imstande, das englische, nordamerikanische und französische Capital abzuschrecken, welches sich auf Basis von Actienbetheiligung zu den Unternehmungen drängt.

Augenblicklich leidet Venezuela an zwei Übeln, welche seine Consumfähigkeit beschränken. Das eine ist der Rückgang der Kaffeepreise, das andere die Heuschreckenplage, welche seit Jahren das Land heimsucht. Vielerlei wurde bereits zur Vertilgung dieser schädlichen Thiere verfügt und versucht, alles jedoch ohne einen Erfolg zu erzielen.

Herr E. Dränger gibt in seinem Berichte eine Anzahl von statistischen Daten bezüglich Venezuelas für das Jahr 1888, kann jedoch, da sie seiner Ansicht nach schöngefärbt sein dürften, für die Richtigkeit derselben keine Gewähr leisten. Nach denselben stellte sich das Bild der Landesproduction folgendermaßen dar:

---

[1]) Der Herr Berichterstatter scheint hier nicht auf einem rein objectiven Standpunkte zu stehen. Die statistischen Daten, welche in der Folge gebracht werden, vermögen, selbst wenn man einer gewissen Schönfärberei, die nach Herrn Dränger vorwalten soll, Rechnung trägt, den Schluss der großen Armuth der Bevölkerung nicht zu rechtfertigen. Im Gegentheile ließe sich, wenn man Besitz- und Landesproduction insbesondere aber den Verbrauch, der Bevölkerungsziffer von 2 Millionen entgegenstellt, aus den Resultaten eher ein nicht unbedeutender Wohlstand ableiten, was auch mit dem angeführten Zudrange des Capitales der Haupthandelsnationen nach Venezuela sich besser in Einklang bringen lässt.

Agriculturproducte:

Ausfuhr	84 000 *t* im Werte von		66,5	Millionen Bolivares [1].
Verbrauch	1 390 000 *t* „ „ „		209,5	„ „
		Gesammtwert	276,0	Millionen Bolivares.

Viehzucht und deren Producte:

Ausfuhr	3 894 *t* im Werte von		7,5	Millionen Bolivares.
Verbrauch	266 993 *t* „ „ „		137,3	„ „
Nachwuchs			47,8	„ „
		Gesammtwert	192,6	Millionen Bolivares.

Minenindustrie:

Gold [2]			16,2	Millionen Bolivares.
Kupfer [3]	30 000 *t* im Werte von		6	„ „
Andere Erze			0,005	„ „
		Gesammtwert	22,2	Millionen Bolivares.

Jagd und Fischfang:

Ausfuhr	136 *t* im Werte von		0,09	Millionen Bolivares.
Verbrauch	91 057 *t* „ „ „		45,5	„ „
		Gesammtwert	45,6	Millionen Bolivares.

Handel und Industrie:

Ausfuhr [4]	104 *t* im Werte von		0,08	Millionen Bolivares.
Handels- und Fabricationsgewinn			102,3	„ „
		Gesammtwert	102,4	Millionen Bolivares.
		Summa	638,8	Millionen Bolivares.

Von dem Areale Venezuelas waren im Jahre 1883 mit Kaffee 138 900 *ha*, Cacao 24 596 *ha*, Zuckerrohr 39 300 *ha*, Gemüse u. dgl. 39 260 *ha*, verschiedenen Früchten 8660 *ha*, Cocospalmen 850 *ha*, Tabak 6305 *ha*, Baumwolle 2000 *ha*, Indigo 650 *ha*, Yuca 11 300 *ha*, Mais 27 500 *ha*, Korn 4530 *ha*, Bananen 37 353 *ha* bebaut.

Der Viehstand zählte:

Kühe und Stiere	2 926 733
Ziegen und Schafe	3 490 563
Pferde	291 603
Maulthiere	247 703
Esel	658 764
Schweine	976 000

Das jährliche Erträgnis betrug an:

Kuhmilch	34 016 920 *kg*
Käse	17 040 338 „
Ziegen- und Schafmilch	6 612 060 „
„ „ Schafkäse	1 100 360 „
Schweinefett	13 560 668 „
Zusammen	72 330 346 *kg*.

[1]) 1 Bolivar = 1 peso venezolano = ca. 5 Frcs.
[2]) Zum größten Theile aus der Mine „El Callao“ stammend.
[3]) Aus der Mine „Arana“.
[4]) Von im Lande erzeugten Artikeln.

Das Erträgnis der Goldminen betrug in den Monaten August und October 1884 in Onzas à 28,756 *g*:

	August 1884	October 1884
Callao-Mine	15 953 Onzas	12 459 Onzas
Panama-Mine	1 211 „	3 265 „
Chile-Mine	908 „	3 005 „
Potosi-Mine	429 „	2 311 „

Der Import und Export von Venezuela gestaltete sich im Jahre 1883 von und nach den einzelnen Häfen in Dollars:

	Ausfuhr von Venezuela	Einfuhr nach Venezuela
Hamburg	10 802 441 Dollars	15 006 461 Dollars
Hâvre	7 948 502 „	4 562 656 „
Bordeaux	—	3 004 217 „
St. Nazaire	—	2 060 848 „
Marseille	1 992 345 „	970 941 „
London	—	55 151 „
Liverpool	3 129 575 „	16 332 422 „
Southampton	593 350 „	2 173 555 „
New-York	26 578 554 „	16 626 908 „
Barcelona	300 385 „	1 138 177 „
Antwerpen	11 500 „	43 923 „
„ über Amsterdam		19 540 „

Die Handelsbewegung zwischen England und Venezuela stellen die nachfolgenden, für die Jahre 1865—1883 zusammengestellten Daten dar:

	Ausfuhr von Venezuela nach England	Einfuhr von England nach Venezuela
1865	221 331 £	397 956 £
1866	202 031 „	416 776 „
1867	85 943 „	269 117 „
1868	30 803 „	275 550 „
1869	71 325 „	440 240 „
1870	81 915 „	147 944 „
1871	59 515 „	320 980 „
1872	122 621 „	547 678 „
1873	97 772 „	541 620 „
1874	50 545 „	528 046 „
1875	37 136 „	765 419 „
1876	54 878 „	697 821 „
1877	63 739 „	633 740 „
1878	98 349 „	483 451 „
1879	114 904 „	470 185 „
1880	198 304 „	436 835 „
1881	209 641 „	490 581 „
1882	263 029 „	474 101 „
1883	327 071 „	642 376 „
Zusammen	2 390 852 £	8 980 416 £

Gesammtumsatz 11 371 268 £.

Zu diesen Ausweisen bemerkt der Gewährsmann, man sei im allgemeinen bemüht, den ökonomischen Zustand des Landes möglichst günstig darzustellen, um dasselbe creditfähiger erscheinen zu lassen, und räth zu großer Vorsicht bei den Handelsoperationen.

Die Guano-Ausfuhr soll von Mitte September 1883 bis anfangs October 1884 von der zu Venezuela gehörigen Insel Orchila 11 000 *t* betragen haben und mit ca. 30 Schiffen nach verschiedenen Häfen der Vereinigten Staaten verschifft worden sein.

Bezüglich der berühmten Mine von Callao, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und officiellen Angaben gemäß im August 1884 901 600 Dollars, im October desselben Jahres aber 644 000 Dollars producirt haben soll, hält es Herr E. Dränger nicht für gerathen, sich von diesen Zahlen blenden zu lassen. Wenn es auch nicht zu bestreiten ist, dass die vier vorangeführten Minen große Mengen Goldes produciren, so stehen dem die vielen anderen gegenüber, welche niemals reussirt haben.

Waren aus allen Ländern sind nach Ansicht des Herrn E. Dränger in Venezuela unterzubringen, und lohnt es sich der Mühe, die Aufmerksamkeit der Interessenten auf dieses Absatzgebiet zu lenken. Um jedoch nützliche Verbindungen anzubahnen, müsste man sich solcher Vermittler bedienen, die mit den Platzverhältnissen vollkommen vertraut sind. — Sowohl die für Surinam aufgegebenen Artikel als noch manche andere sind in Venezuela concurrenzfähig, sobald nur die nöthigen Verbindungen angeknüpft werden, wobei jedoch, wie erwähnt, große Vorsicht am Platze ist.

C. Zum Abschnitte über Barbadoes. (Seite 40.)

Die Handelsbewegung im Decennium 1874—1883 betrug:

	Einfuhr	Ausfuhr
1874	1 049 248 £	1 140 767 £
1875	1 187 493 „	1 479 910 „
1876	1 027 871 „	944 303 „
1877	1 144 813 „	1 097 912 „
1878	1 102 724 „	1 078 411 „
1879	1 023 797 „	1 259 158 „
1880	1 170 736 „	1 166 388 „
1881	1 119 212 „	1 140 361 „
1882	1 162 866 „	1 193 295 „
1883	1 155 341 „	1 141 133 „

Die Lebensmittel bilden auch auf Barbadoes einen bedeutenden der Importwerte. Doch wird ein Theil der importirten Lebensmittel nach den Nachbarinseln reexportirt.

Die bezüglichen Werte im Jahre 1883 waren:

	Einfuhr	Reexport
Butter für	49 240 £	—
Korn und Hülsenfrüchte	54 022 „	—
Mais und Maismehl	34 927 „	—
Mehl	105 204 „	45 704 £
getrocknete Fische	41 615 „	11 582 „
getrocknete und gesalzene Fleischwaren	59 204 „	18 083 „
Reis	76 490 „	20 650 „

Der Wert an importirten Bekleidungsstoffen und -Artikeln war im Jahre 1883 158 258 £; Guano wurde für 34 600 £ eingeführt.

Dem Hauptausfuhrsartikel Zucker kam im Jahre 1883 ein Wert von 752 688 £, der Melasse 148 902 £, dem Rum 194 £ zu.

Im obigen Decennium betrugen die öffentlichen

	Einnahmen	Ausgaben
1874	123 869 £	123 961 £
1875	132 122 „	126 844 „
1876	117 057 „	123 727 „
1877	121 482 „	119 611 „

	Einnahmen	Ausgaben
1878	139 191 £	124 308 £
1879	121 751 „	124 889 „
1880	136 403 „	136 767 „
1881	132 941 „	138 367 „
1882	141 713 „	145 311 „
1883	140 079 „	149 298 „

Die Hauptfirmen auf der Insel Barbadoes sind:

a) Commission and General Merchants:

J. A. Clairmonte & Co.; Louis Son & Co.; G. P. Unisson Son & Co.; W. P. Leacock & Co.; M. Cavant & Co.; Da Costa & Co.

b) Ship-Brokers:

T. A. Laurie; Häntschel & Co.; J. A. Skeete & Co.

c) Provisions, Groceries & Dry Goods:

D. P. Cötton & Co.; G. W. Mitfield & Co.; Mitfield & Manning; Da Costa & Co.

d) Ships stores etc.:

John Hoadt & Co.; John Herbert; R. Wayman & Co.

Die Schiffsmäkler auf Barbadoes sind mit sämmtlichen amerikanischen Plätzen in telegraphischer Verbindung und verfügen daher sozusagen über jede Frachttonne. Alle nothwendigen und wissenswerten Daten über Hafen-, Lotsen-, Ladegebüren und Zollauslagen, die zu vergebenden Frachten, Bankrate, Platzpreise, Lichterauslagen, Arbeitspreise und Schiffsbewegungen, dann die Marktbewegungen in den einzelnen Handelsartikeln werden durch die Schiffsmäkler in periodisch publicirten Marktberichten ersichtlich gemacht.

Barbadoes wird von österreichisch-ungarischen Segelschiffen ziemlich fleißig besucht. Im Jahre 1884 liefen in der Carlisle-Bai 28 nationale Segelschiffe, von einem Gesammtregister-Tonnengehalt von 16 755 *t* ein, um Ordres zu erhalten.

Folgendes ist das Verzeichnis jener österreichisch-ungarischen Schiffe, welche im Laufe des Jahres 1884 Barbadoes anliefen:

Vollschiff	Aurora S.	1 045 *t*
„	Amelia	634 *t*
„	Florida	1 264 *t*
Barkschiff	Irene	532 *t*
„	Mercurius	576 *t*
„	Ukrane	691 *t*
„	Catarina D.	610 *t*
„	Dalmazia	508 *t*
„	Triade	829 *t*
„	Cavaliere	323 *t*
„	Emilia C.	711 *t*
„	Carmela	426 *t*
„	Theron	730 *t*
„	Imp. Francesco Giuseppe I	667 *t*
„	Carla	380 *t*
„	Ergo	568 *t*
„	Sospiro	400 *t*
„	Mosiostra Vila	493 *t*
	Fürtrag	11 387 *t*

	Übertrag	11 387 t
Barkschiff	Sofia	791 t
„	Lucia B.	631 t
„	Olga R.	674 t
„	Ararat	500 t
Brigg	Grolona	269 t
„	Lada	544 t
„	Ariete	578 t
„	Orion	432 t
„	Achille F.	589 t
„	Pinus	360 t
	Zusammen 28 Schiffe mit	16 755 t.

Allgemeine Schiffahrtsbewegung auf Barbadoes in den Jahren 1875 bis **1883. Total-Tonnengehalte mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt:**

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Darunter von nichtenglischer Flagge
1875	409 176 t	103 188 t
1876	350 736 „	90 156 „
1877	382 157 „	90 933 „
1878	400 880 „	109 459 „
1879	455 304 „	79 444 „
1880	508 082 „	85 982 „
1881	464 205 „	77 737 „
1882	526 802 „	94 731 „
1883	705 487 „	114 976 „

D. Zum Abschnitte über St. Vincent. (Seite 49.)

In Kingstown ist eine Filiale der Colonialbank etablirt; der Escomptesatz beträgt, wie in allen englischen Besitzungen am benachbarten amerikanischen Festlande und in Westindien überhaupt, 8 %. — Die einzigen Ausnahmen bilden Demerara, Trinidad und Barbadoes, in welchen der Zinsfuß bloß 6 % beträgt.

Wert der Handelsbewegung 1874—1883:

	Import	Export
1874	160 772 £	200 516 £
1875	158 056 „	207 616 „
1876	162 023 „	183 301 „
1877	148 198 „	175 380 „
1878	150 397 „	161 557 „
1879	159 433 „	160 334 „
1880	150 949 „	158 940 „
1881	129 025 „	141 575 „
1882	152 332 „	152 530 „
1883	146 286 „	166 752 „

Schiffahrtsbewegung (mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt) in den Jahren 1875—1883. Gesammttonnenzahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe:

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Darunter von nichtenglischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	48 096 *t*	5 408 *t*	?
1876	44 718 „	4 785 „	?
1877	42 013 „	5 425 „	?
1878	41 127 „	3 327 „	318 *t*
1879	44 478 „	6 519 „	806 „
1880	118 433 „	6 071 „	70 932 „
1881	122 343 „	4 180 „	85 294 „
1882	137 225 „	4 182 „	98 539 „
1883	172 989 „	5 993 „	132 327 „

Die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben betrugen:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	33 344 £	36 859 £
1875	27 852 „	29 693 „
1876	28 858 „	27 997 „
1877	27 859 „	28 754 „
1878	28 843 „	34 790 „
1879	32 203 „	30 653 „
1880	32 034 „	32 890 „
1881	30 637 „	31 044 „
1882	31 565 „	30 758 „
1883	34 509 „	32 962 „

In den für das Jahr 1874 angegebenen Summen sind Ausgaben der Hauptstadt Kingstown und solche des Immigrationsfonds einbezogen, welche in den anderen Jahren nicht subsummirt wurden.

E. Zum Abschnitte über Sta. Lucia. (Seite 53.)

Die finanzielle Lage der Insel soll keine gute und das Portefeuille der in P. Castries etablirten Filiale der Colonialbank mit wertlosen Wechseln der Zuckerpflanzer überfüllt sein.

Als Hauptfirmen des Ortes können genannt werden:

General Marchants: Barnard Peter & Co.

Dry Goods: Roger Langellier & Co.; L. Gillert; Geo. du Boulay; M'Farlane Moffat & Co.; R. S. A. Robinson; J. L. Clavier.

Provisions: Minvielle & Chastanet; M'Farlane & Co.

Reguläre Dampfverbindungen mit Sta. Lucia werden unterhalten durch die:

Royal Mail Steam Packet Comp. von England; Quebec Steam Ship Comp. von New-York; Compagnie Générale Transatlantique von Frankreich; Scruttons Direct Line von London; Joseph Hoult von Liverpool; Atlantic West India Line von New-York.

Wert der Handelsbewegung 1874—1883:

	Import	Export
1874	127 000 £	146 000 £
1875	150 740 „	159 468 „
1876	106 963 „	148 718 „
1877	110 588 „	178 734 „
1878	108 264 „	151 464 „
1879	110 473 „	210 895 „
1880	127 362 „	194 695 „
1881	120 134 „	168 478 „
1882	134 546 „	222 719 „
1883	191 191 „	213 823 „

Gesammtschiffahrtsbewegung 1875—1883, mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt:

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Davon Schiffe von nichtenglischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	45 637 *t*	11 361 *t*	2 821 *t*
1876	37 859 „	12 067 „	?
1877	34 414 „	8 397 „	?
1878	93 242 „	37 612 „	51 542 „

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Davon Schiffe von nichtenglischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1879	323 567 *t*	91 151 *t*	281 406 *t*
1880	232 828 „	42 794 „	184 225 „
1881	475 746 „	47 190 „	340 480 „
1882	403 299 „	17 048 „	361 002 „
1883	438 688 „	66 225 „	403 209 „

Die relative Zunahme der Dampfschiffahrt ist hier besonders bemerkenswert.
Öffentliche Einnahmen und Ausgaben 1874—1883:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	21 131 £	24 268 £
1875	25 390 „	28 930 „
1876	27 850 „	29 242 „
1877	28 286 „	28 053 „
1878	28 297 „	34 756 „
1879	31 873 „	32 090 „
1880	32 431 „	31 918 „
1881	32 291 „	32 652 „
1882	38 952 „	34 772 „
1883	43 026 „	36 652 „

F. Zum Abschnitte über Martinique. (Seite 59.)

Die Industrie der Insel ist an und für sich unbedeutend und beschränkt sich nebst Zucker auf wenige Consumartikel, wie Liqueure, Conserven etc.

Sämmtliche Lebensmittel werden von Amerika importirt. Österreichisch-ungarische Artikel, hauptsächlich Schuhe und Kurzwaren, kommen nur vereinzelt, und zwar über Frankreich. Wenn Martinique für den Anfang auch kein besonderes Absatzgebiet wäre, so könnte sich doch bei dem internationalen Charakter, welcher in den Colonien herrscht, mit einiger Mühewaltung, und durch eine gute Vertretung unterstützt, ein kleiner Export dahin anbahnen lassen.

Die Geschäfte von Fort de France sind unbedeutend, die Kaufläden und Magazine ärmlich, schlecht assortirt und zeigt sich in allem und jedem die Abhängigkeit des Platzes von St. Pierre, welch letzterer Ort auch trotz schlechter Zeiten noch immer einen regen Verkehr unterhält.

St. Pierre ist der Sitz der „Banque de Martinique“ (einer mit dem „Comptoir d'Escompte“ in Paris liirten Anstalt) und der „Société du Crédit Foncier Colonial“, sowie sämmtlicher Consulate, während in Fort de France nur Consularagenten functioniren.

Die Insel ist durch fünf Dampferlinien mit Europa, den Antillen und Amerika, ferners durch eine Anzahl unregelmäßig verkehrender Dampfer, welche gegen Herabminderung der von ihnen zu entrichtenden Hafengebüren auch Post übernehmen, mit den verschiedensten Orten in directer Verbindung.

Übersicht der Schiffahrts- und Handels-

Import.

Nationalität und Provenienz der Schiffe	Anzahl der Schiffe	Gesammt-Tonnen-gehalt	Nationale Herkunft der Waren	Wert der Ladungen in Francs
Französische Schiffe und Küstenfahrer				
Von Frankreich	83	72 976	fremde französische	639 204 9 577 969
Von französischen Colonien und Fischereistationen	98	19 934	fremde französische	48 764 907 492
Von den Vereinigten Staaten	2	382	fremde	44 910
Von anderen fremden Ländern	153	76 372	fremde	1 855 075
Summe	336	169 964		13 073 414
Fremde Schiffe und Küstenfahrzeuge				
Von Frankreich	19	5 748	fremde französische	— 1 747 263
Von den Vereinigten Staaten	109	49 674	fremde	5 504 176
Von anderen fremden Ländern	574	97 594	fremde	7 557 651
Summe	702	153 016		14 809 090
Total-Summe	1038	322 980		27 882 504
Analoge Total-Summe im Jahre 1883	1074	311 208		32 888 561

Der Vergleich des Jahres 1884 gegen das Jahr 1883 zeigt eine Abnahme des Importwertes um 5 006 057 und des Exportwertes um 6 585 686 Frcs. Beim Import waren 36, beim Export 14 Schiffe weniger thätig, als im Jahre 1883. Gleichwohl zeigt die Gesammt-Tonnenzahl der importirenden Schiffe eine Zunahme von 11 772, jene der exportirenden Schiffe eine solche von 17 818 *t*.

bewegung von Martinique im Jahre 1884.

Export.

Nationalität und Bestimmungsland der Schiffe	Anzahl der Schiffe	Gesammt-Tonnengehalt	Nationale Herkunft der Waren	Wert der Ladungen in Francs
Französische Schiffe und Küstenfahrzeuge, bestimmt				
nach Frankreich	117	73 886	fremde	484 787
			französische	182 510
			Colonialproducte	11 163 371
nach französischen Colonien und Fischereistationen	91	17 043	fremde	102 090
			französische	127 084
			Colonialproducte	60 286
nach den Vereinigten Staaten	5	3 645	fremde	8 859
			französische	2 958
			Colonialproducte	215 462
nach anderen fremden Ländern	134	77 448	fremde	44 440
			französische	113 459
			Colonialproducte	666 448
Summe	347	172 022		13 166 749
Fremde Schiffe und Küstenfahrzeuge, bestimmt				
nach Frankreich	40	11 863	fremde	95 837
			französische	8 535
			Colonialproducte	5 035 659
nach den Vereinigten Staaten	108	50 655	fremde	556
			französische	2 800
			Colonialproducte	4 929 321
nach anderen fremden Ländern	543	89 987	fremde	117 595
			französische	405 180
			Colonialproducte	2 478 666
Summe	691	152 505		13 078 649
Total-Summe	1038	324 527		26 240 398
Analoge Total-Summe im Jahre 1883	1052	306 709		32 826 084

Zur Zeit der Anwesenheit S. M. Schiff Zrinyi vor St. Pierre lagen daselbst zwei österreichisch-ungarische Handelsschiffe vor Anker; überhaupt wird dieser Hafen von den Schiffen unserer Handelsflotte ziemlich häufig angelaufen.

Übersicht des Exportes an Colonialwaren von Martinique seit 1818 und der Totalwerte des (jährlichen) Imports und Exports.

Zeitperiode oder Jahr		Cacao	Kaffee	Campeche	Cassia	Baumwolle	Melasse	Roucou	Zucker	Rum und Tafia	Gesammtwert in Franken des jährlichen	
		kg	kg	kg	kg	kg	l	kg	kg	l	Imports	Exports
1818		241 386	734 628	—	2 551	147 333	4 917 063	—	16 067 758	1 542 807	23 894 656	25 193 060
Vom Jahre 1820 bis	Minimum	112 927	498 878	—	23 917	825	4 059 376	—	20 173 819	95 734	18 417 179	16 840 615
zum Jahre 1830	Maximum	969 857	1 013 136	1 764 616	99 981	94 075	8 526 765	—	33 339 298	1 055 237	24 621 362	26 577 635
Vom Jahre 1831 bis	Minimum	98 386	241 885	649 957	36 304	—[1])	2 241 492	—	20 058 998	76 967	13 554 477	13 517 546
zum Jahre 1840	Maximum	145 572	617 590	2 006 954	217 754	2 009	5 957 148	—	27 846 309	730 227	17 646 696	16 489 565
Vom Jahre 1841 bis	Minimum	131 921	93 827	115 404	76 339	—	329 468	—	24 947 666	863 366	17 920 527	13 580 977
zum Jahre 1847	Maximum	181 377	384 851	1 689 826	193 846	2 179	2 725 796	—	31 337 161	1 726 748	22 841 091	19 588 527
1848		**152 661**	**92 344**	**49 600**	**142 335**	—	**285 230**	—	**18 152 948**	**662 139**	**14 153 733**	**9 212 554**
1849		**150 305**	**197 367**	**104 600**	**205 405**	—	**223 264**	—	**19 522 060**	**919 442**	**16 524 306**	**10 891 782**
1850		**150 226**	**74 134**	**102 470**	**193 021**	—	**6 009**	—	**15 068 980**	**1 077 557**	**17 930 076**	**9 737 676**
Vom Jahre 1851 bis	Minimum	149 033	15 044	1 590	80 309	—	1 927	—	20 789 629	662 139	19 813 591	12 992 927
zum Jahre 1860	Maximum	248 811	116 234	218 249	434 312	2 042	285 230	—	32 954 368	4 949 938	27 779 133	24 830 093 [2])
Vom Jahre 1861 bis	Minimum	221 076	9 144	299 401	161 617	—[1])	24 567	—	24 161 246	3 031 043	24 148 627	17 035 893
zum Jahre 1870	Maximum	362 109	65 178	902 182	445 403	48 592	621 494	39 380	38 251 460	6 563 757	28 391 066	24 895 637
1871		305 909	13 158	211 960	146 307	12 555	372 157	19 555	41 820 856	6 767 079	30 144 994	28 945 502
1872		342 691	6 001	196 660	181 080	2 774	139 979	107 228	39 699 798	5 658 096	30 252 458	28 265 572
1873		288 158	3 254	362 110	278 710	5 020	139 853	8 875	37 514 604	5 048 000	29 681 578	25 580 459
1874		318 470	12 770	338 280	284 114	1 712	35 499	13 500	43 441 198	7 656 833	28 560 467	28 024 196
1875		323 783	2 998	481 656	308 351	350	120 652	12 500	50 526 257	7 287 927	28 619 780	29 881 591
1876		319 635	7 007	1 187 987	123 160	—	78 890	13 250	38 845 029	6 462 911	28 997 309	22 497 054
1877		458 413	14 602	357 037	256 564	995	95 299	3 600	40 502 072	6 679 238	29 021 167	31 567 426
1878		466 108	4 670	352 388	204 100	—	56 080	—	44 218 138	7 808 106	31 079 266	26 048 457
1879		587 870	3 491	479 998	366 894	—	20 156	—	46 869 025	8 927 615	32 572 230	28 429 874
1880		499 839	9 159	766 179	395 079	—	28 693	—	38 592 221	8 041 353	33 632 884	27 536 932
1881		577 586	6 837	836 453	168 631	—	13 665	—	42 090 221	8 633 128	24 774 963	28 546 103
1882		472 481	5 355	566 187	198 919	—	29 493	—	47 856 967	11 600 690	27 568 535	31 714 816
1883		580 333	2 355	225 749	285 461	—	5 121	—	46 887 527	12 636 850	32 888 561	32 826 084
1884		481 014	3 084	364 665	118 613	—	58 875	814	49 370 054	17 624 760	27 882 504	26 240 398

[1]) Baumwolle: Während des Jahrzehntes 1831 bis 1840 im Jahre 1833 = 0, sonst jährlich 200—2000 *kg*; 1861 bis 1870 ebenfalls nur in einem Jahre (1862) = 0, sonst durchschnittlich noch an 20 000 *kg* jährlich.

[2]) Im Jahrzehnt 1851 bis 1860 überwiegt der Exportwert in einem einzigen Jahre (1857) den Importwert, und zwar um etwas über 2 Millionen Francs; bis zum Jahre 1830 überwiegen die Exportwerte die Importwerte jährlich im Durchschnitte um 2 Millionen Francs; von 1830 bis 1847 tritt Gleichgewicht ein; von 1848 bis 1860 macht nur das Jahr 1857, dann später nur noch die Jahre 1875, 1877, 1881, 1882 Ausnahmen von der Regel, dass die Importwerte höher sind als die Exportwerte. Die ungünstigsten Verhältnisse weisen diesfällig die Jah-

G. Zum Abschnitte über Dominica. (Seite 79.)

Wert der Handelsbewegung 1874—1883:

	Import	Export
1874	56 714 £	67 719 £
1875	62 311 „	70 769 „
1876	57 657 „	76 661 „
1877	58 921 „	77 701 „
1878	65 760 „	84 705 „
1879	57 502 „	73 667 „
1880	69 941 „	64 669 „
1881	64 968 „	55 162 „
1882	72 327 „	65 452 „
1883	71 329 „	63 234 „

Schiffahrtsbewegung 1875—1883, mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt:

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Schiffe von nichtenglischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	24 748 t	3 023 t	?
1876	26 451 „	6 852 „	?
1877	25 815 „	6 925 „	?
1878	25 975 „	6 750 „	?
1879	26 962 „	7 834 „	?
1880	22 264 „	5 930 „	?
1881	198 284 „	4 526 „	179 542 t
1882	220 725 „	2 434 „	202 444 „
1883	316 955 „	9 268 „	300 802 „

Öffentliche Einnahmen und Ausgaben 1874—1883:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	17 908 £	17 457 £
1875	22 667 „	21 966 „
1876	18 809 „	18 789 „
1877	19 100 „	19 242 „
1878	20 997 „	19 918 „
1879	19 307 „	19 889 „
1880	20 432 „	20 779 „
1881	19 032 „	21 468 „
1882	20 283 „	19 406 „
1883	21 172 „	22 901 „

H. Zum Abschnitte über

Übersicht der Schiffahrts- und Handelsbewegung

Import.

Nationalität und Provenienz der Schiffe	Anzahl der Schiffe	Gesammt-Tonnengehalt	Nationale Herkunft der Waren	Wert der Ladungen in Francs
Französische Schiffe und Küstenfahrzeuge				
Von Frankreich	48	16 678	französische fremde	10 137 298 1 556 893
Von französischen Colonien und Fischereistationen	66	9 696	französische fremde	1 113 347 116 226
Von den Vereinigten Staaten	1	395	fremde	127 780
Von anderen fremden Ländern	78	10 070	fremde	1 863 120
Summe	193	36 839		14 914 664
Fremde Schiffe und Küstenfahrzeuge				
Von Frankreich	14	3 503	französische fremde	1 206 531 120 118
Von französischen Colonien	7	1 299	französische fremde	10 067 118 309
Von den Vereinigten Staaten	92	19 846	fremde	5 258 083
Von anderen fremden Ländern	168	38 342	fremde	3 831 894
Summe	281	62 990		10 545 002
Total-Summe	474	99 829		25 459 666
Analoge Total-Summe im Jahre 1883	544	98 449		27 225 935

Der Import im Jahre 1884 stand somit im Werte um 1 766 269 Francs gegen jenen des Jahres 1883 zurück; er wurde durch eine um 70 geringere Anzahl von Schiffen bewirkt als im Jahre 1883, welche Schiffe aber eine um 1380 größere Tonnenzahl aufwiesen.

Guadeloupe. (Seite 83.)

von Guadeloupe und Dependenzen im Jahre 1884.

Export.

Nationalität und Bestimmungsland der Schiffe	Anzahl der Schiffe	Gesammt-Tonnengehalt	Nationale Herkunft der Waren	Wert der Ladungen in Francs
Französische Schiffe und Küstenfahrzeuge, bestimmt:				
nach Frankreich	63	20 504	Colonialproducte französische	10 423 445 296 342
nach französischen Colonien und Fischereistationen	52	4 954	Colonialproducte französische fremde	59 597 170 590 46 600
nach den Vereinigten Staaten	2	837	Colonialproducte	96 555
nach anderen fremden Ländern	67	11 501	Colonialproducte französische	3 551 049 59 364
Summe	184	37 796		14 703 542
Fremde Schiffe und Küstenfahrzeuge, bestimmt:				
nach Frankreich	43	10 357	Colonialproducte französische	5 616 309 3 525
nach französischen Colonien	8	1 500	Colonialproducte	12 345
nach den Vereinigten Staaten	69	18 390	Colonialproducte französische fremde	5 986 878 1 840 7 074
nach anderen fremden Ländern	154	32 122	Colonialproducte französische fremde	422 688 17 908 66 099
Summe	274	62 369		12 134 666
Total-Summe	458	100 165		26 838 208
Analoge Total-Summe im Jahre 1883	542	97 456		30 403 233

Der Export im Jahre 1884 stellte sich sonach im Werte um 3 565 025 Francs geringer als im Jahre 1883; eine um 84 geringere Zahl an Schiffen, aber von 2709 *t* größerem Gehalte, bewirkte die Ausfuhr.

Übersicht der Ausfuhr an Colonialwaren von Guadeloupe seit dem Jahre 1816.

Zeitperiode oder Jahr		Zucker	Kaffee	Cacao	Baumwolle	Melasse	Rum und Tafia	Cassia	Roucou	Campeche	Vanille	Bemerkungen
		kg	kg	kg	kg	l	l	kg	kg	kg	kg	
1816		5 304 560	284 136	1 449	47 153	1 754 092	118 084	—	—	—	—	
Vom Jahre 1817 bis zum Jahre 1820	Minimum	17 894 778	1 038 097	2 031	178 478	3 411 288	113 116	63	—	—	—	
	Maximum	22 299 503	1 261 019	33 108	197 225	5 228 804	797 036	147	—	—	—	
Vom Jahre 1821 bis zum Jahre 1830	Minimum	22 898 433	423 171	2 538	13 278	2 027 409	77 792	—	—	—	—	Kaffee in 7 Jahren dieser Periode zwischen 1 020 000 u. 1 470 000 *kg*, in 2 Jahren über 900 000 *kg*.
	Maximum	35 810 497	1 472 021	20 539	117 840	6 890 576	470 762	1438	—	—	—	
Vom Jahre 1831 bis zum Jahre 1840	Minimum	29 944 125	441 726	2 140	29 967	1 152 171	164 847	—	—	—	—	
	Maximum	37 928 100	960 311	16 451	120 784	4 016 390	998 162	3080	—	—	—	
Vom Jahre 1841 bis zum Jahre 1847	Minimum	27 169 052	183 518	10 714	12 060	207 706	102 504	10	—	—	—	
	Maximum	37 894 598	422 562	21 660	66 548	1 295 762	908 510	3000	3 000[1])	—	—	
1848		**20 453 742**	**170 437**	**11 614**	**16 873**	**23 525**	**61 995**	—	—	**2 500**[1])	—	Mangel an Arbeitskräften infolge der plötzlichen Sclaven-Emancipation.
1849		**17 709 056**	**188 880**	**7 593**	**2 014**	**6 980**	**16 060**	—	—	—	—	
1850		**12 831 917**	**177 917**	**14 065**	**7 246**	**1 360**	**18 123**	—	**31 504**	**17 330**	—	
Vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1860	Minimum	16 679 273	140 017	5 162	19 483	97	142 139	—	20 543	17 651	—	
	Maximum	28 800 142	484 114	68 216	40 195	51 432	1 585 872	2280	188 260	482 095	—	
Vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1870	Minimum	15 905 985	144 474	65 045	15 309	58 704	397 829	—	112 200	13 619	—	
	Maximum	34 216 468	359 408	106 159	238 801	491 025	1 863 039	1206	366 361	822 027	1271	
1871		38 433 948	279 548	54 754	30 198	203 809	1 645 688	—	675 988	71 870	93	
1872		34 507 556	460 339	102 933	35 955	26 815	928 781	—	668 896	353 767	1130	
1873		35 844 619	382 346	77 870	20 363	623 919	738 053	—	538 498	231 261	1620	
1874		34 854 452	284 181	85 634	12 144	336 278	1 962 572	—	308 370	111 009	800	
1875		48 031 876	278 152	100 082	10 694	885 306	2 308 979	180	266 011	3 662 671	263	
1876		35 469 703	465 370	124 337	5 545	487 348	1 508 154	—	352 677	4 000 126	4090	
1877		43 214 742	403 817	125 077	4 208	1 423 907	2 197 483	—	353 527	766 929	1973	
1878		48 118 126	614 217	233 812	1 337	1 234 008	2 627 798	—	390 490	612 410	4917	
1889		47 643 960	292 794	155 598	2 030	582 576	2 645 137	—	457 650	1 150 030	2656	
1880		41 322 107	347 652	209 724	1 702	51 066	1 552 635	279	399 430	2 853 827	653	
1881		42 276 465	511 315	248 139	777	12 163	1 552 512	251	350 560	1 213 398	5179	
1882		57 501 179	546 548	167 176	560	848 804	1 501 735	—	358 930	1 336 188	4485	
1883		51 619 324	434 549	194 405	460	851 910	2 281 768	—	537 527	902 764	3084	
1884		55 256 973	304 595	192 529	—	196 497	2 725 423	—	374 010	1 440 136	1816	

[1]) Roucou erscheint im Jahre 1847, Campeche im Jahre 1848 zum erstenmale unter den Exportartikeln von Guadeloupe; beide Artikel

I. Zum Abschnitte über Antigua. (Seite 92.)

Handelsbewegung 1874—1883:

	Import	Export
1874	146 758 £	95 804 £
1875	180 363 „	249 677 „
1876	133 502 „	136 393 „
1877	176 093 „	210 365 „
1878	183 795 „	201 176 „
1879	161 543 „	267 153 „
1880	160 767 „	263 550 „
1881	151 883 „	178 581 „
1882	179 717 „	270 845 „
1883	183 636 „	214 472 „

Schiffahrtsbewegung 1875—1883, mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt:

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Davon Schiffe von nichtenglischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	60 577 *t*	9 664 *t*	?
1876	45 367 „	12 864 „	?
1877	51 305 „	14 713 „	?
1878	60 167 „	18 426 „	1 352 *t*
1879	189 395 „	19 176 „	124 486 „
1880	256 023 „	21 067 „	200 142 „
1881	249 964 „	17 171 „	205 864 „
1882	253 988 „	17 191 „	197 288 „
1883	362 220 „	23 915 „	310 438 „

Öffentliche Einnahmen und Ausgaben 1874—1883:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	33 535 £	35 751 £
1875	36 341 „	34 158 „
1876	33 356 „	32 078 „
1877	34 102 „	35 125 „
1878	37 362 „	35 688 „
1879	41 084 „	36 124 „
1880	48 874 „	49 252 „
1881	41 584 „	41 341 „
1882	47 008 „	53 702 „
1883	44 055 „	43 184 „

K. Zum Abschnitte über St. Christoph. (Seite 99.)

Werte der Handelsbewegung 1874—1883:

	Import	Export
1874	128 810 £	146 142 £
1875	132 858 „	140 542 „
1876	139 296 „	156 150 „
1877	134 234 „	147 164 „
1878	176 116 „	202 483 „
1879	177 245 „	176 224 „
1880	168 026 „	186 012 „
1881	169 588 „	213 079 „
1882	188 920 „	261 488 „
1883	205 788 „	252 267 „

Im Jahre 1884 erreichte der Import einen Wert von 213 505 £, wovon 102 048 £ auf England, 20 702 £ auf englische Colonien und 90 835 £ auf andere Länder entfielen.

Der Gesammtexport der Insel belief sich 1884 auf 205 497 £, wovon 195 705 £ auf Erzeugnisse der Insel, der Rest aber auf Export importirter Artikel entfallen.

Volle 48 % des Exportes fanden ihren Weg nach England, 5 % nach den englischen Colonien, der Rest nach anderen Ländern, und zwar hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten.

Den Hauptexport bildet wie bereits vorerwähnt der Zucker und dürfte es von Interesse sein, die Schwankungen, welchen derselbe im Laufe der Zeiten unterworfen war, zu verfolgen. Nachstehendes ist die Zusammenstellung der in den einzelnen Jahren, von 1810 bis 1885 verschifften Zuckermengen in Hogsheads, d. i. Fässern zu 17 Centnern:

1810	9194	1817	5752	1824	9620
1811	7722	1818	6104	1825	5228
1812	7724	1819	6154	1826	8671
1813	6095	1820	6374	1827	8224
1814	9690	1821	7801	1828	7418
1815	7348	1822	7462	1829	8477
1816	6700	1823	5156	1830	9046

1831 — 9141	1850 — 4 761	1869 — 9 550
1832 — 6037	1851 — 7 872	1870 — 12 918
1833 — 5993	1852 — 5 054	1871 — 14 145
1834 — 8079	1853 — 7 061	1872 — 7 086
1835 — 6667	1854 — 8 005	1873 — 9 304
1836 — 5039	1855 — 7 246	1874 — 8 269
1837 — 5371	1856 — 5 883	1875 — 10 342
1838 — 6152	1857 — 6 511	1876 — 10 173
1839 — 7471	1858 — 9 540	1877 — 7 512
1840 — 4139	1859 — 7 734	1878 — 13 679
1841 — 3811	1860 — 9 404	1879 — 12 323
1842 — 5852	1861 — 9 486	1880 — 12 656
1843 — 4755	1862 — 10 700	1881 — 10 847
1844 — 7449	1863 — 11 545	1882 — 13 961
1845 — 7480	1864 — 5 932	1883 — 11 464
1846 — 4730	1865 — 12 493	1884 — 15 784
1847 — 8435	1866 — 12 048	1885 — 13 326
1848 — 5324	1867 — 10 774	
1849 — 5291	1868 — 12 032	

Die Schiffahrtsbewegung in der Zeitperiode von 1875—1883, mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt, ist aus folgenden Zahlen ersichtlich:

	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Hievon Schiffe nichtenglischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	64 502 *t*	18 355 *t*	?
1876	62 457 „	16 382 „	?
1877	57 051 „	15 608 „	710 *t*
1878	83 106 „	30 264 „	?
1879	76 801 „	20 989 „	?
1880	253 404 „	25 811 „	183 190 „
1881	272 963 „	22 196 „	212 456 „
1882	306 983 „	29 332 „	226 434 „
1883	376 061 „	29 934 „	305 982 „

Die für das Jahr 1883 angegebenen Zahlen begreifen nebst der Schiffahrtsbewegung von St. Christof auch jene von Nevis in sich.

Der Dampferverkehr gehört beinahe ausschließlich der englischen Flagge an. Die kleine Küstenschiffahrt, welche den Verkehr mit der Nachbarinsel vermittelt, wird zum großen Theile mit Segelschiffen betrieben. Von diesen waren im Jahre 1884:

Englische	610	Schiffe	mit	25 538	Registertonnen
Amerikanische	25	„	„	5 179	„
Französische	107	„	„	840	„
Holländische	289	„	„	2 785	„
Deutsche	1	„	„	312	„
Spanische	1	„	„	19	„
Schwedische	3	„	„	1 063	„
Dänische	1	„	„	175	„
Summe	1037	Schiffe	mit	35 941	Registertonnen.

Die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben betrugen:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	24 182 £	27 764 £
1875	26 566 „	30 726 „
1876	31 577 „	32 152 „
1877	24 165 „	27 128 „
1878	32 034 „	30 816 „
1879	32 817 „	28 972 „
1880	32 121 „	34 971 „
1881	31 061 „	31 453 „
1882	32 851 „	32 624 „
1883	41 584 „	39 580 „

Auch hier ist für das Jahr 1883 Nevis miteinbezogen.

L. Zum Abschnitte über St. Thomas. (Seite 103.)

An den öffentlichen Ämtern wird nur dänisches Geld vollwertig entgegengenommen, alles andere erleidet bedeutenden Münzverlust. Die St. Thomas-Währung ist: 1 spanische Dublone = 16 $, somit 1 £ = 500 Cents dänisch.

Die Bank notirte während der Anwesenheit der Corvette im dortigen Hafen:

London 90 Tage 5,10 $.
Paris 90 Tage 5,07$^1/_2$ Francs.
Hamburg 4,08.
New-York 1$^1/_2$—6 % Prämie.
Mexikanische $ 86—88 $ etc.

Es ergibt sich sonach London 90 Tage 5,90 $ mexikanisch, was auch den Portorico-Notirungen gleichkömmt.

M. Zum Abschnitte über Portorico. (Seite 113.)

Die Häfen von Portorico sind im allgemeinen durch hohe Hafengebüren und Zölle, welche fremde Schiffe und mit denselben importirte Waren zu zahlen haben, für jeden nicht unter spanischer Flagge gepflogenen Schiffsverkehr so sehr erschwert, dass dieselben für Segel- und Dampfschiffe anderer Nationalitäten überhaupt kaum in Betracht kommen können.

In Portorico besteht reine Silberwährung und cursiren bloß mexikanische Dollars und amerikanische Halb- und Viertel-Dollarstücke. Um die Überflutung der Insel mit Silber hintanzuhalten, hat die Regierung eine Quantität mexikanischer Dollars, sowie amerikanische Halb- und Viertel-Dollarstücke gestempelt und dürfen nur diese als Geld angenommen werden, während jedes nicht gestempelte Geldstück bloß Ware ist.

Der Curs pro London 90 Tage stellte sich wie in St. Thomas auf mexikanische Dollars 5·90; spanische Säulenthaler (Colonati) werden bei Zollzahlungen mit $5^1/_2$% Prämie angenommen.

Die Producte des Landes werden wie überall bar bezahlt, während die Importeure ihre Waren auf neun Monate, an einzelnen Orten selbst auf ein Jahr mit weiteren drei Monaten Respiro à 1% verkaufen.

Von großen Firmen sind hervorzuheben:

In St. Juan de Puertorico: Latimer & Fernandez, Commissionshändler, Schiffsmäkler, Kohlenhändler und Assecuranzagenten; Sobrinos de Esquiaga, Commissionshändler, Schiffsmäkler und Agenten von Dampferlinien; José F. Silva, Commissionshändler und Bankgeschäft; Müllenhord & Körber, Commissionshändler, Bankgeschäft und Assecuranzagenten; Feddersen & Co., Schnittwarenhändler und Assecuranzagenten; Crosa & Finlay, Commissionshändler und Schiffsmäkler; Julian Mahenzo, Kurzwarenhändler; Chavarri & Co., Commissions- und Schnittwarenhändler; Bozzo & Canevaro, Lebensmittelhändler; Lopez Villamil & Co., Lebensmittel- und Commissionshändler.

In Arecibo: G. Ledesma & Co., Nones & Co., Commissionshändler.

In Aquadilla: Firpo & Ganslandt, Silva & Co., Amell Julia, & Co., Commissionshändler.

In Mayaguez: Krämer & Co., Schulze & Co., Gonzalez Moral & Co., Plaja & Bravo, Commissionshändler.

In Ponce: Pastor, Marquez & Co., Buzaro & Co., Commissionshändler.

In Arroyo: Fontanzzi Hermanos, A. J. Alcaide, Commissionshändler.

Die Hauptimportartikel von Puertorico sind nach Provenienzen:

Von *England:* Schnittwaren, Kohlen, Eisenwaren und Maschinen.

Von *Frankreich:* Schnittwaren, Luxusartikel, Conserven, Wein, Cognac etc.

Von *Spanien:* Mehl, Früchte, Wein, Baumwollartikel, Leinenwaren etc., Stiefel, Schuhe (von Mallorca), Conserven (Fleisch, Gemüse, Früchte), Öl und andere Provisionen.

Von *Deutschland:* Schnittwaren, Möbel, Bier, Glaswaren, Käse, Butter und präservirte Lebensmittel.

Von *Italien:* Reis und Früchte.

Von den *Canarischen Inseln:* Wein, Schotter, Pflaster- und Flussteine.

Von den *Vereinigten Staaten von Nordamerika* kömmt, weil zunächst liegend, der größte Theil von Provisionen, Maschinen, Mehl und auch sehr viele Möbel, ferner wenn auch nur in geringem Ausmaße, Kurz- und Schnittwaren, Luxusartikel etc.

Reis ist einer der in Portorico meist consumirten Artikel und wird eingeführt: Ostindischer von Rangoon und japanesischer Reis von England, ostindischer und der sogenannte Hamburger Reis von Deutschland (Bremen und Hamburg), Valencia-Reis von Spanien und italienischer Reis von Genua.

Stockfisch wird von Halifax und Neufundland eingeführt und findet starken Absatz.

In letzter Zeit war das Geschäft in Wiener Artikeln, insbesondere in Möbeln, ordinären Glas- und Modewaren, sehr gangbar. Der Gesammtimport geschieht mittels Dampfer unter spanischer Flagge, weil hiedurch die Zollauslagen und Hafengebüren bedeutend verringert werden. Diese Dampfer verkehren zwischen Liverpool, Hamburg, Bremen, Santander und den spanischen Besitzungen.

Den Hauptexport bilden Zucker, Melasse, Kaffee und Tabak, dem sich noch in geringerem Maße jener von Häuten, Früchten etc. anschließt, und vertheilt sich derselbe folgendermaßen:

Zucker geht nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, England, Spanien, und zwar von allen Häfen der Insel aus.

Melasse ebenfalls von allen Häfen der Insel, jedoch ausschließlich nach den Vereinigten Staaten.

Kaffee hauptsächlich von St. Juan aus nach Deutschland, Spanien, Italien und Cuba.

Tabak von St. Juan, Arecibo, Aguadilla und Mayaguez nach Deutschland, Spanien und Cuba.

Cocosnüsse von St. Juan und anderen Häfen nach den Vereinigten Staaten und Spanien.

Früchte nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Häute nach Spanien.

Vieh nach den benachbarten Inseln St. Thomas und Cuba.

Bezüglich des Commissionshandels für Import wie Export geben die weiter unten reproducirten Conti finti die nöthigen Aufschlüsse.

Für Provisionen werden 3—6 Monate, für dry goods etc., wie bereits erwähnt, 9 Monate und länger creditirt.

Bei Bestellungen von großen Quantitäten oder ganzen Schiffsladungen von Zucker hat das Bestellschreiben von einem ausgefertigten Creditbrief eines Bankinstitutes erster Ordnung begleitet zu sein, und wird der Betrag bei Fertigung des Conossements gezogen. — Von den Pflanzern werden alle Bodenproducte gegen Baarzahlung gekauft.

Retourcommissionen werden zwischen der Ordre gebenden und Ordre ausführenden Partei privatim ausbedungen und festgestellt. Die Höhe variirt im allgemeinen zwischen 1 und $1^1/_2$ %.

Portorico hat einige wenige Fabriken, welche sich mit der Erzeugung von Zündhölzchen, Maccaroni und Vermicelli befassen; auch sind einige Brennereien vorhanden, welche Bayrum (Malagueta) und Alcoholades medicinales erzeugen. »Alcoholado Gatell« soll bei rheumatischen Leiden ein sehr nützliches und gut wirkendes Mittel sein.

Eine Börse existirt in St. Juan nicht; alle Transactionen im Kauf von Producten und Verkauf von Provisionen werden auf den Werften durch Notirungen gemacht und der Meistbietende angenommen.

Sämmtliche kaufmännischen Bücher müssen spanisch geführt, legalisirt und gestempelt werden.

Alle Kaufleute ohne Ausnahme sind an das »Código de Comercio« gebunden, dessen Satzungen einen jeden in seiner Sphäre zu leiten haben.

Folgendes ist das mit königlichem Decret vom 8. Mai 1884 eingeführte Tonnengeld für Schiffe, welche die Insel mit Ladung und Passagieren anlaufen oder verlassen.

I. Classe. Schiffe von und nach Spanien, dessen Besitzungen; und im Küstenhandel:

bei Einfuhr 37,5 Cents für je 1000 *kg* Brutto und 25 Cents für jeden Passagier;
bei Ausfuhr 25 Cents pro 1000 *kg* Brutto und 25 Cents pro Passagier.

II. Classe. Schiffe von und nach allen Häfen von Nord- und Südamerika, seinen Inseln und Westindien:

bei Einfuhr 62,5 Cents pro 1000 *kg* Brutto und 37,5 Cents pro Passagier;
bei Ausfuhr 50 Cents pro 1000 *kg* Brutto und 50 Cents pro Passagier.

III. Classe. Schiffe von und nach anderen Häfen der Welt:

bei Einfuhr 1,25 $ pro 1000 *kg* Brutto und $62^1/_2$ Cents pro Passagier;
bei Ausfuhr 1,00 $ pro 1000 *kg* Brutto und 1,00 $ pro Passagier.

Schiffe in Ballast zahlen keine Tonnengelder.

Die Hafengebüren betragen:

Lootsengebür für Ein- wie Ausfahrt 14—27 $ je nach der Größe.

Wechseln des Vertäuungsplatzes 2—4 $ je nach der Entfernung.

Dolmetschgebüren 4 $.

Zollhausgebür beim Einlaufen mit oder ohne Ladung 1 $.

Zollhausgebür-Clarirung mit Ladung 8 $.

Stempel für Manifest 1 $.

Hafenreinigung 50 Cents pro 1000 ausgeladene *kg*.

Gebüren des Regierungsdolmetsches für Legalisirung der Übersetzung eines nicht in spanischer Sprache ausgefertigten Schiffsmanifestes 4 $.

Übersetzung des Manifestes ins Spanische, wenn in anderer Sprache abgefasst, je nach der Ladung 4—20 $.

Ärztliche Visitirung vom Sanitätsamt aus 4—16 $.

Wharfgebüren 3—$4^1/_2$ $ für sechs Arbeitstage; darüber hinaus 50 Cents täglich.

Bootsgebür für den Lootsen bei Platzwechsel 50 Cents jedesmal.

Lichtermiete, je nach der Größe 4—10 $.

Spanisches Gesundheitspatent 2 $.

Vidirung eines fremden Patentes 1 $.

In St. Juan sind zwei Spitäler, für welche sich die Schiffe einschreiben können; der Beitrag ist je nach der Größe des Bemannungsstandes 10—15 $ für den ganzen Aufenthalt. — Die Spitäler sind sehr gut und empfehlenswert.

Von Dampferlinien verkehren in Portorico:

1. Compañia Transatlantica (vormals Antonio Lopez). Von der spanischen Regierung subventionirte Dampfschiffahrtsgesellschaft; deren Dampfer kommen dreimal, u. zw. am 3., 13. und 20. jeden Monates von Cadix, Barcelona, Coruña, Santander und den Canarischen Inseln; sie setzen dann die Reise nach Havana fort. Ein intercoloniales Dampfschiff, welches an diese Linie Anschluss hat, übernimmt Passagiere und Ladung für andere Häfen von Cuba und für Colon.

Am 10. jeden Monates lauft ein Dampfer dieser Linie von Cuba ein und geht dann direct nach Spanien.

2. Die Dampfer der Herrera-Linie treffen im Hafen von St. Juan am 20. und 30. jeden Monates von Havana und anderen Häfen der Insel Cuba ein, und gehen nach St. Thomas, kehren von dort zurück und steuern nach dem Eintreffen des directen Dampfers nach Cuba zurück.

3. Compagnie Générale Transatlantique. — Der transatlantische Dampfer kömmt am 6. jeden Monates an und setzt dann die Reise nach Havana und Mexico fort, von wo er am 25. zurückkehrt und sich via St. Thomas und Santander auf die Heimreise nach St. Nazaire begibt.

Die folgenden Linien, welche keine Post führen und auch keine fixen Ankunftstermine haben, bestehen aus Waarendampfern. Es sind dies:

4. Marqués de Campo-Linie, Spanien.

5. Olano, Lazinaga & Co., Liverpool (unter spanischer Flagge).

6. White, Forman & Co., Liverpool (unter spanischer Flagge).

7. Bremer Dampfschiffahrtlinie, gehört Rhedern in Bremen und Santiago de Cuba.

8. Atlas-Linie von New-York (unter spanischer Flagge).

Zwei kleine Dampfer, einer Privatgesellschaft gehörig, machen zweimal monatlich Reisen um die Insel und nach St. Thomas, um die Post vom und zum Royal Mail-Dampfer, welcher St. Thomas je zweimal monatlich bei der Ausreise und bei der Heimreise anlauft, zu bringen, weil die Royal Mail ihren Intercolonialdampfer Portorico nicht mehr anlaufen lässt.

Portorico bietet für österreichische Glaswaaren, Möbel, Wäsche, Kleider, Musikinstrumente, chirurgische Instrumente, Bier, Mehlspeisen (Bigoli, Maccaroni etc.) eine gute Absatzquelle und sind es die nachfolgend angegebenen Firmen, welche sich mit dem Verkauf derlei Artikel befassen:

Rodriguez, Moreno & Co.; Julian Matienzo, Antonio Jadregui importiren Bijouterien, Quincaillerien, alle Sorten Rauchrequisiten, dann Möbel, Fächer, Knöpfe, Galanteriewaaren der diversen Branchen, Lampen, Sättel und Zaumzeug, billiges Hohl- sowie Luxusglas, Porzellan und Steingut.

José Rodriguez Fuentes, Importeur billiger Rauchrequisiten, stärkster Importeur von Cigarrettenpapier, von welchem nur wenige Marken gangbar sind, darunter Papel roca (Baumwolle und Leinen), Papel tres circumstancias (Baumwolle) die gesuchtesten.

Quirico Masjuan führt gebogene und andere Wiener Möbel.

Fedderson & Co.: Bier (dänisches Karlsberger Steinbier).

Vijande & Co.: Bier (nach Pilsner Art, sehr gesucht).

José Julian Acosta, José Gonzales Font, importiren Briefpapier in Cassetten und alle ins Papierfach schlagenden Artikel auch Devotionalien.

Lentini & Co.: Importeure echter und unechter Schmuckwaren, ferner Galanteriewaren in Leder, Metall, Glas und Porzellan, wofür sich freilich nur wenig Absatz findet.

Die Einfuhr von Schusswaffen, mit Ausnahme solcher kleinen Calibers, ist gänzlich verboten; Jagdgeräthe sind nicht begehrt, da auf der Insel nur wenig gejagt wird.

Die nachstehenden Conti finti enthalten verschiedene Aufschlüsse über Platzusancen, Spesen u. s. w.

Factura simulada de café.

		Doll.	C.	Doll.	C.
480	sacos café de Láres escogido .... 100 944 lbs.				
	tara .... 720 „				
	100 224 igual				
	46 103 Kilogramos à 117¼ los 46 Kilos	..	.	17 288	64
	Gastos				
480	sacos vacios à 32 Cents	153	60		
	Recibir marcar coser peones etc. à 8 Cents los 46 Kilos	80	18		
	Reescoger el café 12½ Cents id	125	28		
	Anconage 4 Centes id	40	09		
	Almacenage y seguro de incendio ½ %	86	44		
	Dros de exportacion en 46 103 Kilos à 54 Cents los 100 Kilos .... Esps. 248,95				
	6¼ % premium 15,56	264	51	750	10
		..	.	18 038	74
	5% comision	..	.	901	93
	S. E. y O.	..	.	18 940	67
	San Juan de Puertorico.				

Proforma Account Sales of Soap received p. Sp. Steamer

	Sold at 6 months & 4% discount	Doll.	C.	Doll.	C.
400	Cases Medley Soap weighing				
	gross 355 51 bs.				
	tare 551 „				
	4 804 lbs .net à Doll. 8,15	391	53		
	4% discount	15	66	375	87
	Charges				
	Labor receiving & delivery weighing & cooperage	2	50		
	Lighterage discharging	4	—		
	Import duty on 2213 Kilos à Doll. 2,99 pr. 100 Kilos				
	Span. Doll. 66,17				
	6% add. 3,97				
	Span. Doll. 70,14				
	6¼% premium 4,38	74	52		
	6% discount on terms	22	55		
	5% Commission & guarantee	18	79	122	36
	Mexican.....	..	.	253	51
	St. Johns P. R., December 1885.				

Proforma Invoice of Molasses shipped at St. Johns P. R. to the United States

		Doll.	C.	Doll.	C.
270	Puncheons gauging 33 000 gallons à 10 Cents.........	..	.	3300	—
	Charges				
	Labour, receiving & delivery à 5 Cents	67	50		
	Lighterage à 25 Cents	67	50		
	Storage 1 month à 25 Cents........................	67	50		
	Cooperage à 50 Cents & extra hoops	145	50		
270	Empty Casks à Doll. 7,—.........................	1890	—		
	Export duty on 33 000 gals equal to 16 500 Kilos à 5 Cents p. 100 Kilos .... Span. Doll. 82,50				
	$6^1/_4$% premium 5,16	87	66		
	Consular Invoice	2	75	2328	41
		..	.	5628	41
	5% Commission	..	.	281	42
	Mexican.....	..	.	5909	83

St. Johns P. R., December 1885.

Proforma Account Sales of Lager Beer received by vessels under German, French or Spanish Flag.

		Doll.	C.	Doll.	C.
	Sold at 6 months credit with 4% discount.				
500	Boxes Lager Beer				
	250 pints à 4 doz. — 250 quarts à 7 doz. à Doll. 9,—	4500	—		
	2% allowance for breakage.........................	90	—		
		4410	—		
	4% discount	176	40	4233	60
	Charges				
	Labor receiving & delivery.........................	7	—		
	Cooperage..	3	—		
	Lighterage landing.................................	31	25		
	Freight prepaid....................................	31	25		
	Import duty				
	175 Hectol. à Doll. 240 p. Hectol. Span. Doll. 420,—				
	6% add. 25,20				
	Span. Doll. 445,20				
	Consumption dues				
	on 175 Hectol. à 3 Cents p. litro........... 525,—				
	Span. Doll. 970,20				
	$6^1/_4$% premium 60,64	1030	84		
	6% discount on Doll. 4233,60......................	254	02		
	5% Commission & guarantee.........................	211	68	1537	79
	Net Proceeds	..	.	2695	81

E. & O. E.

San Juan P. R., 18. December 1885.

Proforma factura de azúcar centrifugada embarcada por el puerto de San Juan de Puertorico con destino à un puerto español.

		Doll.	C.	Doll.	C.
50	sacos azúcar centrifugada pesando 12 000 lbs. à 100 lbs. Doll. 3½	..	.	420	—
	Gastos				
	Recibir pesar acarreo etc. 12½ Cents	15	—		
	Almacenage 5 Cents	2	50		
	Lanchage 6¼	3	13		
	Dchos de export 5520 Kilos à 22 Cents los 100 Kilos Doll. 12,14				
	Dchos. de cargadores. 5520 Kilos à 11,25 Cents per 1000 6,90				
	Esps. 19,04				
	6¼% premium 1,19	20	23	40	86
				460	86
	2½% Commission	..	.	11	52
	S. E. ú O.	..	.	472	38
	Puertorico, Deciembre 1885.				

N. Zum Abschnitte über St. Domingo und Hayti. (Seite 127.)

In der Republik San Domingo ist die Geschäftssprache die spanische; als Geld circulirt wie in Portorico ausschließlich der mexikanische Dollar. Papiergeld ist nicht vorhanden.

San Domingo steht nicht in telegraphischer Verbindung mit Europa.

Der Export besteht hauptsächlich aus Färbholz, Schlachtvieh, Zucker und infolge der Nachlässigkeit der Landbewohner, aus unreinem, minderwertigem Kaffee.

Die Zölle betragen zwischen 50 und 100% des Wertes, bei billiger Ware wird ein erhöhter Preis als Basis angenommen.

Banken sind nicht vorhanden. De Lehmos y Hohlt sind Vertreter der deutschen Bank.

Hauptfirmen sind:

Importeure und Exporteure: J. B. Vicini (Italiener), Cambrasos Hermanos (Italiener), J. B. Leiba & Co., letztere zugleich Consignatare.

De Lehmos y Hohlt befassen sich mit allen Handelszweigen, Andres Aibar & Co. sind Eisenwarenhändler.

Die Insel wird von den Intercolonialdampfern der Compagnie Générale Transatlantique, der Hamburg-amerikanischen Paket-Actiengesellschaft, der Liverpool-Portorico Line (englische Gesellschaft unter spanischer Flagge), sowie einer amerikanischen Linie berührt.

Gleich den Zollgebüren sind die Hafengebüren sehr hoch bemessen. So zahlte z. B. ein Schoner von 136 *t* an verschiedenen Gebüren 246 $.

Die Republik Hayti hat, wie aus den später folgenden Ausweisen über Ein- und Ausfuhr und über die erhobenen Zollgebüren hervorgeht, eine Einnahme von 6—7 Millionen Dollars. Von diesen Einnahmen muss der Theil für Exportzölle in gutem Gelde, Tratten auf Paris und London, gezahlt werden. Die Patentsteuer, welche die Kaufmannswelt zahlt und mit welcher haytische Firmen nur zur Hälfte belastet werden, dient angeblich zu Communalzwecken.

Hayti hatte früher die reine Silberwährung, seit dem Aufstande im Jahre 1883 werden jedoch Staatsnoten mit Zwangscurs ausgegeben. Im gewöhnlichen Verkehre wird nur nach Gourds, dem haytischen Papiergelde, gerechnet, in geschäftlichen Transactionen jedoch der Golddollar als Basis angenommen.

1 Golddollar = $5^1/_3$ Francs = 4,25 Reichsmark.

4,80 Golddollars = 1 £.

Der Käufer von Rimessen zahlt auf den fixen Cours eine Prämie, die seit Einführung der Staatsnoten zwischen 30 und 40% variirt. Die niederen Curse werden während der Kaffeernte, die hohen in der todten Saison notirt. Für die importirten Waren werden Rimessen auf Paris und London abgesendet.

Die Bank von Hayti leistete für ihr Privilegium dem Staate einen Vorschuss von 300 000 $, welcher fix mit 6% verzinst wird. Im Privatverkehre beträgt der Zinsfuß für Darlehen auf Unterpfand 3% per mese; die Bank berechnet für Credite 1—$1^1/_2$% per mese.

Hayti dürfte sich für österreichisch-ungarische Artikel als sehr aufnahmsfähig erweisen, und selbst der undankbarste derselben: »Weine«, könnte hier bei richtiger Etikettirung Eingang und ein nicht unbedeutendes Absatzgebiet finden. Es ist wohl keine Frage, dass dem österreichisch-ungarischen Exporteur gleich vom Anfange an Schwierigkeiten durch die hiesigen Verhältnisse erwachsen, wie z. B. durch die Post- und Telegraphenverbindung, welche von Österreich aus über England geführt wird, obschon directere und schnellere Routen bestehen.

Viele Kaufleute — solide Geschäftsleute — würden sehr gerne mit österreichisch-ungarischen Exporteuren in Verbindung treten, kennen jedoch die Wege nicht, um ohne Zwischenhändler die Waren zu beziehen, insbesondere da einzelne Versuche an der Schwerfälligkeit und geschäftlichen Unkenntnis — speciell von Wiener Firmen — scheiterten.

Zur Zeit gangbare, heimische Artikel waren in Port-au-Prince: Stühle von Fischell & Co. in Niemes (Böhmen), Maraschino aus Zara und Virginia-Cigarren.

Die nachfolgenden Andeutungen mögen als weitere Anhaltspunkte dienen:

1. Rauchrequisiten in Meerschaum, Bernstein, Holz etc. Importation unbedeutend. Die Häuser, die sich damit beschäftigen, sind: A. Guyot und Rodenwald & Co.

2. Möbel aus gebogenem Holze oder zerlegbare Möbel, wie Waschtische etc. werden wenig importirt. Der Bedarf wird durch directe Bestellung in den Vereinigten Staaten gedeckt.

3. Perlmutterknöpfe und Knöpfe überhaupt werden in ziemlich bedeutenden Quantitäten eingeführt. Die bedeutendsten Häuser sind: P. E. Caze; Herard Roy; Petion Roy; A. Bobo; Rodenwald & Co.; A. Guyot; Auguste Estève.

4. Fächer aus Holz, Elfenbein, Schildpatt; Schuhzeug für Herren und Damen, künstliche Blumen und Federputz, Briefpapier in Cassetten, Seidenpapier etc.; Bronze- und Nickelgalanteriewaren, echter und unechter Schmuck, Dutzendware werden ebenfalls ziemlich viel eingeführt, und beschäftigen sich die sub 3. angeführten Firmen auch mit diesen Artikeln.

5. Glaswaren. Es werden nur gewöhnliche Glaswaren, zumeist aus Amerika importirt.

6. Mundharmonikas, Heiligenbilder etc. Die gleichen Firmen wie sub 3.

Petroleumlampen, Musikinstrumente, chirurgische Instrumente, Gegenstände aus Kautschuk, Wagen und Pferdegeschirre werden in speciellen Sorten importirt (Reitzeug mit Pistolenhalftern).

Das größte Haus in diesen Artikeln ist Cotts, Presson & Co.

7. Waffen und Monturen: Die Regierung kauft diese Gegenstände in großen Quantitäten; erstere in Nordamerika, letztere in Frankreich. Die Lieferungen wurden seither großen Häusern des Platzes übertragen und erlangten solche: Dejardin, Luders & Co.; Simonds Frères (Prager Israeliten); d'Aubigny & Co.; G. Keittl & Co.; Ed. Weber & Co.; Steinbrugge & Co.; Miot, Scott & Co.

8. Galanterie-Artikel aus Leder: Zumeist aus Frankreich. Häuser wie sub 3.

9. Bier und Esswaren: Amerikanisches und deutsches Flaschenbier wird in starken Quantitäten eingeführt, ebenso französische und amerikanische Esswaren.

Das Haus Dreher soll sich nicht geneigt gezeigt haben, sein Bier zu importiren; Mattonis Artikel erwiesen sich als zu theuer.

Die namhaftesten Häuser, die sich mit dem Importe solcher Artikel beschäftigen, sind: E. Demeuran; Paillere, Pannison & Co.; Malherbe Carré; Ney Carré; Etienne fils; F. Marcelin & Co.; A. Schmidt.

10. Kleider, Wäsche: Ersterer Artikel ist difficil, da er jährlich variirt. Importeure wie sub 3.

Baumwollwaren, Drill, Kattun etc. werden aus England und Frankreich in großen Mengen importirt, u. zw. von: Steinbrugge & Co.; Purgold & Co.; Th. Lahens & Co.

Port-au-Prince wird von folgenden Dampferlinien angelaufen:

1. Hamburg-amerikanische Paketfahrt-Actiengesellschaft.
2. Royal Mail Steamship Company.
3. West India Pacific Steamship Company.
4. Glasgow Line of Mail Steamers.
5. Compagnie générale transatlantique.
6. Atlas Line of Mail Steamers.
7. Diamond Line.
8. Malle Royale Espagnole (Los Vapores de la Liñea Ramon de Herrera).

Von der Hamburg-amerikanischen Paketfahrt-Actiengesellschaft laufen monatlich drei Dampfer Port-au-Prince an; der am 19. jeden Monates von Europa kommende bringt Ladung von Hamburg, Grimsby und Hâvre und geht dann nach Colon, wo er den Rest seiner Ladung löscht und Fracht für Europa nimmt.

Am 11. jeden Monates langt der von Mexico (Veracruz, Tampico und Progreso) kommende Dampfer in Port-au-Prince ein, um von da nach Europa abzugehen. Außerdem bringt am 1. jeden Monates der von St. Thomas kommende Intercolonialdampfer die für Port-au-Prince bestimmte Ladung der directen Dampfer, welche von Europa über St. Thomas nach Venezuela gehen und keine Häfen auf Hayti berühren.

Die Royal Mail Steamship Company lässt seit dem Monate Juli 1885 ihre directen Dampfer diesen Hafen nicht mehr anlaufen. Die Schiffe gehen zweimal des Monates von Southampton via Barbadoes nach Jacmel, von wo sie ihren Weg über Kingston nach Colon fortsetzen. Die Verbindung zwischen Kingston, Port-au-Prince, Havana und Veracruz wird durch einen Intercolonial-

dampfer aufrecht erhalten, welcher ersteren Hafen nach Eintreffen des directen Dampfers verlässt, sowie auch im Anschlusse an denselben erreicht. Von Colon aus nehmen die directen Schiffe denselben Weg zurück.

Die West India Pacific Steamship Company entsendet ihre Dampfer von Liverpool aus und gehen dieselben über St. Thomas nach Port-au-Prince, Kingston und Veracruz. Von hier aus ist die Route unregelmäßig und hängt davon ab, ob und wo in Mexico die Schiffe eine Ladung finden.

Die Dampfer der Glasgow Line of Mail Steamers, welche Port-au-Prince und die übrigen Häfen von Hayti berühren, sind durchwegs Warendampfer und haben keine bestimmten Ankunftstage. Im allgemeinen laufen sie Hayti auf der Rückreise an, um Fracht für Europa zu nehmen.

Die Compagnie générale transatlantique entsendet ihre Schiffe von St. Nazaire und Hâvre. Von St. Nazaire gehen die Post- und Passagierdampfer über Santander und St. Thomas nach Venezuela. Für diese Linie hat die Compagnie in St. Thomas einen Intercolonial-Dampfer, welcher monatlich einmal im Anschlusse an den directen Dampfer über Mayaguez, San Domingo, Jacmel nach Port-au-Prince geht; derselbe setzt seinen Weg über Kingston nach Santiago de Cuba fort und macht dann dieselbe Route zurück.

Von Hâvre gehen außer den Post- und Passagierdampfern nach New-York, noch Warendampfer mit Materiale zum Bau des Panama-Canales nach Colon. Von dort aus laufen die Schiffe unregelmäßig die Häfen von Hayti an, um Ladung für Europa zu nehmen.

Die Atlas Line of Mail Steamers fährt zwischen New-York und Hayti, und zwar unter englischer Flagge. Von New-York auslaufend, berühren die Dampfer zunächst die Nordhäfen von Hayti, wie Port-de-Paix, Gonaïves und St. Marc, worauf sie nach Port-au-Prince kommen. Von hier gehen sie nach den Südhäfen Miragoâne, Jéremie, Aux-Cayes und Jacmel und kehren über Kingston, Port-Antonio oder Port-Limon nach New-York zurück. Ankunft und Abfahrt dieser Dampfer ist durchaus unregelmäßig.

Die Diamond Line besteht erst seit April 1885 und hatte zur Zeit nur zwei Schiffe, welche von Boston auslaufen und dieselbe Route wie die Atlas Line nehmen.

Die Malle Royale Espagnole sendet ihre Dampfer von Havana aus nach Mexico und St. Thomas. Auf der Rückreise laufen letztere Schiffe Portorico und Port-au-Prince an, wo sie regelmäßig am 18. und 29. jeden Monates eintreffen.

Die Fracht nach Hâvre und St. Nazaire beträgt im allgemeinen 30—35 sh pro Tonne.

Pro forma Invoice.

Invoice of 500 Bags Coffee, shipped by the Undersigned on board the steamer......., ...Master, to Hâvre for orders, to the consignment of Messrs......., ...for account and risk of whom it may concern.

			Doll.	C.	Doll.	C.
S	1/25	à 20 = 500 Bags Coffee weighing.....℔ Nett french weight à 6 Cents...........................			..	.
		Charges				
		Shipping 10 Cents; Cartage 10 Cents; Weighing in Customhouse & delivery on wharf 10 Cents — 30 Cents per bag ..	150	—		
		Empty bags and twine per bag 25 Cents...........	125	—		
		Export duties: droits fixes ....Doll. 1,66 2/3				
		20% Surtaxe .... „ —,33 1/3				
		Doll. 2,—				
		10% additional on Doll. 1.66 2/3 ...... „ —,17				
		Doll. 2,17				
		Average Premium on drafts (duties being payable in drafts o/ Europe) 33 1/3% „ —,72				
		Doll. 2,89				
		pro 100 ℔ french Nett weight....................	..	.	..	.
					..	.
		2 1/2% Commission			..	.
					..	.
		Port-au-Prince, ... January 1886.				

Pro forma Invoice.

Invoice of.....Bags Cocoa, shipped by the..... Steamer......., ... Master, to Hâvre for orders, to the consignment of Messrs......., ... for account and risk whom it may concern.

			Doll.	C.	Doll.	C.
X	1/25	à 20 = 500 Bags Cocoa weighing....℔ (pound) Nett french weight à 10 Cents per ℔.............			..	.
		Charges				
		Shipping 10 Cents; Cartage 10 Cents; Weighing in Customhouse and delivery on wharf 10 Cents — 30 Cents per bag...........	150	—		
		Empty bags and twine 25 Cents per bag...........	125	—		
		Export duties: droits fixes .... Doll. 1,50				
		20% Surtaxe .... „ —,30				
		Doll. 1,80				
		10% additional on Doll. 1,50 .... „ —,15				
		Doll. 1,95				
		Average Premium on drafts (duties being payable in drafts o/ Europe) 33 1/3% Doll. —,65				
		Doll. 2,60				
		pro 100 ℔ french Nett weight....................	..	.	..	.
					..	.
		2 1/2% Commission			..	.
					..	.
		Port-au-Prince, .. January 1886.				

Pro forma Invoice.

Invoice of 433 Logs Mahagony shipped through the Undersigned on board the bark......, ...Master, bound for Falmouth for orders, to the consignment of Messrs......., ...for account and risk of whom it may concern.

			Doll.	C.	Doll.	C.
		433 Logs Mahagony measuring as per specification at foot 23 790'.4" french feet & inches at Doll. 50 per 1000 feet			..	.
		Charges				
		Lighterage and Shipping charges à 25 Cents per log	108	25		
		Export duties: Doll. 3,— per 1000 feet Doll. 71,37				
		20% additional........ „ 14,27	85	64	193	89
					..	.
		2½% Commission			..	.
					..	.
		Specification				
Mark	1	50 Logs 2 309' 7" ordinary				
„	2	50 „ 3 112' 5" „				
„	3	50 „ 3 383' 11" good ordinary				
„	4	10 „ 922' 3" superior				
„	5	50 „ 2 306' 11" ordinary				
„	10	29 „ 1 398' 3" „				
„	H	11 „ 1 061' 3" designs				
„	O	50 „ 2 394' 6" ordinary				
„	M	50 „ 2 173' 7" „				
„	X	3 „ 327' 8" Extra superior				
„	S	40 „ 2 000' ordinary				
„	SS	40 „ 2 400' good				
		433 „ 23 790'				
		Port-au-Prince, .. January 1886.				

Pro forma Invoice

Invoice of Bales Cotton shipped through the Undersigned on board the Str... ....., ...Master, to ...., to the consignment of Messrs........, ...for account and risk of whom it may concern.

			Doll.	C.	Doll.	C.
Y	1/20	20 Bales Cotton weighing.....℔ Nett french weight à 11 Cents..............................			..	.
		Charges				
		Shipping 25 Cents pro 100 ℔ Nett french weight...	..	.		
		Bagging, pressing etc. pro Bale 1 Doll.	..	.		
		Export duties: free of duties:				
		Droit de Statistique 10 Cents pro 100 ℔.......	..	.	..	.
					..	.
		2½% Commission			..	.
					..	.
		Port-au-Prince, .. January 1886.				

Pro forma Invoice

Invoice of 500 000 ℔ Logwood, shipped through the Undersigned on board the bark......, ...Master, Falmouth for orders, to the consignment of Mess[rs.] ......, ... for account and risk of whom it may concern.

			Doll.	C.	Doll.	C.
1 Lot	500 000 ℔ Logwood à Doll. 6 pro 1000 ℔				3000	—
	Charges					
	Wheiging in Customhouse 15 Cents } 30 Cents pro					
	Porterage on seashore 15 Cents } 1000 ℔		150	—		
	Lighterage pro 1000 ℔ 30 Cents..................		150	—		
	Export duties: pro 1000 ℔	Doll. 1,50				
	20% Surtaxe..........	„ —,30				
		Doll. 1,80				
	10% additional on Doll. 1.50.........	„ —,15				
		Doll. 1,95				
	Average Premium on this account being payable in drafts o/ Europe 33⅓%	Doll. —,65				
	pro 1000 ℔	Doll. 2,60	1300	—	1600	—
					4600	—
	2½% Commission				115	—
					4715	—
	Port-au-Prince, January 1886.					

Importzölle in den elf Finanzbezirken der Republik Hayti

Finanzjahr 1885 (vom 1. October 1884 bis 30. September 1885).

(In amerikanischen Gold-Dollars.)

Finanzbezirk	Importation	Tonnengebür		Abwage	Quai-gebür	Sani-tätsge-bür	Ankerzoll	Straf-geld	Summe der fixen Zölle ohne Dampfertonnage	50 %	33 1/3 %	Consular-Visa 1 %	Summe	Wert des Importes
		Dampfer	Segler											
Port-au-Prince	677 579,47	6 425,09	20 596,14	4 314,93	27 683,66	1 193,50	—	—	731 367,76	365 689,09	243 649,56	23 714,97	1 370 846,41	2 357 390,50
Cap-Haitien	368 161,81	2 938,75	61 043,93	1 854,96	13 064,20	1 821,00	25	—	445 945,90	222 975,12	148 649,98	11 457,64	831 992,39	1 116 434,87
Cayes	189 281,75	1 229,50	10 485,92	1 038,16	7 140,39	333,50	50	—	208 329,72	104 167,83	69 444,43	6 099,52	389 271,09	609 953,00
Jacmel	177 648,93	1 877,48	3 236,98	944,79	7 222,94	365,50	—	180,21	189 429,14	94 714,70	63 020,75	6 264,39	355 486,67	626 302,34
Gonaives	123 520,06	934,36	5 139,92	699,89	4 935,87	280,00	25	1,60	134 577,34	67 289,35	44 860,02	3 985,88	251 701,95	426 425,22
Jérémie	82 628,15	1 104,29	1 082,82	474,53	3 606,10	660,00	25	—	87 857,60	43 929,00	29 959,48	2 838,23	165 713,60	288 822,39
St. Mark	76 870,62	370,07	15 708,85	329,06	2 515,86	300,00	—	—	95 724,39	47 862,57	31 907,85	2 525,56	178 390,44	258 343,10
Petite-Goave	41 279,81	752,55	582,71	271,99	1 863,06	16,00	—	—	44 013,57	22 006,87	14 671,58	1 411,90	82 856,47	142 179,58
Port-de-Paix	34 348,13	141,50	9 323,02	267,69	1 693,56	295,50	—	—	46 019,40	23 009,79	15 335,70	1 184,71	85 599,60	120 479,05
Aquin	10 042,18	47,59	12 244,48	81,48	—	238,00	—	271,40	22 647,73	11 323,92	7 549,29	384,66	42 177,00	39 130,20
Miragoane	7 836,74	—	2 574,46	61,97	409,18	30,00	—	—	10 912,35	5 456,08	3 639,50	307,33	20 315,26	32 094,47
	1 789 207,65	15 851,18	142 019,23	10 339,45	70 134,82	4 933,00	1,25	453,21	2 016 824,84	1 008 424,32	672 688,14	60 174,79	3 774 350,79	6 012 555,12

Exportzölle

Finanzjahr 1885 (vom 1. October 1884 bis 30. September 1885).

Finanzbezirk	Import	Lotsengebür Aus- Fahrt	Lotsengebür Ein- Fahrt	Echelle	Brunnengebür	Abgabe für statistische Vormerkung	Bewachung	Summe	20%	10%	Summe	Wert des Exportes
Port-au-Prince	335 803,15	431,00	248,00	2 275,00	613,00	337,09	—	339 707,24	67 750,40	33 872,39	441 330,08	2 222 050,10
Cap Haitien	390 814,30	927,00	572,00	4 125,00	—	1,21	131	396 570,51	79 310,16	39 245,86	515 126,53	1 583 684,94
Cayes	161 177,28	—	624,00	100,00	—	—	—	161 901,28	32 380,29	16 077,67	210 359,19	557 565,82
Jacmel	250 701,97	67,00	38,00	80,00	92,50	116,98	—	251 096,45	50 395,89	24 939,67	326 432,01	1 067 058,34
Gonaives	182 044,62	28,50	219,00	115,00	—	821,82	—	183 228,94	36 481,55	17 983,50	237 693,99	628 365,90
Jérémie	85 981,47	11,50	18,75	225,00	—	—	—	86 236,72	17 246,95	8 623,40	112 107,07	332 385,12
St. Mark	70 778,27	176,00	167,25	70,00	—	1 264,42	—	72 455,94	14 238,29	7 008,48	93 702,71	395 599,20
Petite-Goave	134 438,25	15,00	24,00	115,00	—	18,00	—	134 610,25	26 918,37	13 459,33	174 987,95	547 082,00
Port-de-Paix	66 033,59	89,25	159,00	—	—	—	—	66 280,84	13 255,55	6 382,52	85 918,91	297 328,19
Aquin	44 326,36	172,00	172,00	—	—	—	—	44 670,36	8 934,10	4 466,26	58 070,72	178 063,96
Miragoane	18 087,83	111,50	96,00	30,00	223,50	1,62	—	18 550,45	3 710,07	1 674,69	23 935,21	60 800,08
	1 740 186,04	2 028,75	2 338,00	7 135,00	929,00	2 561,14	—	1 755 308,93	350 621,62	173 733,77	2 279 664,32	7 869 989,65

Specificirung des Exportes

(Finanzjahr 1885).

Finanzbezirk	Kaffee	Campeche-holz	Cacao	Baum-wolle	Maha-goni	Felle	Honig	Altes Kupfer	Gajac-Harz	Wachs	Roh-zucker	Gelb-holz	Gajac	Brazil-holz	Oran-gen-schalen	Muscheln	Fasern	Hornvieh	Kaffee-reste
Port-au-Prince	17 793 519	18 157 450	329 039	337 054	84 306	130 284	27 728	6 707	11 066	1 008	299 478	116 550	91 525	—	13 143	135	4	25	—
Cap Haitien	11 297 700	126 129 650	640 452	1 210	4 829	152 986	15 516	629	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Cayes	8 109 012	16 948 000	43 206	11 341	—	9 089	2 250	—	—	—	—	—	—	—	—	63	—	—	—
Jacmel	14 607 766	827 000	—	116 796	4 281	4 284	—	—	—	193	—	—	—	27 000	401 557	—	—	—	45 900
Gonaives	8 782 413	23 248 900	12 947	821 979	2 893	29 734	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jérémie	2 848 162	4 848 750	2 110 509	—	—	14 090	840	968	—	—	—	—	—	—	—	72	—	—	—
St. Marc	1 385 937	31 659 000	—	1 264 406	—	4 028	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Petite-Goave	7 986 724	708 000	16 451	15 234	—	873	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Port-de-Paix	906 181	33 901 000	4 353	—	—	2 773	511	—	—	1 500	—	—	—	—	—	11	—	—	—
Aquin	289 759	25 968 000	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	362 183	—	—	—	—	—	—
Miragoane	39 198	11 662 000	—	1 613	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	74 046 371	297 508 750	2 156 957	3 569 643	95 809	348 051	46 845	8 304	11 066	2 701	299 478	116 550	453 708	27 000	414 700	281	4	25	45 900

O. Zum Abschnitte über Jamaica. (Seite 141.)

An Geld cursiren auf Jamaica nur englische Banknoten und Scheidemünze, kein Gold. Die Facturen werden in Pfund Sterling, Shilling und Pence gestellt.

Kingston notirt:	Paris	3	Monate	25,75
	Hamburg	3	„	20,73
	New-York	3	„ $	4,80

An Banken sind etablirt die Colonialbank und viele Sparbanken.

Kingston ist das Warendepôt für sämmtliche Inselorte; die Stadt besitzt daher auch hübsche Kaufläden jeder Art und die zahlreichen Firmen, zumeist Juden, machen noch immer annehmbare Geschäfte.

Aus Österreich-Ungarn befinden sich L. Winkler, Musikinstrumentenhändler in Kingston, und G. Grünhut, Blauholzexporteur am Milk-River, etablirt.

Das österreichisch-ungarische Consulat führt Herr W. Schiller, der gleichzeitig auch deutscher und italienischer Consul ist. Die Vereinigung von drei Consulaten in einer Hand, ist — was Jamaica anbelangt — nicht unvortheilhaft, weil die österreichisch-ungarischen, deutschen und italienischen Schiffe, welche an verschiedenen Küstenpunkten meist Blauholz für Canalordre einnehmen, das Consulat in einer allen gleich förderlichen Thätigkeit erhalten.

Trotz vielfacher Bemühungen, unseren Erzeugnissen in Kingston Eingang zu verschaffen, will das Geschäft nicht recht in Fluss kommen, und dürfte die Hauptschuld an der Stockung des directen Verkehres in der geringen Capitalskraft unserer Kaufleute, Fabrikanten und Commissionäre gelegen sein. Abgesehen von der längeren Dauer, welche jede bei unseren Geschäftsleuten gemachte Bestellung schon der großen Distanz wegen beansprucht, kommt der Umstand in Betracht, dass unsere Kaufleute bar oder auf kurze Sicht bezahlt sein wollen, während die capitalskräftigen Commissionäre in Paris und London lange Credite gewähren und hier alle Waren überhaupt auf 6—9 Monate verkauft werden müssen.

Winkler bezieht nur Mund- und Ziehharmonika aus Wien, alle anderen Instrumente, weil billiger, aus Deutschland.

Schiller ist mit Wiener und Brünner Firmen für Knöpfe, Wäsche, Tuch- und Quincailleriewaren in Verbindung.

In Kingston besteht keine Handelskammer; allgemeine Marktberichte werden nicht aufgelegt.

Die ersten Importhäuser sind: Finke & Co., Turnbull & Co.; Schiller & Co.

In Möbeln aus gebogenem Holze, zerlegbaren Möbeln etc. arbeiten: Alexander Berry; Max Hendricks.

In Rauchrequisiten: W. Schiller & Co.; Martin & Spicer.

Knöpfe jeder Art: Jakob Brande; W. Schiller & Co.

Fächer aus Holz, Schildpatt etc.: Jakob Brande; W. Schiller & Co.

Schuhzeug für Herren und Damen, Handschuhe, künstliche Blumen und Federputz: Alfred Pawsey; Hepburn & Makarty.

Briefpapier in Cassetten, Seidenpapier etc.: Arthur Hylton; G. Henderson.

Lederwaren, Seidenartikel, Bronze-, Nickelgalanterie, Schmuck, echter und unechter, Dutzendware: W. M. Malabre & Co.; Pimsock & Co.; W. Schiller & Co.

Cigarren und Schnupftabak sind zu ärarischen Exportpreisen nicht verkäuflich.

Hohl- und Luxusglas etc.: Alexander Berry; Martin & Spicer.

Wachsperlen, Heiligenbilder etc.: J. L. Duquesnay; W. Schiller & Co.

Zündwaren: Nicht rathsam.

Fertige Kleider, Sattelzeug für Reit- und Zugthiere, Erzeugnisse der Textilindustrie: John Mc. Donald; Finke & Co.; Turnbull & Co.; W. Schiller & Co.

Detailfirmen:

William Malabre, Kurzwaren; Pimsock & Co.; (Waterloo House) Kurzwaren; D. Henderson & Co., Eisenhandlung; J. W. Whitburn, Uhrmacher, Juwelier und Optiker; Justin Carthy, Spielwarenhandlung; J. H. Milke, Uhrmacher und Juwelier; J. H. Milke, Galanteriewarenhandlung; Louis Winkler, Instrumenten- und Spielwarenhandlung; J. Mils Burke, Herrenkleidermagazin; Thomas Saargoot, Lager von Damenkleidern und Hüten; Georg F. Facey, Porzellan- und Glashandlung; T. Duquesnay, Lager von Schuhen, Reiseeffecten und Tuchausschnitt; Andreas Scott, Schuh- und Hutlager; Martin & Spicer, Galanterie-, Glaswaren, Sattlerei; Turnbull, Mudon & Co., Möbellager und Glaswarenhandlung; Nathan & Co., Hüte, Schuhe; W. R. Macpherson & Co., Kurzschnittwaren; J. Bewley, Hüte und Kurzschnittwaren; Alfred Pawsey, Hüte und Kurzschnittwaren; Alex. Berry & Son, Porzellan- und Glaswaren; Hepburn, Mc. Carthy & Co., Lager von Schuhen, Hüten und Weißwäsche; Mark. C. Hendricks, Galanteriewarenhandlung; James Gall, Lager von französischen Luxusgegenständen; Dik & Halbott, Kurzschnittwaren und Hüte; Henry Lindo (People House), Kurzschnittwaren und Schuhe; E. Ellis & Co., Kurzschnittwaren und Schuhe; J. Aron, Kurzschnittwaren und Schuhe.

Übersicht der Import- und Exportwerte auf Jamaica 1875—1884.

	Gegenstand	Wertsummen in Pfund Sterling, in den Jahren									
		1875	1876	1877	1878	1879	1880	1881	1882	1883	1884
Import	Nahrungsmittel	698 089	629 342	592 352	615 692	555 381	577 278	675 106	484 554	537 656	550 053
Import	Geistige Getränke	69 036	67 081	60 958	59 902	65 031	59 961	51 337	53 253	68 096	71 951
Import	Tabak und Cigarren	19 153	16 499	11 820	17 365	11 573	12 714	12 347	10 969	13 267	11 480
Import	Hauseinrichtungsgegenstände	22 077	22 036	20 301	16 206	15 725	15 529	13 611	15 510	17 309	21 698
Import	Bekleidungsstoffe, Kleider, Wäsche u. Schuhe	450 686	487 308	409 991	380 153	372 463	451 728	312 433	400 641	501 206	477 230
Import	Metall- und Eisenwaren	89 626	85 693	88 536	69 228	53 288	62 487	64 374	64 477	68 272	74 724
Import	Baumaterialien	72 647	65 620	56 872	49 240	46 159	46 559	53 779	58 297	84 202	65 257
Import	Landwirtschaftliche Maschinen und Geräthe	93 423	64 458	79 926	49 516	32 464	41 454	48 756	38 912	50 638	49 719
Import	Andere Maschinen und Werkzeuge	12 680	3 618	13 245	5 892	4 738	4 764	4 520	2 537	13 099	6 659
Import	Steinkohle und Coaks	69 009	63 081	52 448	44 835	37 112	38 873	14 514	29 588	21 837	28 859
Import	Bücher und Druckwerke	6 959	8 323	9 935	8 992	7 245	8 178	6 386	6 618	10 034	10 161
Import	Verschiedenes	156 791	187 196	162 945	175 700	145 163	155 672	135 493	156 704	239 796	200 850
	Summe des jährlichen Importwertes	1 760 176	1 700 255	1 552 339	1 492 721	1 347 342	1 475 197	1 392 656	1 822 060	1 625 412	1 568 641
Export	Zucker	454 444	412 750	530 024	379 107	415 398	497 822	336 901	614 283	551 636	428 445
Export	Rum	320 774	330 731	309 730	213 987	197 320	209 091	174 406	295 645	225 963	220 613
Export	Kaffee	219 084	268 816	270 960	271 449	249 134	244 720	231 383	133 535	160 617	98 841
Export	Jamaicapfeffer	40 250	39 973	67 899	75 448	79 894	145 568	87 843	112 817	102 679	92 796
Export	Farbhölzer	265 211	308 678	159 215	106 888	191 407	166 607	141 296	103 084	100 590	140 070
Export	Früchte	9 336	20 467	22 350	39 457	40 166	51 316	44 215	124 269	154 246	253 019
Export	Tabak und Cigarren	1 955	4 336	4 701	6 343	9 140	5 526	16 412	14 357	3 436	2 455
Export	Geringere Erzeugnisse, wie Ingwer u. s. w.	55 247	54 685	54 661	57 416	63 721	86 350	53 896	63 437	63 158	108 525
Export	Hornvieh	—	40	890	17 030	12 581	8 896	11 506	4 266	960	1 971
Export	Pferde	26	—	25	6 796	1 134	32	1 276	6 273	2 584	4 165
Export	Verschiedenes	44 157	76 539	38 214	36 813	98 185	98 450	79 460	77 141	103 578	133 089
	Summe des jährlichen Exportes	1 410 484	1 517 015	1 458 669	1 210 704	1 367 530	1 512 978	1 178 594	1 549 057	1 469 447	1 483 989

Sowohl am Import als am Export ist Großbritannien (England, Schottland und Irland) weitaus am meisten betheiligt; sein Antheil beträgt etwa 67%; zunächst folgen die Vereinigten Staaten mit etwa 20%; dann die englischen Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien mit etwa 10%. Der geringe Rest vertheilt sich auf das nichtenglische Westindien, Frankreich und Deutschland.

Schiffahrtsbewegung Jamaicas 1875—1883, mit Ausschluss der kleinen Küstenschiffahrt:

	Dampf- und Segelschiffe aller Flaggen	Davon Schiffe nicht-englischer Flagge	Dampfschiffe aller Flaggen
1875	766 378 *t*	197 527 *t*	?
1876	832 768 „	267 890 „	526 846 *t*
1877	703 540 „	184 484 „	444 701 „
1878	738 007 „	198 032 „	478 740 „
1879	773 108 „	174 429 „	503 258 „
1880	796 946 „	148 449 „	545 477 „
1881	794 336 „	113 068 „	607 142 „
1882	787 049 „	197 990 „	623 507 „
1883	804 932 „	215 456 „	638 956 „

Im Jahre 1884 liefen in den Häfen Jamaicas ein:
391 Segelschiffe von 89 060 *t* und 474 Dampfer von 404 998 *t*.
Ausgelaufen sind im selben Jahre:
386 Segelschiffe von 83 963 *t* und 459 Dampfer von 391 528 *t*.
Von den Dampfern gehörten 125, von den Segelschiffen 161, beziehungsweise 147 anderen als der englischen Flagge an.

Öffentliche Einnahmen und Ausgaben 1871—1884:

	Einnahmen	Ausgaben
1871	408 785 £	410 656 £
1872	460 024 „	426 608 „
1873	480 955 „	471 060 „
1874	505 841 „	495 805 „
1875	527 018 „	546 026 „
1876	529 734 „	534 935 „
1877	492 554 „	511 650 „
1878	513 465 „	505 036 „
1879	514 867 „	525 381 „
1880	571 289 „	586 189 „
1881	544 436 „	596 618 „
1882	556 635 „	548 564 „
1883	577 240 „	543 498 „
1884	561 286 „	555 035 „

P. Zum Abschnitte über Cuba. (Seite 176.)

Havana hat als Handelsstadt durch die Kriegsereignisse sehr gelitten, und soll das Havana von einst und jetzt nicht zu vergleichen sein. Selbst die größten Grundbesitzer mussten infolge der schlechten Zeiten ihren Aufwand verringern, und das Geldprotzenthum, welches ehedem hier florirte, hat ziemlich aufgehört. Dass in einem Lande, wo der Immobilienbesitz bedeutend entwertet wurde und infolge dessen Luxus und Kaufkraft bedeutend abnahmen, auch in der Geschäftswelt sich viele Misstände ergeben, braucht nicht besonders begründet zu werden.

Ein eventueller directer Export von Österreich-Ungarn wäre daher mit größter Vorsicht zu behandeln, da nur die tüchtigsten Agenten, welche mit den Verhältnissen genau vertraut sind, mit Sicherheit arbeiten können. — Industrielle, insbesondere solche der Zuckerbranche, sollten es nach Thunlichkeit vermeiden, Erkundigungen über den Ertrag der Ernte und sonstige Verhältnisse durch Private einzuholen, da verlässliche Auskünfte nur durch die Consulate erlangt werden können. Die deutschen Consulate der Hauptproductionsplätze senden denn auch aus diesem Grunde periodisch genaue Berichte zur Information der Industriellen ein.

Wiener Ware findet man in Havana sehr stark vertreten; sämmtliche Möbel in den öffentlichen Localen sind Wiener Fabrikat; Schuhe, Quincaillerien etc. entstammen zumeist auch der Industrie unserer Hauptstadt Wien; die Preise werden aber unverhältnismäßig hoch gestellt. So wurden z. B. für zwei kleine Lehnstühle aus Bambus sammt Tischchen 7 Onzen, d. i. 119 $ in Gold verlangt.

Havana notirt:

1 Centines (25 Pesetasstück)	5,30 $
1 Onza	17 $ (fix)
London	4,44 $ und Prämie
Paris	4,00 $ " "
Deutschland	5,00 $ " "

Im gewöhnlichen Verkehre ist man selbst in großen Geschäften so unreell, für ein Livre Sterling 5 $ und für Zwanzigfrancsstücke 4 $ zu bieten.

In den Kaufläden wird der Preis in spanischem Golde oder auch in Papiergeld gestellt; Amerikaner bedingen sich öfters ihre Valuta.

Die gesetzliche Münzeinheit, die Peseta, entspricht im Werte und ihren Untertheilungen dem Franc; die Peseta ist gleich 20 Centavos de peso (Sous) oder 100 Centavos de peseta (centimes). Escudos sind gleich $2^1/_2$ Pesetas oder 50 Centavos de peso. Dollars oder Pesos = 5 Pesetas. Der Dollar zerfällt in 100 Centavos de peso, 10 Reales sencillos oder 8 Reales fuertes. Die Onza genießt eine Prämie von 1 Dollar, wornach sich ihr Wert auf 17 Dollars stellt. Außerdem gibt es Goldstücke zu 5 Dollars, Centenes genannt, mit dem Bildnisse Isabella II. oder Alfons XII. geprägt.

Im gewöhnlichen Verkehre kömmt jetzt beinahe ausschließlich Papiergeld vor; es gibt Scheine zu 5, 10, 25 und 50 Centavos de peso, dann zu 1, 5, 10, 25, 50 und 100 Pesos.

Die Agrar-, Productions- und Handelsstatistik ist mangelhaft und ihre Angaben wegen der sehr verschiedenen, in den Quellen angewendeten Maße, welche meist auf alten Handelsusancen beruhen, schwer in Übereinstimmung zu bringen.

Folgende Daten können als ziemlich vertrauenswürdig gelten:

Es betrug die Ausfuhr von

im Jahre	Zucker aus allen Häfen Cubas	Tabak aus Havana	Cigarren aus Havana
1873	994 722 000 *kg*		
1874	872 175 000 „		
1875	930 783 000 „	13 895 200 ℔	164 533 000 Stück
1876	581 856 000 „		
1877	460 810 000 „		
1878	538 831 000 „		
1879	623 935 000 „		
1880	460 000 000 „	12 464 936 „	153 141 000 „
1881	449 067 000 „		
1882	537 859 000 „		
1883	408 255 000 „	9 555 100 „	69 757 000 „
1884	?	11 514 800 „	98 093 000 „

Im Jahre 1883 sind in Havana 1333 Schiffe mit 1 178 219 Tonnen Gehalt, im Jahre 1884 1103 Schiffe mit 1 126 694 Tonnen Gehalt eingelaufen.

1499 *km* Eisenbahnen sind auf Cuba im Betriebe,
240 „ „ „ „ „ „ Bau,
4500 „ Telegraphenleitung verbindet 187 Stationen.

Q. Zum Abschnitte über die Bahamas (New Providence).
(Seite 195.)

Handelsbewegung der Bahamas 1874—1883:

	Import	Export
1874	183 993 £	130 293 £
1875	172 183 „	108 893 „
1876	153 614 „	106 836 „
1877	153 667 „	110 931 „
1878	191 234 „	142 637 „
1879	164 746 „	137 129 „
1880	180 815 „	121 429 „
1881	168 380 „	114 100 „
1882	216 575 „	161 309 „
1883	223 144 „	147 626 „

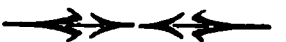
Schiffahrtsbewegung der Bahamas 1875—1883, mit Auschluss der kleinen Küstenschiffahrt:

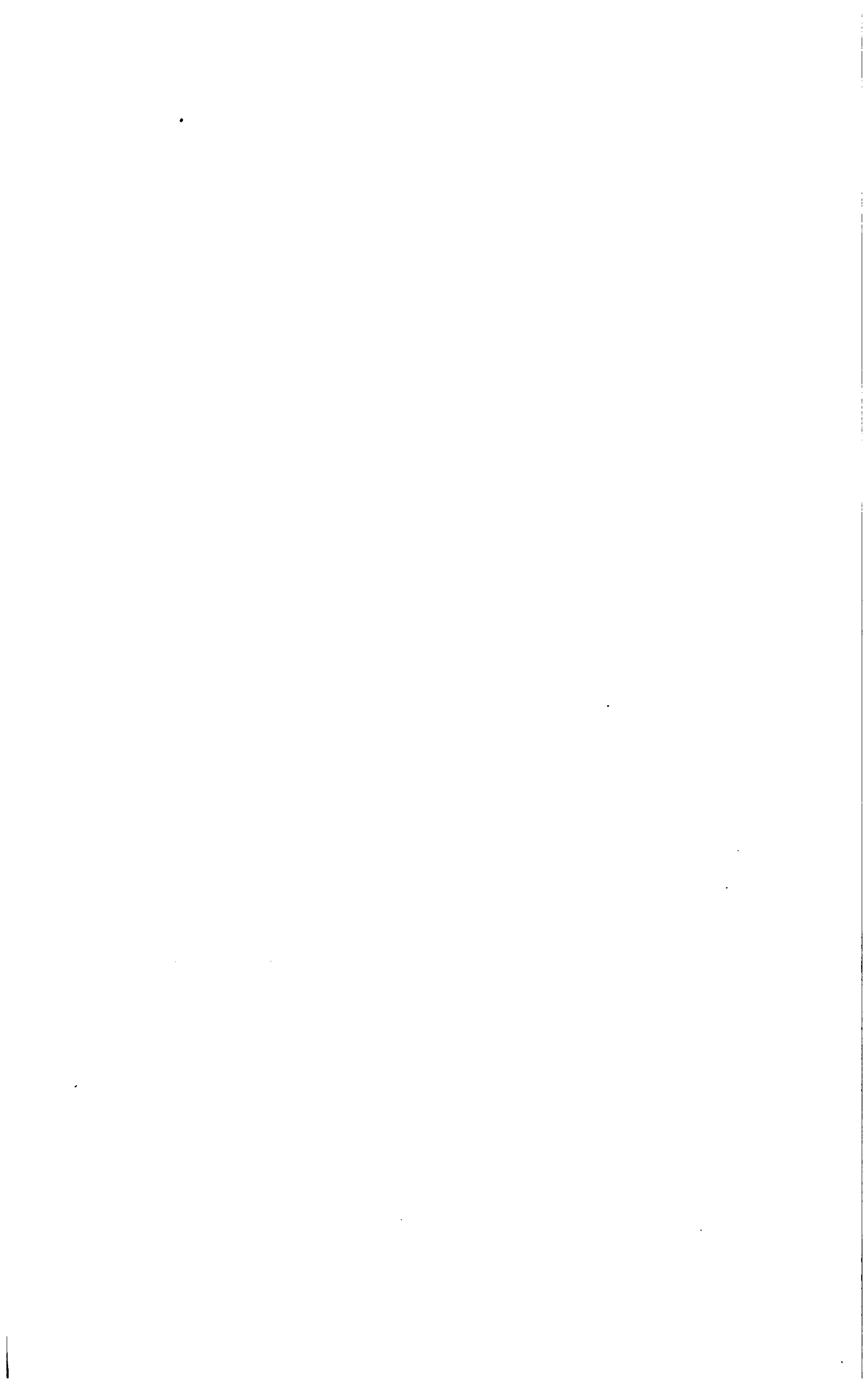
	Dampfer und Segelschiffe aller Flaggen	Davon Schiffe nicht-englischer Flagge	Dampfer aller Flaggen
1875	142 419 t	61 215 t	60 877 t
1876	123 212 „	83 951 „	47 939 „
1877	142 736 „	109 692 „	70 345 „
1878	181 414 „	138 753 „	95 604 „
1879	181 746 „	108 075 „	90 573 „
1880	174 419 „	126 576 „	97 874 „
1881	219 929 „	132 799 „	146 546 „
1882	266 397 „	136 483 „	201 336 „
1883	260 462 „	159 082 „	184 687 „

Öffentliche Einnahmen und Ausgaben:

	Einnahmen	Ausgaben
1874	37 283 £	38 374 £
1875	37 681 „	43 726 „
1876	35 777 „	39 397 „
1877	36 373 „	36 418 „
1878	41 518 „	41 253 „
1879	44 853 „	40 944 „
1880	42 945 „	43 642 „
1881	41 294 „	44 235 „
1882	46 085 „	43 522 „
1883	52 475 „	54 584 „







Das

Datum auf den Philippinen.

Von

Jerolim Freiherrn von Benko,

k. u. k. Fregatten-Kapitän d. R.

„Quod non est in actis, non est in mundo.

Beilage zu „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens" 1890.

Pola.

Druck und Commissionsverlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

1890.

Separatabdruck des 32. Capitels aus dem auf Befehl des k. u. k. Reichskriegs-Ministeriums, Marine-Section, verfassten, demnächst im Commissions-Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien erscheinenden Werke:

„Die Schiffsstation der k. u. k. Kriegs-Marine in Ostasien."

Wenn es auf den ersten Blick sonderbar erscheinen mag, dass wir dem Datum, wie solches auf den Philippinen gezählt wird, hier ein eigenes Capitel widmen, so hoffen wir doch, durch die nachstehenden Ausführungen den Beweis für die Berechtigung dieser Einschaltung zu erbringen.

Die Philippinen, wenige Längengrade im Osten von dem alten Continente gelegen, haben nämlich bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit eine Datumszählung geführt, welche von jener der alten Welt um einen Tag differirte; diesem an sich schon bemerkenswerten Umstande steht die weitere, etwas befremdende Thatsache gegenüber, dass die Annahme richtiger, mit den benachbarten Ländern übereinstimmender Zählung des Datums auf den Philippinen zwar schon vor nahezu einem halben Jahrhunderte stattgehabt hat, dass aber von dieser Berichtigung, wie es scheint, in der deutschen Fachliteratur bisher nicht in einer Weise Kenntnis genommen worden ist, welche die Basis für allgemeineres Bekanntwerden der vorgenommenen Richtigstellung abzugeben geeignet gewesen wäre.

Wir wollen diesen beiden Thatsachen: nämlich der früheren abweichenden Datumszählung auf den Philippinen, und der in der deutschen Literatur (mit wenigen Ausnahmen) zum Ausdrucke kommenden irrthümlichen Meinung, diese abweichende Datumszählung bestehe auch jetzt noch immer weiter fort, im folgenden einige aufklärende Ausführungen widmen; diesen Ausführungen wollen wir den Wunsch mit auf den Weg geben, dass sie von besserem Erfolge begleitet sein mögen, als der Versuch einer Richtigstellung es war, welchen der Verfasser dieses Werkes vor mehr als zwanzig Jahren — von den Philipinnen aus — in der gleichen Sache unternommen hat.

Vielleicht ist es rathsam, für einen Theil unserer nichtmaritimen Leser in aller Kürze zuerst einiges zur Orientirung vorauszuschicken.

Bekanntlich haben alle unter ein und demselben (Halb-) Meridian — vom Nord- bis zum Südpole — liegenden Orte ein und dieselbe gemeinschaftliche Tageszeit. Die östlich vom Beobachter liegenden Meridiane, weil diesen die Sonne schon früher aufgegangen ist, haben weiter vorgeschrittene, die westlich liegenden aber geringere Tageszeiten. Jeder Grad Längendifferenz entspricht einem Zeitunterschiede von 4 Zeitminuten; ein Ort, der 90° östlich von Wien liegt, hat 6 Uhr Nachmittag, im Augenblicke, in welchem es in Wien Mittag ist; ein Ort, welcher 90° westlich von Wien liegt, hat im gleichen Augenblicke erst 6 Uhr morgens.

So einfach nun dieses — wohl allgemein bekannte — Verhältnis scheint, so entsteht doch sofort Unsicherheit und Verwirrung, wenn man nach der Zeit forscht, welche einem Orte zukommt, der 180° Längenunterschied vom eigenen Orte zählt. Man kommt da zu ganz verschiedenen Resultaten, je nachdem man die Zählung nach Osten oder nach Westen vornimmt.

Nehmen wir z. B. an, es sei in Wien der 1. Januar, 8 Uhr morgens. Welche Zeit zählt der Ort, besser alle Orte, welche von Wien um 180° in ihrer geographischen Länge differiren? Gehen wir nach Osten, so müssen wir 12 Stunden zuzählen, und finden also den 1. Januar, 8 Uhr abends; gehen wir aber nach Westen, so müssen wir 12 Stunden abrechnen, finden also den 31. December, 8 Uhr abends. Es entsteht nun die Frage: Ist an diesen Orten, wo es zweifellos 8 Uhr abends (Ortszeit) ist, der 31. December, oder schon der 1. Januar zu zählen?

Diese Frage ist mit Bestimmtheit, nach irgend welchen wissenschaftlichen Grundsätzen, nicht zu beantworten. — Sie ist schon deshalb nicht streng lösbar, weil der Ausgangspunkt der Zeitzählung (in unserem Beispiele Wien, d. h. der Meridian von Wien) ein willkürlich angenommener ist; und bekanntlich erkennt die Menschheit zahlreiche Meridiane als erste Meridiane an, d. h. als solche, von welchen aus die Zeitzählung ihren Ausgang zu nehmen hat.

Die verbreitetste Geltung unter den vielen ersten Meridianen haben nun allerdings drei sehr nahe aneinander liegende Meridiane behalten: jene von Ferro, von Greenwich und von Paris. Diese Meridiane schließen ein schmales, sphärisches Zweieck ein, welches als Ausgangsregion der Zeitzählung, soweit dieselbe auf die (christliche) Datumszählung influenzirt, für die ganze Erde angesehen werden kann; diesem sphärischen Zweiecke steht, 180° in der Länge entfernt, ein anderes von gleicher (geographischer) Längenausdehnung gegenüber, in welchem (wie dies das früher gegebene Beispiel erläutern mag) die Datumszählung zu einer (in den Grenzen eines Tages) willkürlichen, und durch die — ebenfalls beliebige — Bevorzugung eines der drei hauptsächlichsten ersten Meridiane noch weiters beeinflussten Sache wird.

Innerhalb dieses letzterwähnten sphärischen Zweieckes liegende Orte können das Datum annehmen, als ob man vom gewählten Ursprungsmeridian aus nach Osten, und ebenso, als ob man vom Ursprungsmeridian aus nach Westen gezählt hätte, — ohne dass man, noch so streng genommen, das eine oder das andere Datum als ein unrichtiges zu bezeichnen berechtigt wäre. — Es mögen auch thatsächlich auf den Inseln des Großen Ozeans, welche in den gedachten Rayon fallen, Anomalien genug in der beregten Richtung vorkommen; manche westlicher gelegene Insel oder Gruppe mag ein geringeres Datum zählen, als der östliche Nachbar; und es wäre keine uninteressante Aufgabe, in diesen Regionen die thatsächlich im Gebrauche stehenden Datumszählungen in zweifelloser Weise zu constatiren, um die Datumsgrenze, wie sie in Wirklichkeit auf der Erde besteht, auf unseren Globen und Landkarten richtig verzeichnen zu können, und die jetzt noch so häufig vorkommende, den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechende derlei Linie endgiltig zu verdrängen. — Im allgemeinen wird wohl auf jeder Insel und Inselgruppe in jener Region einfach jenes Datum weitergezählt worden sein, welches die ersten europäischen oder amerikanischen Besiedler

mitbrachten, und welches also ein verschiedenes sein muss, je nachdem diese Besiedler vom Osten oder Westen ankamen[1]).

Die Philippinen nun liegen weit außerhalb nach Westen zu von dem erwähnten Bereiche geographischer Längen, in welchem die Zählung des Datums gewissermaßen eine beliebige bleibt; auf den Philippinen ist — wissenschaftlich genommen — die Zählung des einen oder des andern, des östlichen oder westlichen Datums keineswegs eine Sache des freien Beliebens, denn diese Inselgruppe gehört auch in dieser Richtung zur alten Welt.

Dennoch hat man auf den Philippinen bis zum 30. December 1844 ein um einen Tag unrichtiges, vom Datum der alten Welt differirendes, nämlich das östliche, Datum gezählt.

Die Ursachen dieser Anomalie sind historischer Natur.

Vorerst kommt in Betracht, dass Magelhaens, von Osten her kommend, die Philippinen entdeckte. Es ist bekannt, dass seine Gefährten, unter d'Elcanos Führung die erste Weltumseglung vollbringend, bei ihrer Rückkehr in die Heimat auf das Höchste darüber bestürzt waren, dass ihnen sozusagen ein Tag verloren gegangen war; die sorgfältig geführten Schiffstagebücher der Expedition ließen keinem Zweifel darüber Raum, dass sich nicht etwa durch eine Nachlässigkeit ein Fehler in die Zeitrechnung eingeschlichen haben könne; und dennoch stand die unleugbare Thatsache vor aller Augen, dass d'Elcano mit einem andern Tagesdatum an Bord ankam, als man es in der Heimat zählte[2]). Die Bestürzung war, den damaligen streng formellen Auffassungen in Sachen der Cultusvorschriften entsprechend, hauptsächlich durch die Überlegung hervorgerufen, dass man alle Fest- und Fasttage zu unrichtiger Zeit gefeiert und gehalten haben müsse. Die Besorgnisse, welche durch diese Entdeckung erweckt wurden, schwanden auch nur zum Theile, als bald die richtige Lösung des Räthsels gefunden wurde. — Es ist jedenfalls eine bemerkenswerte Coincidenz, dass der erste Vorschlag, transportable Uhren zur Bestimmung der geographischen Länge zur See anzuwenden, von Gemma Frisius in seiner im Jahre 1530 erschienenen Schrift: »De uso globi« veröffentlicht wurde, während am 7. September 1522 d'Elcano nach Spanien zurückgekehrt war; die Erfindung der Taschenuhren — der ersten Uhren, von welchen man erwarten durfte, sie zur See benützen zu können — war damals erst wenige Jahrzehnte alt.

Von der Thatsache der Entdeckung der Philippinen von Osten her wird nun vielfach die eigenthümliche Erscheinung abgeleitet, dass man auf dieser Inselgruppe nachmals jene Datumszählung annahm, welche wir kurz die »östliche« nennen wollen. Doch ist dies hier entschieden unrichtig, da

---

[1]) In dem ehemals russischen Alaska, östlich von der Behringsstraße, zählten die vom Westen gekommenen Russen und die vom Osten gekommenen Nordamerikaner gleichzeitig ihr mitgebrachtes Datum weiter; vielleicht war dies hier insoferne weniger störend, als die Russen den ohnehin differirenden Julianischen Kalender noch nicht aufgegeben haben. Immerhin hatten die damals miteinander in steter Berührung stehenden Russen und Amerikaner Alaskas, gleichzeitig verschiedene Wochentage; der Sonntag der Amerikaner war Montag bei den Russen u. s. w.

[2]) Eine vorläufige Wahrnehmung über die bestehende Datumsdifferenz soll von den heimkehrenden ersten Weltumseglern schon auf den Capverden gemacht worden sein; im Tagebuch Albo's findet sich am 9. Juli 1522 die Bemerkung: *»y este dia fue miercoles, y este dia tienen ellos por jueves«.* (Jagor.)

die Entdeckung vorerst mit der Eroberung und Besiedlung nichts gemein hatte. Hingegen kam Legaspi, der Eroberer und Colonisator der Philippinen, ebenfalls aus Osten, von dem spanischen Amerika; er brachte deshalb ebenfalls die östliche Datumszählung mit, und dieselbe wurde beibehalten.

Der Grund für das Beibehalten des »östlichen Datums« auf den Philippinen war vorerst ein politischer, vielleicht besser gesagt staatsrechtlicher, während später, auf lange Zeit hinaus, keine genügende Veranlassung dafür vorlag, die einmal angenommene und eingelebte Datumsführung abzuändern, und dies umsomehr, als ja die Philippinen in ihrem äußeren Verkehre beinahe ausschließlich auf das spanische Amerika angewiesen und beschränkt waren. Schiffe, welche zwischen Manila und Acapulco segelten, hatten es infolge der unrichtigen Datumsführung der Philippinen nicht nothwendig, bei jeder Fahrt das Datum unterwegs einmal abzuändern, und bei der Rückfahrt wieder eine Rückänderung desselben eintreten zu lassen.

Die fehlerhafte Art der Datumsführung auf den Philippinen hatte also, wie wir sehen, zur Zeit des innigen Verkehres zwischen dieser Inselgruppe und dem westlichen spanischen Amerika eine praktische Seite. Die in frühester Zeit maßgebende Seite der Frage war aber die staatsrechtliche, und es beruhte diese auf den Bestimmungen der bekannten Bullen des Papstes Alexander VI. vom 3. und 4. Mai 1493, welche Bullen die auf der östlichen Erdhälfte zu entdeckenden heidnischen Länder den Portugiesen, jene auf der Westhälfte aber den Spaniern zugesprochen hatten. Die Demarcationslinie, von welcher aus nach Osten und Westen zu rechnen war, sollte »vom Nord- zum Südpol, 100 *leguas* gegen Abend und Mittag aller sogenannten Azoren und Capverdischen Inseln verlaufen« [1]). Der Vertrag von Tordesillas, am 7. Juni 1494 zwischen Spanien und Portugal geschlossen, im Jahre 1506 von dem Papste Julius II. bestätigt, verlegte aber diese Linie 370 *leguas* nach Westen von den Capverdischen Inseln [2]). — Berechnet man nun, von dieser Demarcationslinie aus, unter Zugrundelegung des damaligen Größenwertes der *legua*, die Grenzen des den Spaniern zugesprochenen Entdeckungs- und Eroberungsrayons, so ergibt sich derselbe (rund) als das zwischen dem 47. West- und 133. Ost-Meridian von Greenwich eingeschlossene Gebiet [3]).

Die unvollkommenen Mittel zur Längenbestimmung, welche damals erst zugebote standen, ließen es aber immerhin strittig erscheinen, wo die (öst-

---

[1]) Oskar Peschel bemerkt treffend: »Die Ausdrücke der Bulle sind mathematisch so verworren, dass eine Linie genau 100 Meilen westlich und südlich von jeder Insel zweier weitausgestreuter Gruppen sich gar nicht ziehen ließe.« — Die zweite Bulle, in welcher eben die Demarcationslinie (zweimal) zur Definition gelangt, besagt: „. . . *fabricando et constituendo unam lineam a Polo Arctico, scilicet septentrione, ad Polum Antarcticum, scilicet meridiem . . . quae linea distet a qualibet insularum quae vulgariter nuncupantur de los Azores et Cabo Verde centum leucis versus occidentem et meridiem . . .*“

[2]) ». . . . *otorgaron y consintieron que se haga y asigne por el dicho mar Océano una raya ó linea derecha de Polo á Polo, de Polo Artico, al Polo Antártico, que es de Norte á Sur, la qual raya ó linea é señal se haya de dar y dé derecha, como dicho es, á trescientas setenta leguas de las islas de Cabo Verde para la parte de Poniente por grados ó por otra manera, come mejor y mas presto se pueda dar, de manera que no será mas*«.

[3]) Jagor gibt folgende Berechnung: »Von den leguas wurden $17\frac{1}{2}$ auf einen Grad des Äquators gerechnet: im Parallel der Capverden betrugen 370 leguas 21° 55′; nimmt man dazu die Längendifferenz zwischen der Westspitze dieser Inselgruppe und Cadix = 18° 48′, so erhält man 40° 43′ West und 139° 17′ Ost von Cadix (rund 47° West und 133° Ost von Greenwich) als die Grenzen der spanischen Erdhälfte«.

liche) Demarcationslinie eigentlich wirklich verlaufe; — in wie weiten Grenzen die verschiedenen Berechnungsresultate schwankend gewesen sein mögen, erhellt am besten aus der Thatsache, dass die Spanier im Jahre 1524 zu Badajoz den protestirenden Portugiesen den Beweis zu liefern vermeinten, die (östliche) Demarcationslinie schneide die Mündung des Ganges; und Albo's — eines Gefährten des Magelhaens — Tagebuch berechnete die Längendifferenz zwischen der Magelhaens-Straße und den Philippinen mit 106°, während sie wirklich 159° beträgt.

Es ist leicht erklärlich, dass unter dem Walten solcher Unsicherheit in den geographischen Ortsbestimmungen, sowohl Spanier als Portugiesen in der ostasiatischen Inselwelt das gute Recht der ihnen durch die päpstlichen Bullen zugestandenen Eroberung für sich zu haben meinten; das eigentlich umstrittene Gebiet waren aber nicht die damals noch als wertlos angesehenen Philippinen, sondern die gewürzreichen Molukken. Karl I. (V.) trat im Jahre 1529 im Wege des Vergleiches die Ansprüche auf die Molukken für 350.000 Ducaten an Portugal ab; das Recht der Spanier auf die Philippinen blieb aufrecht, und im Zusammenhange mit diesen Rechtsbehauptungen und Rechtsfragen steht es, dass die Spanier die Philippinen ebenso consequent die »Inseln des Westens« nannten, als die Portugiesen sie mit dem Namen der »Inseln des Ostens« bezeichneten.

Die Philippinen, als »Inseln des Westens«, vom Osten her entdeckt und besiedelt, in jahrhundertelanger beinahe ausschließlicher Verbindung mit dem Westen Amerikas bleibend, adoptirten also, führten und behielten eine Datumszählung, welche von jener auf den benachbarten Molukken, auf Macao u. s. w. um einen Tag differirte.

Wie schon angedeutet, hat dieser für die geänderten Verhältnisse der Gegenwart anormale Zustand, welcher für die Beziehungen der Philippinen zur gegenüberliegenden asiatischen Küste, insbesondere zu den durch den englischen »Opiumkrieg« eröffneten chinesischen Häfen und zum nahen, neu gegründeten Hongkong, dann zu Japan, der ostasiatischen Inselwelt, Australien, und auch im Verkehre mit dem spanischen Mutterlande u. s. w. von sehr störender Wirkung hätte werden müssen, mit Schluss des Jahres 1844 sein Ende erreicht; wir wollen uns den documentarischen Beweis für diese Behauptung vorläufig aufsparen, und zunächst daran gehen, unsere Ansicht zu begründen, dass die stattgehabte Regulirung der Datumszählung auf den Philippinen bisher nicht in genügender Weise bekannt geworden sei.

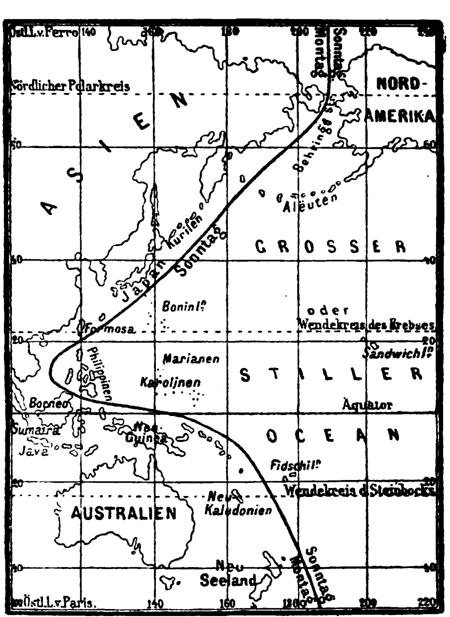
Wir wollen zu diesem Zwecke gerne die Annahme wagen, dass unsere Leser, gleich uns, die außerordentliche Gewissenhaftigkeit und Schwierigkeit der Arbeit willig anerkennen, welche von jenen hervorragenden Kräften aufgewendet worden ist, denen wir die großen, umfassenden, ebenso reichhaltigen als gründlichen deutschen Encyklopädien verdanken, die wir gemeiniglich mit dem Namen von Conversations-Lexica bezeichnen. Wenn nun die bedeutendsten dieser Encyklopädien, in vollster Übereinstimmung, eine unrichtige Thatsache angeben, so ist der Schluss erlaubt, dass in der Fachliteratur des betreffenden Gegenstandes der gleiche Irrthum vorwaltet, und eine Berichtigung dieses Irrthumes, sofern sie in der Fachliteratur überhaupt stattgefunden hat, nicht genügend bekannt geworden ist, nicht die genügende Aufmerksamkeit erregt haben mag.

Der geneigte Leser wolle sich nun die Mühe nicht gereuen lassen, nach seinem Conversations-Lexikon zu langen; wir setzen voraus, dass er

dessen neueste Auflage besitzt, und es macht für uns keinen Unterschied, ob dieses Lexikon den stolzen Namen Brockhaus, den altehrwürdigen Namen Pierer oder den nicht eben seltenen, durch die Ausgaben des Bibliographischen Institutes zu Leipzig aber zu noch weiterer Verbreitung gelangten Namen Meyer an der Stirne trägt.

Im letzterwähnten Lexikon, und zwar in dem im Jahre 1886 erschienenen vierten Bande der neuesten (vierten) Auflage heißt es auf Seite 573 (unter Datum und Datumwechsel):

»Wochentag und Datum hängen auf den Inseln im Großen Ocean, welche jetzt christliche Zeitrechnung haben, lediglich davon ab, ob die Christen von Westen oder von Osten dorthin gelangt sind. Die Portugiesen und Holländer gingen um das Cap der guten Hoffnung, und kamen also zu ihren Entdeckungen und Besitznahmen vom Westen her; die Spanier dagegen segelten durch die Magelhaens-Straße, oder später von den westlichen amerikanischen Küsten gegen Westen, kamen also zu den von ihnen entdeckten und zum Theile besetzten Inseln von Osten her, und so mussten letztere einen Tag weniger in Wochentag oder im Datum des Kalenders zählen, als die ersteren. Macao, an der chinesischen Küste, und Manila auf Luzon sind z. B. um $7^1/_2{}^0$ in der Länge, oder etwa 30^m in der Zeit von einander entfernt; aber Macao, von den Portugiesen besetzt, zählt im Datum um einen Tag mehr als die Spanier in Manila. Ganz Amerika bekam von Osten her, nur Alaska von Westen her, den europäischen Wochentag; russische und englische Pelzhändler an der Grenze hatten also verschiedene Wochentage, und als die Vereinigten Staaten Alaska kauften, mussten Datum und Wochentag geändert werden.«



»Nebenstehende Kartenskizze zeigt die Linie, welche die Orte von einander scheidet, die verschiedenes Datum und verschiedene Wochentage haben. Westwärts von derselben zählt man als Datum und Wochentag einen Tag mehr als ostwärts«. —

Das kleine Kärtchen, auf welches hier Bezug genommen wird, und welches wir zu reproduciren der besseren Deutlichkeit halber keinen Anstand nehmen, zieht die erwähnte Grenzlinie, von der Behringsstraße ausgehend, längs der Kurilen und japanischen Inseln ostwärts von Formosa vorbei, dann aber westlich der Philippinen, zwischen diesen südwärts, und nordwärts von Borneo und den Molukken, dann nördlich von Neuguinea weiter; westwärts des Fidschi-Archipels und östlich von Neuseeland nimmt die Linie dann ihren weiteren Lauf nach Süden. Die Grenzlinie bildet also nach diesen Angaben, statt im ganzen und großen der Richtung eines Meridians zu folgen, einen weit nach Westen vorspringenden Bogen.

Brockhaus' Lexikon (13. Auflage, 10. Bd. 1885) schreibt (p. 800):
„Wenn in Berlin die Neujahrsstunde (Mitternacht) schlägt, dann ist auf den Tonga-Inseln der Vormittag des 31. December, und auf Neuseeland, wo die Uhr dagegen um eine halbe Stunde zurück ist, ist der Vormittag des 1. Januar. — Ähnlich verhält es sich mit den anderen Gegenden im Großen Ozean, welche ihr Datum von Osten oder von Westen bekommen haben und darnach um einen Tag verschieden schreiben. Die Scheidelinie, vom Südpol kommend, bleibt östlich von der Insel Chatam, Neuseeland und Australien, biegt sich dann zwischen Neuseeland und den Carolinen hindurch nach Westen, bleibt westlich von den Philippinen und Marianen (Ladronen), und geht dann südöstlich von den japanischen Inseln und den Kurilen nach der Behringsstraße."

Die hier beschriebene Linie ist bei Brockhaus auf der schönen Weltkarte eingezeichnet, welche zur Übersicht der hauptsächlichsten Ocean-Dampfer-Routen dem Artikel „Weltverkehr" (16. Band, pag. 547) beigegeben ist.

Die allerneueste der früher genannten großen deutschen Real-Encyklopädien, Pierers Conversationslexikon (7. Auflage, 58. Heft, oder IV. Band, pag. 86), erwähnt die Angelegenheit, die uns hier beschäftigt, unter dem Schlagworte „Datumwechsel". Nach einer Einleitung über die von der geographischen Länge bestimmten Zeitdifferenzen u. s. w. kommt die Stelle: „Es muss daher auf der Erde eine in sich geschlossene Linie existiren, so dass östlich von dieser an demselben Tage das Datum, d. h. die Nummer des Tages im Monate, um 1 kleiner ist als westlich von ihr. Diese Linie des Datumwechsels ist aus der Verschiedenheit der Entdeckungsrichtung hervorgegangen, die man östlich von Asien und Australien eingeschlagen hat — vergleiche beistehende Skizze".

Die Skizze nun, auf welche der Text des Lexikons Bezug nimmt, führt genau so wie auf der Skizze bei Meyer und der Karte bei Brockhaus die Datumscheidegrenze im Westen der Philippinen vorbei, lässt also ebenso wie die beiden anderen, auch die Carolinen-, die Marianen- und die Fidschi-Inseln in einen Rayon fallen, in welchem ein der geographischen Lage nach unangemessenes Datum gezählt werden würde[1]. —

---

[1]) Bezüglich der Marianen, die eine unmittelbare politische Dependenz von den Philippinen bilden, ist es vollkommen sicher, dass die Rectification des Datums auf den Philippinen zugleich auf die Marianen Anwendung fand; von den Fidschi-Inseln ist es uns bekannt, dass, als S. M. Schiff Saïda, von Australien und Neuseeland kommend, im Jahre 1885 diese Inselgruppe besuchte, man an Bord keine Veranlassung fand, das mitgebrachte Datum zu ändern, beziehentlich dort auch das richtige Datum vorfand. Bezüglich der Carolinen endlich, haben wir keine ebenso vollkommen bestimmten Anhaltspunkte, doch dürfte es deutschen Seeofficieren, welche zur Zeit des Carolinenstreites diese Inselgruppe besuchten, wohl mit aller Sicherheit bekannt sein, wie dort das Datum gerechnet wird. (Wir wären für eine diesfällige Nachricht recht sehr zu Dank verpflichtet.) — Sollte, wie wir es vermuthen, auch auf den Carolinen das richtige Datum, nämlich das „westliche", thatsächlich im Gebrauche stehen, so fällt sozusagen die ganze Frage der Datumsgrenze in sich zusammen, und die auf allen den erwähnten Skizzen übereinstimmend gegebene Curve, mit dem weit nach Westen vorgeschobenen, die Philippinen einschließenden Ausbuge, streckt sich in die Meridianrichtung; als die Region des Datumwechsels oder der Datumsunsicherheit ergibt sich dann das früher schon erwähnte sphärische Zweieck, welches, von Pol zu Pol reichend, durch die beiden Meri-

So äußern sich die großen Encyklopädien, deren innerem Werte gewiss dadurch nicht nahe getreten werden soll, dass eine einzelne Unrichtigkeit in denselben nachgewiesen wird. Wie schon erwähnt, wird das vollständig gleichartige Vorkommen dieses Fehlers, gerade in diesen so verlässlichen Auskunfts- und Nachschlagewerken, von uns nur als ein Beweis aufgefasst, dass in diesem Falle die richtige Lage der Dinge nicht in genügend präciser Weise von jener Fachliteratur zur Kenntnis genommen worden ist, aus welcher die Bearbeiter der Lexica zu schöpfen angewiesen sind.

Wenn — unwahrscheinlicherweise — der Einwand erhoben werden sollte, dass den Conversationslexica, als Nachschlagebüchern, nicht die volle Bedeutung wissenschaftlicher Werke zuzuerkennen sei, die fraglichen Verhältnisse, wie sie wirklich bestehen, aber in der streng wissenschaftlichen Fachliteratur gewiss richtig beschrieben sein müssen — so dürfen wir diesem, wie gesagt, nicht sehr wahrscheinlichen aber immerhin möglichen Einwande im voraus entgegentreten. Wir können uns selbstredend nicht anmaßen, den Schein erwecken zu wollen, als hätten wir die ganze unerschöpfliche geographische und Reiseliteratur des letzten halben Jahrhunderts nach dem fraglichen Gegenstande durchforscht; aber wir können z. B. anführen, dass es uns nicht gelingen wollte, in Petermanns geographischen Mittheilungen eine Erwähnung der Thatsache zu finden, dass man auf den Philippinen zur Rectification des Datums den 31. December 1844 gänzlich übersprungen hat. Immerhin könnte gerade hier ein Übersehen unsererseits stattgefunden haben; auch wollen wir gerne gestehen, dass die ebenso zahlreichen als wertvollen Arbeiten Dr. Blumentritts über die Philippinen uns nicht genügend bekannt sind, um den Ausspruch wagen zu können, die stattgehabte Datums-Rectification sei dort nicht irgendwo erwähnt worden. Aber wir können an zwei Beispielen zeigen, dass gelehrten Schriftstellern von wohlverdientem hohen Rufe die ofterwähnte Thatsache ebenfalls unbekannt geblieben ist.

Der eine der Gelehrten, die wir hier meinen, ist der der Wissenschaft so früh entrissene geistige Nachfolger Karl Ritters, der gerade um die Geschichte der geographischen Wissenschaften so hochverdiente Oskar Peschel. — Seine gründlichen Forschungen über das Zeitalter der großen Entdeckungen, die geistvollen Arbeiten, welche er über diese Ära der Geographie geliefert, mussten seinem Interesse die Frage der Abgrenzung des spanischen und portugiesischen Entdeckungs- und Eroberungsbereiches besonders nahe rücken, und ebenso die mannigfachen Folgen jener Abgrenzung. In der That hat Oskar Peschel diesem Gegenstande ein eigenes Werk — von geringem Umfange, aber reichem Inhalte — gewidmet. Dasselbe führt den Titel: »Die Theilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II. [1]). Das Werkchen führt die Jahreszahl 1871, und doch erwähnt es nirgends die Thatsache der auf den Philippinen im Jahre 1844 eingetretenen Rectification der Datumsführung; wohl aber heißt es auf Seite 29: »Die Spanier nun,

---

diane von 180° westlicher oder östlicher Länge von Paris und von Ferro eingeschlossen wird. (Der nebst diesen beiden Hauptmeridianen, und noch mehr als diese im Gebrauche stehende erste Meridian von Greenwich fällt bekanntlich zwischen die beiden erstgenannten, ist also auch in 180° Elongation innerhalb der beiden andern eingeschlossen).

[1]) Leipzig, Duncker und Humblot, 1871.

getreu ihrer Behauptung, dass die Philippinen noch zu ihrer westlichen Erdhälfte gehören, und weil sie ursprünglich von Westen[1]) her eingewandert, und den spanischen Tag dorthin getragen hatten, feierten zum großen Ärgernisse der Portugiesen, die ihnen gegenüber in Macao saßen, alle Feste und Festtage um einen Tag später, und haben noch jetzt im Andenken an die einstmalige Theilung der Erde an dieser Sitte festgehalten.«

Der andere gelehrte Schriftsteller, auf welchen wir hinzuweisen gezwungen sind, ein Gelehrter, dessen Name Tausenden und Tausenden von Menschen geläufig ist, die nie von Oskar Peschel gehört haben, und dessen Arbeiten ihrer Natur nach gerade alle Aufmerksamkeit auf das zeitliche Zusammentreffen oder die zeitliche Verschiedenheit bestimmter Naturereignisse an verschiedenen Orten gebieterisch erfordern, ist Rudolf Falb. — In seinem sehr instructiven und lesenswerten, auch vielverbreiteten Buche: »Sterne und Menschen« (1882), das er bescheidenerweise nur als »Skizzen und Glossen aus der Mappe eines Naturforschers« bezeichnet, ist im Capitel XIII, — »Uhr und Kalender auf Reisen« — unter Beigabe eines ähnlichen Kärtchens, wie wir es oben aus Meyers Lexikon reproducirten, mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, dass auf den Philippinen das unrichtige Datum noch immer gezählt werde. Es heißt auf Seite 423 des erwähnten Buches:

»Es ist demnach klar, dass zwei Orte, die ganz nahe beisammen, aber auf verschiedenen Seiten dieser Linie[2]) liegen, verschiedenes Datum und verschiedenen Wochentag haben. Dies ist z. B. der Fall mit Manila auf den Philippinen und Macao an der chinesischen Küste, die nur einen Zeitunterschied von nahezu einer halben Stunde von einander entfernt sind. Das Neujahr 1869 fing auf Manila um einen Tag später an, als auf Macao«.

»Wie kommt es aber«, frägt nun Falb, »dass die Philippinen, die doch bedeutend westlicher liegen als Neuseeland, im Kalender noch mit Amerika gehen?«, eine Frage, die auch hier in der üblichen Weise durch die Entdeckung und Besiedlung von Osten her beantwortet wird. Am Schlusse des Abschnittes fügt Falb bei: »Man sieht daraus, wie wichtig es ist, Berichte über Ereignisse und Naturerscheinungen, welche von so entfernten Orten mit Angabe von Tag und Stunde gemeldet werden, sorgfältig zu reduciren. So würde z. B. schwerlich jemand ein Erdbeben, das am Ostcap in Neuseeland am 1. Januar 1869 um 2 Uhr morgens stattfand, mit einem in Manila am 30. December 1868 $10^1/_4$ Uhr notirten gleichzeitig finden. Und doch war es dies.« — Keineswegs! denn am 30. December 1868 waren es schon 24 Jahre her, seit die Philippinen ihre Datumsführung geändert, und sie in Einklang mit jener in den Nachbarländern gebracht hatten! Und wenn solches einem Rudolf Falb ebenso entgehen konnte, wie es ein Jahrzehent vor ihm Oskar Peschel entgangen war, so muss die Nachricht über die stattgehabte Datums-Rectification der Philippinen wohl sehr versteckt geblieben sein. —

Es frägt sich nun, warum die Angelegenheit nicht wenigstens in den bedeutenderen, mehr wissenschaftlich gehaltenen Reisewerken zur Besprechung

---

[1]) Darf wohl als Druckfehler gelten.
[2]) Nämlich der Datumsgrenze, wie sie das Kärtchen zeigt.

gelangt sein mag [1]). Das mit Recht hochberühmte NOVARA-Werk z. B. widmet wohl einige Erläuterungen der allgemeinen Frage des Datums, Datumswechsels u. s. w. anlässlich der Passage des 180° Meridians, als Montag der 10. Jänner 1859 an Bord der Fregatte zweimal hintereinander gerechnet werden musste. Aber über die damals erst einige Quinquennien alte Rectification der Datumszählung auf den Philippinen wird im NOVARA-Werke, trotzdem die Fregatte Manila besucht hatte, nichts erwähnt. Es ist dies um so auffallender, als das NOVARA-Werk im Capitel Manila der Reisebeschreibung des österreichischen Reisenden Freiherrn von Hügel lobend erwähnt, und gerade dieser Reisende (welcher im dritten Decennium unseres Jahrhunderts Manila besucht hatte) den zweimaligen Datumswechsel in seinem Tagebuche, bei Ankunft in Manila und beim Verlassen dieses Ortes, ausdrücklich bemerkt und bespricht.

Wir haben nur die eine Erklärung zur Hand, dass zur Zeit des Besuches von Manila durch S. M. Fregatte NOVARA die ehemals bestandene Anomalie schon gänzlich in Vergessenheit gerathen war, während früher das Bestehen derselben, außerhalb der Philippinen nur sehr wenig bekannt gewesen sein dürfte. Bei Schiffen, welche noch später als NOVARA die Philippinen besuchten, trifft das eben Gesagte in noch höherem Maße zu.

S. M. Corvette E. H. FRIEDRICH, während der Jahre 1869 und 1870 das erste Stationsschiff der k. u. k. Kriegsmarine in den Gewässern Ostasiens, besuchte Manila im Januar 1870. Ein Zufall fügte es, dass einige Wochen vor jener Zeit eben ein Artikel in der »Leipziger Illustrirten Zeitung« erschienen war, welcher die Frage der Datumsgrenze in der hier schon öfter wiederholten Weise erörterte, und die übliche Kartenskizze mit der die Philippinen östlich lassenden Datumsgrenze als Illustration beigab [2]). Hiedurch aufmerksam geworden, ließ es sich der gegenwärtige Verfasser dieser Zeilen angelegen sein, an Ort und Stelle die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. Ein widerlegender Bericht ging von Manila am 1. Februar 1870 an die »Leipziger Illustrirte Zeitung« ab, doch wurde von demselben lediglich in der Correspondenzrubrik des Journals Kenntnis genommen; die wenigen und an unauffälliger Stelle gedruckten Worte, welche constatirten [3]), »dass man jetzt in Manila das Datum zähle, wie an der asiatischen Küste«, konnten selbstverständlich nirgends wesentliche Aufmerksamkeit erwecken — und schließlich mangelte damals dieser Behauptung auch die Beweiskraft. —

---

[1]) Uns selbst sind nur zwei Ausnahmen bekannt. In Jagors inhaltreichem Buche: »Reisen in den Philippinen« (Berlin 1873) geschieht in der Einleitung in bestimmter Weise Erwähnung von der im Jahre 1844, stattgehabten Regulirung des Datums auf den Philippinen. — Karl Graf von Görtz, in seiner »Reise um die Welt 1844—1847« (Stuttgart, Cotta, 2. Aufl. 1864) bemerkt bei Besprechung der Datums-Anomalien in der Südsee, in einer Anmerkung (pag. 431), es habe eine solche Anomalie früher auch zu Manila bestanden. Görtz hatte auf seiner Reise die Philippinen nicht berührt. — Eine positive Erwähnung der stattgehabten Regulirung soll auch vorkommen in P. Bavaneras »*Compendio de la Historia de Filipinas*«. (Mittheilung des Vorstandes des Meteorologischen Observatoriums zu Manila, 27. September 1888, an den k. u. k. Consul daselbst).

[2]) Beilage zu Nr. 1376, LIII. Band der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 13. November 1869. — Der mit der Chiffre A. D. gezeichnete Artikel beruft sich auf die von Prof. Dr. Heis in München redigirte „Zeitschrift für Astronomie, Meteorologie und Geographie“, und zwar auf Nr. 48 des Jahrganges 1868.

[3]) Leipz. Ill. Ztg. Nr. 1389 vom 16. April 1870.

Eine neuerliche zufällige Fügung brachte uns vor etwa zwei Jahren den Gegenstand wieder näher. — Dr. M. Halmos veröffentlichte eine kleine, recht interessante Arbeit[1]) über den uns hier beschäftigenden Gegenstand, und erwähnte, dass der eben damals erschienene 16. Band der 13. Auflage des Brockhaus'schen Lexikons mit seiner Karte des Weltverkehrs ihm erst Klarheit in der verwirrenden Frage über die »Datumsgrenze« gebracht habe. — Wir wissen aus vorstehendem, was Brockhaus gleich den anderen Lexica sagt. — Dr. Halmos schloss seinen Artikel mit den Worten:

»Man sieht, die Datumsgrenze bietet des Anregenden und Interessanten vollauf, um die aufmerksame Bekanntschaft jedes gebildeten Mannes reichlich zu verdienen. Wenn sie bisher ungebürlich vernachlässigt wurde, so scheinen die neuen Nachschlagewerke den Fehler wieder gutmachen zu wollen; aber es liegt eben in der Natur eines Nachschlagewerkes, dass man im allgemeinen doch nur das darin findet, was man sucht — und die Datumsgrenze suchen eben die wenigsten«.

Das Erscheinen dieses Artikels gab die Anregung, für die uns damals bevorstehende Ausarbeitung über die Reisen S. M. Schiffe NAUTILUS und AURORA in der ostasiatischen Station, eine den bestehenden Irrthum widerlegende Abhandlung als Einschaltung vorzubereiten, aber diese Widerlegung diesmal durch unanfechtbare, documentarische Beweise zu stützen.

Die k. u. k. Consularbehörde zu Manila fand sich auf das dankenswerteste bereit, an Ort und Stelle die von uns erbetenen Nachforschungen nach einem Belege für jenen Act staatlicher und kirchlicher Oberhoheit zu pflegen, mittelst welchem die Durchführung der Datumsregulirung seinerzeit angeordnet worden war. Den vom k. u. k. Consul eingeleiteten Schritten kam der damalige Verweser des eben vacanten erzbischöflichen Stuhles von Manila, Mgr. Eugenio Netter, auf höchst bereitwillige Art entgegen, trotzdem dass die erforderlichen archivalischen Recherchen wegen des eben statthabenden Umbaues des erzbischöflichen Palastes sehr erschwert und behindert waren. Am 17. September 1889 übersandte Mgr. Netter dem k. u. k. Consul eine amtlich beglaubigte Copie des Decretes vom 16. August 1844, mit welchem der damalige General-Gouverneur der Philippinen, Narciso Claveria, dem Erzbischofe von Manila nahelegte, jene Verordnungen zu erlassen, welche durch den im Einverständnisse mit dem Erzbischof gefassten Beschluss nöthig wurden, den bevorstehenden 31. December 1844 in der Zeitrechnung gänzlich zu übergehen, um das Datum auf den Philippinen mit jenem in Europa, China und den Ländern östlich des Cap der guten Hoffnung in Einklang zu bringen.

Das erwähnte Decret hat folgenden Wortlaut:

Superior Gobierno de Filipinas.

Exmo. é Ilmo. Sor.

Con esta fecha he decretado lo que sigue.

Considerando conveniente el que sea uniforme el modo de contar los dias en estas Islas á Europa, China, y demas paises situados al Este

[1]) Feuilleton der »Neuen Freien Presse« Nr. 8511 vom 5. Mai 1888.

del Cabo de Buena Esperanza, que cuentan un dia mas por razones que à todos son bien conocidas, vengo en disponer con acuerdo del Exmo. é Ilmo. Sor. Arzobispo, que por este año, solamente, se suprima el Martes 31 de Diciembre, como si realmente hubiese pasado, y que el siguiente dia al Lunes 30 del mismo, se cuente Miercoles 1º de Enero de 1845, que és con el que empezará el Calendario de dicho año, en el cual ninguna alteracion se necesita hacer.

Y lo comunico a V. E. J. para su conocimiento y efectos consiguientes. Dios gue. à V. E. J. m. a.

Manila, 16 de Agosto de 1844.

Narciso Claveria[1]).

Exmo. é Ilmo. Sor. Arzobispo de esta Diocesis.

Wir sehen also, dass man auf den Philippinen nach gepflogenem Einvernehmen zwischen weltlicher und kirchlicher Autorität, auf Montag den 30. December 1844 Mittwoch den den 1. Jänner 1845 unmittelbar folgen ließ. —

Seither — es sind dies nahe an fünfzig Jahre — zieht sich die „Datumsgrenze" im Stillen Ocean weit im Osten der Philippinen; und der Zweck unserer, das vorliegende Capitel bildenden Einschaltung in diesem Werke soll erreicht sein, wenn diese Zeilen dazu beizutragen vermögen, einen, wie es scheint, ziemlich weitverbreiteten geographischen Irrthum zu beheben.

[1]) Die oben wiedergegebene Abschrift ist durch die Unterschrift des Secretärs des Erzbisthums, Herrn Luis Remedios, diese Unterschrift endlich durch eine Legalisirungsclausel seitens des k. u. k. Consulatsverwesers, Herrn Wilhelm Meyer, in aller Form beglaubigt.



